

# Heinrich Mann, kleiner grosser Bruder

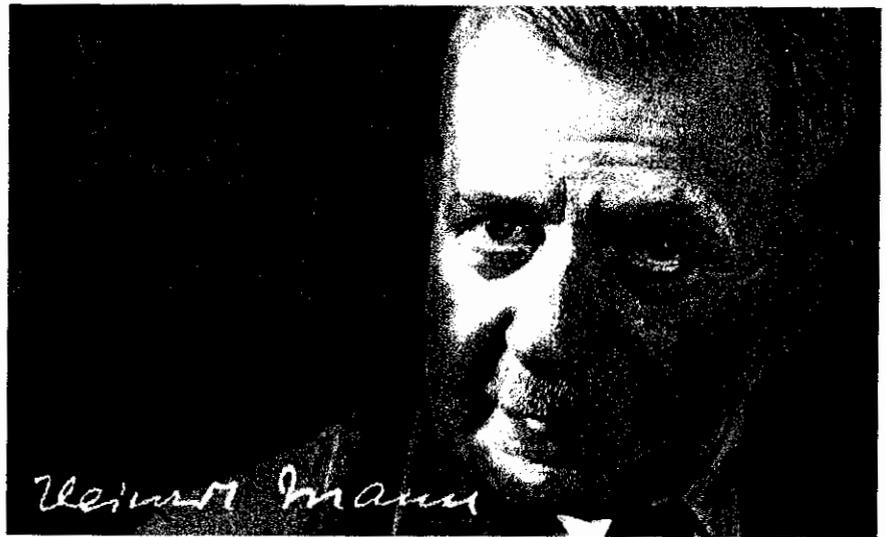
Sein ganzes Leben stand er im Konkurrenzkampf mit seinem jüngeren, erfolgreicherem Bruder Thomas Mann. Nur einmal, mit dem Roman «Der Untertan», konnte er ihn überflügeln.

Einst weltberühmt, dann vom Ruhm des eigenen Bruders fast erdrückt, schliesslich verarmt, verbittert, halb vergessen: Das war das Schicksal Heinrich Manns, der 1871 als erstes von fünf Kindern eines Lübecker Grosskaufmanns geboren wurde und sich mit seinem vier Jahre jüngeren Bruder Thomas schon in der Jugend überwarf. Im selben Jahr, 1894, sah der Ältere seinen ersten Roman gedruckt – der Jüngere seine erste Novelle. 1900 gelang dem Älteren ein grosser Wurf: «Im Schlaraffenland», eine bissige Satire auf die Berliner Gesellschaft im Kaiserreich.

Schon 1901 aber traf Heinrich Mann jener Schlag, von dem er sich nie ganz erholte: Thomas, 26 Jahre alt, warf die «Buddenbrooks» auf den Markt, und sie wurden einer der berühmtesten Romane des Jahrhunderts. Der Ältere blieb gefasst, doch man darf vermuten, dass er verzweifelt war. Fieberhaft schrieb er an gegen den übermächtig gewordenen Konkurrenten, 1902 einen Roman, 1903 den nächsten – und an dem nahm Thomas eine Hinrichtung vor: Ob er sich denn wohl fühle «in dieser Fratzenwelt der krassen Effekte», schrieb er dem Bruder. «Hast Du Dich zur Arbeitsfähigkeit trainiert, um nicht hinter mir zurückzubleiben? Was Du machst, ist krank.»

1905, immerhin, hatte Heinrich einen Erfolg: mit dem Roman «Professor Unrat» – doch berühmt wurde der erst 1931 durch die Verfilmung «Der blaue Engel», mit Emil Jannings und Marlene Dietrich. 1915 machten die Brüder ihren Zwist öffentlich: Thomas schrieb ein Stück feuriger patriotischer Prosa («Friedrich und die Grosse Koalition») – Heinrich beschuldigte ihn, er sei «vor Hochgefühl von Sinnen» und habe keine Ahnung, dass der Weltkrieg unrettbar auf eine Katastrophe zulaufe. Thomas legte 1918 nach: Ohne Namen zu nennen, verspotete er jene «Zivilisationsliteraten», die in Wahrheit «Bummelpsychologen» seien «mit Vorliebe fürs Blutgerüst».

Im selben Jahr gelang es Heinrich zum ersten und zum letzten Mal, den Bruder an Ruhm zu übertreffen: Der deutsche Kaiser war nach Holland geflohen, und nun konnte der Roman «Der Untertan»



erscheinen, dessen Abdruck (in Fortsetzungen) 1914 bei Kriegsausbruch unterbunden worden war: «Geschichte der öffentlichen Seele unter Wilhelm II.» hiess er im Untertitel. Die deutsche Linke labte sich an dem boshaften Gemälde der glücklicherweise untergegangenen Ära, binnen sechs Wochen waren hunderttausend Exemplare verkauft. Alles spricht dafür, dass es diesmal Thomas war, der litt.

## Erfolglos in Hollywood

1921, zu seinem 50. Geburtstag, wurde Heinrich Mann, Galionsfigur der deutschen Linken, mehr gefeiert, als es Thomas bis dahin widerfahren war. Im Jahr darauf versöhnten sich die Brüder: Heinrich war schwer erkrankt, Thomas besuchte ihn, und die ältesten seiner sechs Kinder, Erika und Klaus, lernten ihren Onkel lieben, weil der so ganz anders war als der Vater, der Zuchtmeister der eisernen Disziplin; und gern begleiteten sie ihn bei seinen berühmten Streifzügen durchs nächtliche Berlin.

Der zeitweilige Vorsprung Heinrichs aber wurde 1924 endgültig zunichte: Da publizierte Thomas seinen zweiten Roman von Weltgeltung, den «Zauberberg», und 1929 bekam er auch noch den Nobelpreis. Heinrich hatte verloren für immer. Doch in seiner Schreibwerkstatt lief die Produktion von Romanen und Essays unbarmherzig weiter. 1933 floh Heinrich nach Frankreich, die Nazis verbrannten

seine Bücher. 1939 heiratete er Nelly Kröger, eine ehemalige Animierdame aus Berlin, die mit ihm gegangen war. Thomas war empört, «eine Prostituierte» zur Schwägerin zu haben.

1940 flohen Heinrich, inzwischen 69, und Nelly über Lissabon nach New York; Thomas hatte ihnen das Visum besorgt. Sie reisten weiter nach Los Angeles – er in der Hoffnung, im Sog des «Blauen Engels» noch als Drehbuchautor ins Geschäft zu kommen. Ja, Drehbücherschreiben durfte er eine Zeitlang; verfilmt wurden sie nie. Thomas schickte monatlich einen Check, Nelly verdingte sich als Putzfrau. Mehrfach kam sie in die Suchtklinik, 1944 brachte sie sich um.

Heinrich, 73, vergrub sich vollends in seine Zweizimmerwohnung – und er schrieb. 1945 konnte in Stockholm sein autobiographischer Bericht «Ein Zeitalter wird besichtigt» erscheinen. In der Sowjetunion, hiess es darin, sei «die bis jetzt höchste Stufe der europäischen Moral» verwirklicht. 1950 lud Johannes R. Becher, Dichter der Nationalhymne der jungen DDR, ihn ein, Präsident der Ostberliner Dichterakademie zu werden. Heinrich zögerte; zwei Monate später war er tot. Aus seinen letzten Wochen hat seine Pflegerin überliefert, dass er sich dann und wann, laut lesend, seine Stimme zur letzten Gesellschaft nahm.

Wolf Schneider  
Illustration: Angelo Boog

## Abdankung

Alle wollten Fußball spielen; Felix allein bestand auf einem Wettlauf.

»Wer ist hier der Herr?« schrie er, gerötet und bebend, mit einem Blick, daß der, den er traf, sich in einen Knäuel von Freunden verkroch.

»Wer ist hier der Herr!« — es war das erste Wort, das er, kaum in die Schule eingetreten, zu ihnen sprach. Sie sahen verdutzt einander an. Ein großer Rüpel musterte den schwächigen Jungen und wollte lachen. Felix saß ihm plötzlich mit der Faust im Nacken und duckte ihn.

»Weiter kannst du wohl nichts?« ächzte der Gebändigte, das Gesicht am Boden.

»Laufe mit mir! Das soll entscheiden.«

»Ja, laut!« rieten mehrere.

»Wer ist noch gegen das Laufen?« fragte Felix, aufgereckt und ein Bein vorgestellt.

»Mir ist es wurscht«, sagte faul der dicke Hans Butt.

Andere bestätigten: »Mir auch.«

Ein Geschiebe entstand, und einige traten auf Felix' Seite. Denen, die sich hinter seinen Gegner gereiht hatten, ward bange, so rachsüchtig maß er sie.

»Ich merke mir jeden!« rief er schrill.

Zwei gingen zu ihm über, dann noch zwei. Butt, der sich parteilos herumdrückte, ward von Felix vermittelt einer Ohrfeige den Seinen zugesellt.

Felix siegte mit Leichtigkeit. Der Wind, der ihm beim Dahinfliegen entgegenströmte, schien eine begeisternde Melodie zu enthalten; und wie Felix, den Rausch der Schnelligkeit im pochenden Blut, zurückkehrte, war er jedes künftigen Sieges gewiß. Dem Unterlegenen, der ihm Vergeltung beim Fußball verhiess, lächelte er achselzuckend in die Augen.

Als er aber das nächste Mal einen, der sich seinem Befehl widersetzte, niederwarf, war's nur Glück, und er wußte es. Schon war er verloren, da machte sich's, daß er loskam und dem anderen einen Tritt in den Bauch geben konnte, so daß er stürzte. Da lag der nun, wie selbstverständlich, — und doch fühlte Felix, der auf ihn herabsah, noch den Schwindel der schwankenden Minute, als Ruf und Gewalt auf der Schneide standen. Dann ein tiefer Atemzug und ein inneres Aufjauchzen; aber schon murrte jemand: Bauchtritte gälten nicht. Ja wohl, echote es, sie seien feige. Und von neuem mußte man der Menge entgentreten und sich behaupten.

Bei den meisten zwar genügten feste Worte. Die zwei oder drei kannte Felix, mit denen er sich noch zu messen hatte; die anderen gehorchten schon. Zuweilen überkam ihn — nie in der Schule, denn hier war er immer gespannt von der Aufgabe des Herrschens —, aber daheim: ihn überkam Staunen, weil sie gehorchten. Sie waren doch stärker! Jeder einzelne war stärker! Wenn dem dicken Hans Butt eingefallen wäre, daß er Muskeln hatte! Aber das war auch so ein weicher Klumpen, aus dem sich alles machen ließ. Felix war allein; sein Geist prüfte, in unruhigen Sprüngen, alle die Entfernten; und seine erregten Hände kneteten an seinen Gesichtern und stießen sie fort.

Dabei fand er für den und jenen geringschätzig Namen. Fast allen schon hatte er sie aufgenötigt, und als der neue Klassenlehrer fragte, wie sie hießen, hatte jeder den seinen angeben müssen: Klops, Lump, Pithekos. Ja: da stand der englisch gekleidete Weeke als Pithekos, und Graupel, dessen Vater der Bürgermeister war, schimpfte sich Lump: weil Felix es ihnen befohlen hatte. Felix aber trug einen gewendeten Anzug; und seit auf der letzten ihrer abenteuerlichen Fahrten sein Vater — er konnte nur ahnen, wie — ums Leben gekommen war, beherbergten seine Mutter und ihn drei dürftige Zimmer in dieser Stadt, — wo nun geschah, was er wollte.

Denn wie er den Kameraden die Spitznamen auferlegte, machte er die der Lehrer unmöglich. Niemand konnte sie mehr ohne Scham aussprechen. Dem Schreiblehrer, an dem solange der Feigste sein Mütchen gekühlt hatte, erzwang er eine achtungsvolle Behandlung. Durch Einschüchterung und Spott brachte er es in Mode, sich auf die Mathematikstunden nicht vorzubereiten. Als aber der Professor, dem jemand geklatscht haben mußte, die Klasse warnte, sich von einem Unbegabten zur Trägheit verführen zu lassen, erkämpfte Felix in acht Tagen die beste Note und erklärte es für Kinderspiel. In Wirklichkeit hatte er seinem Kopf Gewalt angetan und wußte nicht wohin vor Gereiztheit. Dem Professor, der ihn durch Aus-

zeichnungen zu gewinnen suchte, begegnete er beflissen und unnahbar. Bis zur nächsten Stunde setzte er durch, daß das eiserne Lineal erhitzt werden sollte. Das geschah hinter der Turnhalle. Wie Felix die Zweifler überzeugen wollte, daß der Professor immer im Eifer der Demonstration plötzlich mit ganzer Hand nach dem Lineal fasse, tat unbedacht er selbst den Griff und schrak zurück. Es ward gelacht. »Wer anderen eine Grube gräbt«, hieß es, und: »Er kann es selbst nicht aus-halten.«

Felix' Augen, die die Runde machten, wurden dunkel. Als das heiße Eisen zwischen Hölzern hineingetragen ward, ging er stumm hinterher. Alle saßen auf den Plätzen, der Schritt des Professors war zu hören; da nahm Felix das Lineal vom Pult und stieß es in sein aufgerissenes Hemd. Wie Rauschen ging's durch die Klasse. Was sie hätten, warum niemand auf-merke, fragte der Professor. Felix meldete sich und gab, mit weißen Lippen, die Antwort. Dann saß er wieder da und hatte, hinter seinem gekrampften, einsamen Lächeln, das eine, manchmal von den Schmerzen übertobte Bewußtsein, daß sie alle, die er nicht ansah, voll Grauen, in Unterworfenheit und mit Wallungen der Liebe durch die Finger zu ihm herschiel-ten, und daß er hoch über ihnen schwebte und sie maßlos verachte.

»Feuer ist nichts für euch«, sagte er, als er nach drei Tagen wiederkam; »aber Wasser!«

Er öffnete den Brunnen.

»Butt! Unter die Pumpe!«

Butt gab faul seinen Kopf her.

»Weeke! Graupel!«

Sie kamen. Einer nach dem andern duckte sich unter den Strahl: albern lachend und knechtisch; weil auch der vorige es getan hatte; weil es ein Witz sein konnte; weil Felix zu widerstehen gegen Klugheit und Sitte ging.

Wie es von allen Schöpfen auf die Dielen tropfte und der erbitterte Ordinarius vergeblich nach dem Anstifter umherfragte, stand Felix auf.

»Ich habe sie alle getauft«, erklärte er gelassen und nahm sechs Stunden Karzer entgegen.

Er stand auch auf, weil einer »Kikeriki« gerufen hatte und niemand sich meldete. Nicht er war's gewesen. Das nächste Mal zog er sich einen Tadel im Klassenbuch zu dadurch, daß er seine Grammatik dem Hintermann zum Ablesen hinhielt. Wenn er sie tyrannisierte, fühlte er sich auch verantwortlich für ihre Sünden und für ihr Wohlergehen. Er konnte sie nur als Sklaven ertragen; aber wo nicht er selbst befahl, hielt er eifersüchtig auf ihre Würde. Ein kürzlich eingetroffener Landjunker überhob sich: Felix kam darüber zu, wie er in der Mitte eines neugierigen Kreises stand, seinen ausgestreckten Arm für den Radius erklärte und ihn plötzlich rundum über die Gesichter fegte.

»Von welchem Hundekerl laßt ihr euch da ohrfeigen?« schrie Felix glühend.

»Nimm dich in acht, guter Freund«, sagte der junge Graf, mit einem Blick von oben nach unten. Felix stieß, außer sich, die Arme in die Luft.

»Sprich so mit deinem Kuhjungen, nicht mit mir, nicht mit —«

Die Sprache versagte ihm.

»Du möchtest wohl Prügel?« fragte sein Feind. Der Kreis öffnete sich und wich zurück.

»Und du?« — vorspringend. Plötzlich bezwang er sich, schob die Hände in die Taschen.

»Prügel von mir sind zu gut für dich; aber ich lasse dich prügeln!«

Zu den andern:

»Verhaut ihn! ... Nun? Er hat euch beleidigt. Macht euch das nichts? Er hat auch mich beleidigt. Ihr kennt mich. Nun?!« Von seinen Worten, seinen Blicken kamen sie ruckweise in Bewegung. Sie lugten einer nach dem andern aus, suchten mit den Ellenbogen Fühlung: da, alle auf einmal, warfen sie sich auf den Angreifer ihres Herrn. Er fiel um; ihr Erfolg machte sie wild. Felix lehnte an der Mauer und sah zu.

»Genug! Er blutet!«

»Jetzt vertragt euch wieder!«

Und der verblüffte Neuling ward in die Schar aufgenommen, lernte gehorchen mit der Schar.

Felix übte sie. Der, dem er zurief: »Er lebe wohl!« hatte in wahnsinniger Hast zu verschwinden; und auf die Frage: »Wie geht's Ihm?« war es Gesetz zu erwidern: »Mäßig!«; worauf Felix, mit gekrümmter Lippe: »Es scheint so.« Irgend-einer mußte nach Dunkelwerden zur Stadt hinaus; mußte den Weg schweigend zurücklegen und an einem bestimmten Hause sein Bedürfnis verrichten. Es war nicht sicher, daß Felix von

Verstößen gegen seine Gebote nicht auf mystischen Wegen Kenntnis erlangt haben würde; und je derber sie der Vernunft zuwiderliefen, desto fanatischer wurden sie ausgeführt. Der junge Graf brachte es dahin, daß er Punkt vier Uhr, allein in seinem Zimmer, einen Stock schwenkte und dreißigmal hurra schrie. Und nach jedem Hurra rief ein anderer, der vor dem Hause stand, hinauf: »Du Schaf!« Tägliche Pflicht des dicken Hans Butt war es, sich während der längsten Pause in die leere Klasse zu schleichen, sich auf den Boden zu legen und mit geschlossenen Augen zu harren, daß Felix ihn »entsündige«. Felix kam die Treppe herauf, zwischen vier Trabanten, die an der Tür stehen blieben und das, was vorging, nicht mit Augen schauen durften. Er umkreiste dreimal den ausgestreckten Butt; kein Atem ging in dem weiten Zimmer; und ließ sich ritlings auf den Bauch des Patienten fallen. Butt konnte aufstehen.

Wenn er Butts Fett unter sich zittern und weichen fühlte, war Felix versucht, sich darauf auszuruhen. Er hatte die Empfindung, daß Butts Sünden wirklich in sein eigenes Fleisch hinüberflössen; die tierische Apathie des andern versuchte ihn; eine Gemeinschaft entstand, die ihn selbst anwiderte.

Butt stammte aus einer Gärtnerei und war durchtränkt mit dem friedlichen Geruch erdiger Gemüse, nach dem es Felix immer wieder verlangte wie nach einem Gift, das verachtete Wonnen verspricht. Butts Schnaufen lockte ihn an; und Felix brauchte auf seinem brennenden Lauf nach einem Ziel, einer Tat nur in Butts Nähe zu kommen: Butt hing, hingewälzt, an der sonnigen Mauer; dann mußte Felix anhalten; Butts Dunst fing ihn ein. Er schob – und bekam nie genug davon – diesen willenlosen Kopf hin und her, der hängen blieb, wie man ihn hängte; hob diese trägen Gliedmaßen und ließ sie fallen; versenkte sich, mit einem erschaffenden Grauen, in Butt wie in einen lauen Abgrund. Ein wütender Fußtritt bezeichnete den Augenblick, wo er wieder heraufkam.

Sein Schlaf ward unruhig; er erwachte manchmal mit Tränen bitterer Begierde und erinnerte sich schambestürzt, daß er im Traum Butts Körper betastet habe. Und er sann sich, mit Verachtung und Neid, in solch ein Wesen hinein, dessen Schwere nichts aufrüttelte, kein Ehrgeiz, kein Verantwortlichkeitssinn, weder die Not der selbstgeschaffenen Pflichten, noch die jener Seltsamkeiten, die sich nicht gestehen ließen. Wenn die Unterworfenen einen Blick hätten tun können in das, was ihr Beherrscher verbarg! Daß er ihre Antwort auf den rituellen Zuruf: »Wie geht's Ihm?« mit immer neuer Qual erwartete. Daß er das Ausbleiben dieses entsetzlichen »Mäßig« selbst während der Unterrichtsstunde nie ertragen haben würde und dem Zwang erlegen wäre, zur Erlangung seines Tributs dem Lehrer laut ins Wort zu fallen. Daß er die Schritte eines, den er zu sich beschied, zählen und abergläubische Schlüsse aus ihrer Summe ziehen mußte. Daß er – es ging nicht anders – jemanden, den er durch ein »Er lebe wohl!« zum jähen Verschwinden bestimmt hatte, in Angst und Eile von beiden Seiten, von vorn und nochmals von links ansah, als gälte es, ihn für immer auswendig zu lernen, und daß, hatte er dies nicht fertiggebracht, Stunden voll Pein kamen.

Wie leicht sie's eigentlich hatten, die, die sich ihm ergaben, ihn statt ihrer wollen ließen und nun ruhig schliefen. Ob man sich solch ein gemeines, stumpfsinniges Dasein wünschen sollte? Ach, manchmal wäre es eine Wohltat gewesen, jemand zu haben, der einem Befehle gäbe, einem alles abnähme. Felix stand in der Nacht auf, stellte sich mit der Kerze vor den Spiegel und ließ sich von seinem Gegenüber zurufen: »Streck die Zunge raus! Leg zwei Finger an die Stirn!«

»Nein, was für ein Unsinn! Das bin ich ja wieder selbst.«

Mit einem Blick des Überdrusses wandte er seinem Abbild den Rücken.

Dann rächte er sich an denen, die es so viel leichter hatten, machte die Probe, wie weit sich's wohl treiben ließ mit ihnen. »Runge, spuck dem Butt ins Gesicht! ... Jetzt spuckt Butt den Weeke! Und Weeke den Graupel. Und so weiter.«

Sie taten es! Es war fabelhaft.

»Wer den andern auf die Nase trifft, wird mein Trabant!«

Er dachte: »Merken sie denn gar nicht, was sie tun? Sie jubeln! Warum zwingen sie mich, sie so fürchtbar zu verachten? Da stehe ich ganz allein. Mich spuckt keiner, darauf verfallen sie nicht. Ich hätte wirklich Lust; o, ich darf nicht; aber ich hätte Lust...« Er holte, erregten Gesichtes, Butt aus dem Gedränge und sagte ihm etwas ins Ohr. Butt sah ihn tief erschrocken an. »Wird's bald?« flüsterte Felix; und da Butt unschlüssig blieb, erhob er die Hand.

»Entweder oder!«

Da tappte Butt einen Schritt rückwärts, und vor aller Augen spie er Felix mitten auf die Stirn.

Entsetzte Stille brach ein. Felix lachte leichtsinnig.

»Jetzt kommt was Neues. Ich tue alles, was Butt sagt.«

Die Menge blickte auf Butt und jauchzte befreit.

»Nun, Butt? Sag mal was! Was soll ich tun? Weißt du nichts? Soll ich rechtsum machen?«

Butt blieb ratlos, und die Menge krümmte sich.

»Soll ich auf einem Bein hüpfen? Hast du denn gar keine Phantasie? Befehl mir doch dasselbe, was ich dir befohlen habe!«

Butt wagte mißtrauisch:

»Heb den Arm auf! Laß ihn wieder fallen!«

Felix tat es; und Butt wußte nicht weiter.

Aber in jeder Schulpause kam Felix auf das neue Spiel zurück. Er legte Butt nahe, was er ihm aufgeben sollte.

»Du kannst alles von mir verlangen, was ich sonst von dir verlangt habe; hörst du: alles... Was mußtest du um diese Zeit immer tun?«

»Ich mußte mich entsündigen lassen«, sagte Butt und wollte schon hin.

»Nein, ich!«

Und Felix ging hinauf und streckte sich auf den Boden. Mit geschlossenen Augen: »Weiter, Butt!«

Einige stießen Butt vor; andere zerrten ihn wieder zurück.

»Weiter, Butt!«

Butt schwankte ins Zimmer hinein. Er machte die Runde um Felix: einmal, zweimal und das drittemal.

»Was kommt jetzt, Butt?«

Alles hielt den Atem an. Den Finger am Mundwinkel, stand Butt und glotzte auf Felix hinab.

»Nein, das geht nicht; und er machte kehrt.

»Butt, du tust es!«

»Nein, das darf er nicht!« rief die Menge mit Entrüstung; – und so oft Felix hiervon wieder anfing, hinderte ihn derselbe dumpfe Widerstand. Er erfand ein anderes Mittel, Butt zu seinem Herrn zu machen.

»Butt, wo geht der Weg? Geradeaus oder um den Baum herum?«

Butt antwortete in zweifelndem Ton, Felix tat, was er vorschrieb, und alle lachten Beifall.

Es war die Zeit der Schulausflüge.

»Butt, wo geht der Weg? Über die Brücke oder durch den Bach?«

Und Butt, Mut fassend:

»Durch den Bach!«

Felix sprang hinein, ohne nur die Füße zu entkleiden.

Wenn es zur Stunde läutete, fragte er noch rasch:

»Butt, wo geht der Weg?«

»Die Treppe hinauf!«; und Butt grunzte.

»Wenn er gesagt hätte: nach Hause«, dachte Felix, »ich hätte es tun müssen; ich hätte es unbedingt tun müssen.« Ein Versuch lockte ihn angstvoll.

»Der Weg kann auch mal unter den Tischen durchgehn«, erklärte er; und während der nächsten Stunde fragte er:

»Butt, wo geht der Weg?«

»Unter den Tischen durch«, sagte Butt und machte vor Schreck die Augen zu. Als er sie öffnete, war Felix fort.

»Was hat denn der dort unten zu suchen!« rief der Professor.

Blutrot, mit wirrem Blick kam Felix unter der letzten Bank hervor. O, die grausame Selbstvergewaltigung, die todverachtende Hingabe, mit der er sich hinabgestürzt hatte! Herrlicher fühlte dies sich an, als wenn sie auf seinen Befehl einander verprügelt hatten. Er begegnete, voll eines entsetzlich süßen Stolzes, in den Augen, die ihn untersuchten, der beginnenden Schadenfreude.

Bis dahin hatte Felix keinen Freund gehabt, hatte außerhalb der Schule mit niemand verkehrt. Jetzt trennte er sich nicht mehr von Butt, brachte ihm die fertigen Arbeiten, blieb bei ihm sitzen und sah ihn inständig an.

»Butt, wo geht der Weg?«

»In die Ecke... Die Treppe siebenmal rauf und runter... Ins Hundehaus.« Damit war Butt erschöpft. Unvermutet aber fand er etwas Praktisches.

»Zum Bäcker, Apfelkuchen holen.«

Dies wiederholte er, solange Felix' Mutter noch Geld gab.

»Butt, wo geht der Weg?«

»Zum Kuckuck.«

Und Felix lief vors Tor hinaus, strich mit Herzklopfen durch die Büsche, horchte, errötend und erblässend, in den Wald hinein und atmete, wie der Kuckuck rief, leidenschaftlich auf, als sei ihm das Leben geschenkt.

In der Schule prahlte Butt mit seiner Macht über den, dem alle gehorchen. Aber er bekam von ihnen Püffe dafür. Felix versuchte zu lachen, schämte sich gleich darauf seiner Verstellung und erklärte:

»Butt ist mein Freund: was geht es euch an?«

Er ward mißbilligend und scheu betrachtet; in den Winkeln tuschelte es über ihn; freche Blicke wagten sich hervor; ein kleiner Naiver trat an ihn heran.

»Ist Butt eigentlich mehr als du?« fragte er hell.

Felix senkte, rot überflogen, die Stirn. Niemand sprach.

Alles Glück, auf das Felix sann, sollten die Sommerferien bringen, wenn er mit Butt allein wäre. Er erreichte es, daß seine Mutter auch dem Gärtnerssohn den Aufenthalt am Ukleisee bezahlte. Das Bauernhaus stand halb im Wasser. Aus ihrem Fenster fischten sie. Durch das von waldigen Ufern schwarz beschattete Wasser schwankte ihr plumper Kahn. Felix schoß Stöcke ins Wasser: das waren Torpedos; und verkündete Butt, seinem Kapitän, den Sieg. Butt ließ sich zu stolzen Kommandorufen hinreißen; aber als Felix ihm einen der Stöcke, den er aus dem Wasser zog, wegnahm und dabei behauptete, das sei ein Hai, er habe seinen Kapitän gerettet und dem Hai eine Stange durch den Rachen und den ganzen Leib getrieben, da kam Butt nicht mehr mit, erklärte alles für Unsinn und streckte sich ins Boot.

»Butt, wo geht der Weg?«

»Ins Wasser, das Boot schieben.«

Felix schwamm und schob. Er ermüdete.

»Butt, wo geht der Weg?«

Butt lag mit den Händen unter dem Kopf, blinzelte, schnaufte und genoß. Halbschlafend gedachte er der Zeit, als er für Felix umhergesprungen war, vor ihm gezittert hatte, sich von ihm hatte entsündigen lassen.

»Weiter«, brummte er. Eine Weile darauf mußte Felix stehen: »Ich kann nicht mehr. Wo geht der Weg?«

Butt wußte etwas Neues.

»Zu den —«

Aber er unterbrach sich, gutmütig grunzend.

»Ins Boot zurück.«

»Was wolltest du sagen, Butt?«

Felix war außerstand, sich darüber zu beruhigen. Butt erlustigte sich an seiner Erregung. In der Nacht ward er wachgerüttelt. Felix stand im Hemd vor seinem Bett.

»Butt, wo geht der Weg?«

»Donnerwetter, jetzt hört's auf! Zu den Fischen hinunter geht er!«

Im nächsten Augenblick, mit Geschrei:

»Nein! Nicht zu den Fischen! Ins Bett!«

Felix stieg zögernd von der Fensterbank herab.

»Du hast es doch gesagt.«

»Es war nicht wahr. Laß mich in Ruhe.«

»Du hast es aber doch gesagt.«

Am Morgen, als erstes Wort nach fiebrigem Schlaf, und unermüdlich Tag für Tag:

»Geht der Weg wirklich nicht zu den Fischen hinunter?«

»Na also: ja«, machte Butt manchmal; aber dann rief er Felix zurück.

Die Schule fing wieder an. Felix betrat sie mit blassen, gehöhlten Wangen und starrem Blick. Er hatte keinen Sinn für die Vorgänge bei den anderen, für das, was Butt ihnen erzählte, für ihr Gelächter, wenn er sich zeigte. Von Zeit zu Zeit kam einer auf ihn zu, versetzte ihm wortlos einen langsamen Stoß mit der Schulter; und nach dieser Absage an den einstigen Herrn ging er mit saurer, strenger Miene weiter. Die Lider gesenkt, schlich Felix nur immer Butt nach, flüsterte etwas; Butt stieß mit der Schulter, wie die anderen: »Wer weiß«; und Felix stammelte qualvoll:

»Du hast es aber gesagt.«

Eines Morgens war er nicht da. Am zweiten Tage erst fand Butt unter seinen Heften den Zettel, auf den Felix geschrieben hatte:

»Der Weg ging *doch* zu den Fischen hinunter.«

## **Manfred von Richthofen: Auszüge aus Der rote Kampfflieger**

### **Einiges von meiner Familie**

Die Familie Richthofen hat sich in den bisherigen Kriegen an führender Stelle eigentlich verhältnismäßig wenig betätigt, da die Richthofens immer auf ihren Schollen gesessen haben. Einen Richthofen, der nicht angesessen war, gab es kaum. War er's nicht, so war er meistens in Staatsdiensten. Mein Großvater, und von da ab alle meine Vorväter, saßen in der Gegend von Breslau und Striegau auf ihren Gütern. Erst in der Generation meines Großvaters wurde ein Vetter meines Großvaters als erster Richthofen General. In der Familie meiner Mutter, einer geborenen von Schickfuß und Neudorf, ist es ähnlich wie bei den Richthofens: wenig Soldaten, nur Agrarier. Der Bruder meines Urgroßvaters Schickfuß fiel 1806. In der Revolution 1848 wurde einem Schickfuß eines seiner schönsten Schlösser abgebrannt. Im übrigen haben sie's alle bloß bis zum Rittmeister der Reserve gebracht.

Auch in der Familie Schickfuß sowohl wie Falckenhausen -- meine Großmutter ist eine Falckenhausen -- kann man nur zwei Hauptinteressen verfolgen. Das ist Reiten, siehe Falckenhausen, und Jagen, siehe den Bruder meiner Mutter, Onkel Alexander Schickfuß, der sehr viel in Afrika, Ceylon, Norwegen und Ungarn gejagt hat.

Mein alter Herr ist eigentlich der erste in unserem Zweig, der auf den Gedanken kam, aktiver Offizier zu werden. Er kam früh ins Kadettenkorps und trat später von dort bei den 12. Ulanen ein. Er ist der pflichttreueste Soldat, den man sich denken kann. Er wurde schwerhörig und mußte den Abschied nehmen. Seine Schwerhörigkeit holte er sich, wie er einen seiner Leute bei der Pferdeschwemme aus dem Wasser rettete und nachher seinen Dienst beendete, ohne die Kälte und Nässe zu berücksichtigen.

Unter der heutigen Generation sind natürlich sehr viel mehr Soldaten. Im Kriege ist jeder waffenfähige Richthofen bei der Fahne. So verlor ich gleich zu Anfang des Bewegungskrieges sechs Vettern verschiedenen Grades. Alle waren Kavalleristen. Genannt bin ich nach einem großen Onkel Manfred, in Friedenszeiten Flügeladjutant Seiner Majestät und Kommandeur der Gardedukorps, im Kriege Führer eines Kavalleriekorps.

Nun noch von meiner Jugend. Der alte Herr stand in Breslau bei den Leibkürassieren 1, als ich am 2. Mai 1892 geboren wurde. Wir wohnten in Kleinburg. Ich hatte Privatunterricht bis zu meinem neunten Lebensjahre, dann ein Jahr Schule in Schweidnitz, später wurde ich Kadett in Wahlstatt. Die Schweidnitzer betrachteten mich aber durchaus als ein Schweidnitzer Kind. Im Kadettenkorps für meinen jetzigen Beruf vorbereitet, kam ich dann zum 1. Ulanenregiment.

Was ich selbst erlebte, steht in diesem Buch.

Mein Bruder Lothar ist der andere Flieger Richthofen. Ihn schmückt der Pour le mérite. Mein jüngster Bruder ist noch im Kadettenkorps und wartet sehnsüchtig darauf, sich gleichfalls zu betätigen. Meine Schwester ist, wie alle Damen unseres Familienkreises, in der Pflege der Verwundeten tätig.

### **Meine Kadettenzeit**

(1903-1909 Wahlstatt, 1909-1911 Lichterfelde)

Als kleiner Sextaner kam ich in das Kadettenkorps. Ich war nicht übermäßig gerne Kadett, aber es war der Wunsch meines Vaters, und so wurde ich wenig gefragt.

Die strenge Zucht und Ordnung fiel einem so jungen Dachs besonders schwer. Für den Unterricht hatte ich nicht sonderlich viel übrig. War nie ein großes Lumen. Habe immer so viel geleistet, wie nötig war, um versetzt zu werden. Es war meiner Auffassung nach nicht mehr zu leisten, und ich hätte es für Streberei angesehen, wenn ich eine bessere Klassenarbeit geliefert hätte als »genügend«. Die natürliche Folge davon war, daß mich meine Pauker nicht übermäßig schätzten. Dagegen gefiel mir das Sportliche: Turnen, Fußballspielen usw., ganz ungeheuer. Es gab, glaube ich, keine Welle, die ich am Turnreck nicht machen konnte. So bekam ich bald einige Preise von meinem Kommandeur verliehen.

Alle halsbrecherischen Stücke imponierten mir mächtig. So kroch ich z. B. eines schönen Tages mit meinem Freunde Frankenberg auf den bekannten Kirchturm von Wahlstatt am Blitzableiter herauf und band oben ein Taschentuch an. Genau weiß ich noch, wie schwierig es war, an den Dachrinnen vorbeizukommen. Mein Taschentuch habe ich, wie ich meinen kleinen Bruder einmal besuchte, etwa zehn Jahre später, noch immer oben hängen sehen.

Mein Freund Frankenberg war das erste Opfer des Krieges, das ich zu Gesicht bekam.

In Lichterfelde gefiel es mir schon bedeutend besser. Man war nicht mehr so abgeschnitten von der Welt und fing auch schon an, etwas mehr als Mensch zu leben. Meine schönsten Erinnerungen aus Lichterfelde sind die großen Korsowettspiele, bei denen ich sehr viel mit und gegen den Prinzen Friedrich Karl gefochten habe. Der Prinz erwarb sich damals so manchen ersten Preis. So im Wettlauf, Fußballspiel usw. gegen mich, der ich meinen Körper doch nicht so in der Vollendung trainiert hatte wie er.

### **Eintritt in die Armee** (Ostern 1911)

Natürlich konnte ich es kaum erwarten, in die Armee eingestellt zu werden. Ich ging deshalb bereits nach meinem Fähnrichexamen in die Front und kam zum Ulanenregiment Nr. 1 »Kaiser Alexander III.«. Ich hatte mir dieses Regiment ausgesucht; es lag in meinem lieben Schlesien, auch hatte ich da einige Bekannte und Verwandte, die mir sehr dazu rieten.

Der Dienst bei meinem Regiment gefiel mir ganz kolossal. Es ist eben doch das schönste für einen jungen Soldaten, »Kavallerist« zu sein.

Über meine Kriegsschulzeit kann ich eigentlich wenig sagen. Sie erinnerte mich zu sehr an das Kadettenkorps und ist mir infolgedessen in nicht allzu angenehmer Erinnerung.

### **Kriegsausbruch**

In allen Zeitungen stand weiter nichts als dicke Romane über den Krieg. Aber seit einigen Monaten war man ja schon an das Kriegsgeheul gewöhnt. Wir hatten schon so oft unseren Dienstkoffer gepackt, daß man es schon langweilig fand und nicht mehr an einen Krieg glaubte. Am wenigsten aber glaubten wir an einen Krieg, die wir die ersten an der Grenze waren, das »Auge der Armee«, wie seinerzeit mein Kommandierender uns Kavalleriepatrouillen bezeichnet hatte.

Am Vorabend der erhöhten Kriegsbereitschaft saßen wir bei der detachierten Schwadron, zehn Kilometer von der Grenze entfernt, in unserem Kasino, aßen Austern, tranken Sekt und spielten ein wenig. Wir waren sehr vergnügt. Wie gesagt, an einen Krieg dachte keiner.

Wedels Mutter hatte uns zwar schon einige Tage zuvor etwas stutzig gemacht; sie war nämlich aus Pommern erschienen, um ihren Sohn vor dem Kriege noch einmal zu sehen. Da sie uns in angenehmster Stimmung fand und feststellen mußte, daß wir nicht an Krieg dachten, konnte sie nicht umhin, uns zu einem anständigen Frühstück einzuladen. Wir waren gerade sehr ausgelassen, als sich plötzlich die Tür öffnete und Graf Kospoth, der Landrat von Öls, auf der Schwelle stand. Der Graf machte ein entgeistertes Gesicht. Wir begrüßten den alten Bekannten mit einem Hallo! Er erklärte uns den Zweck seiner Reise, nämlich, daß er sich an der Grenze persönlich überzeugen wolle, was von den Gerüchten von dem nahen Weltkrieg stimme. Er nahm ganz richtig an, die an der Grenze müßten es eigentlich am ehesten wissen. Nun war er ob des Friedensbildes nicht wenig erstaunt. Durch ihn erfuhren wir, daß sämtliche Brücken Schlesiens bewacht wurden und man bereits an die Befestigung von einzelnen Plätzen dachte. Schnell überzeugten wir ihn, daß ein Krieg ausgeschlossen sei, und feierten weiter. Am nächsten Tage rückten wir ins Feld.

Gar nicht weit vom Gegner lag ein wunderbares Kloster mit großen Ställen, so daß wir sowohl Loen als auch meine Patrouille einquartieren konnten. Allerdings saß der Gegner gegen Abend, wie wir dort unterzogen, noch so nahe dran, daß er uns mit Gewehrkugeln die Fensterscheiben hätte einschießen können.

Die Mönche waren überaus liebenswürdig. Sie gaben uns zu essen und zu trinken, so viel wir haben wollten, und wir ließen es uns gut schmecken. Die Pferde wurden abgesattelt und waren auch ganz froh, wie sie nach drei Tagen und drei Nächten zum erstenmal ihre achtzig Kilo totes Gewicht von ihren Rücken loswurden. Mit anderen Worten, wir richteten uns so ein, als ob wir im Manöver bei einem lieben Gastfreund zu Abend wären. Nebenbei bemerkt, hingen drei Tage darauf mehrere von den Gastgebern an dem Laternenpfahl, da sie es sich nicht hatten verkneifen können, sich an dem Krieg zu beteiligen. Aber an dem Abend waren sie wirklich überaus liebenswürdig. Wir krochen in Nachthemden in unsere Betten, stellten einen Posten auf und ließen den lieben Herrgott einen guten Mann sein.

So hatte ich es schon einige Monate ausgehalten, da kam eines schönen Tages etwas Bewegung in unseren Laden. Wir beabsichtigten eine kleine Offensive an unserer Front. Ich freute mich mächtig, denn nun mußte ja doch eigentlich der Ordonnanzoffizier zu seinem Ordonnanzieren kommen! Aber Kuchen! Es wurde mir etwas ganz anderes zgedacht, und dieses schlug dem Faß den Boden aus. Nun schrieb ich ein Gesuch an meinen Kommandierenden General, und böse Zungen behaupten, ich hätte gesagt: »Liebe Exzellenz, ich bin nicht in den Krieg gezogen, um Käse und Eier zu sammeln, sondern zu einem anderen Zweck.« Man hat anfangs eigentlich auf mich einschnappen wollen, aber schließlich hat man mir meine Bitte gewährt, und so trat ich Ende Mai 1915 zur Fliegertruppe. So war mir mein größter Wunsch erfüllt.

### **Ein Tropfen Blut fürs Vaterland** (Ostende)

Verwundet bin ich eigentlich nie worden. Ich habe wohl immer im entscheidenden Moment den Kopf weggenommen und den Bauch eingezogen. Oft habe ich mich gewundert, daß sie mich nicht ghascht haben. Einmal ging mir ein Schuß durch beide Pelzstiefel durch, ein andermal durch meinen Schal, wieder einmal an meinem Arm durch den Pelz und die Lederjacke durch, aber nie hat es mich berührt.

Da flogen wir eines schönen Tages mit unserem Großkampfflugzeug los, um die Engländer etwas mit Bomben zu erfreuen, erreichten das Ziel, die erste Bombe fällt. Es ist natürlich sehr interessant festzustellen, wie der Erfolg dieser Bombe ist. Wenigstens den Einschlag möchte man immer gerne sehen. Mein Großkampfflugzeug, das sich für das Bombenschleppen ganz gut eignete, hatte aber die dumme Eigenschaft, daß man von der abgeworfenen Bombe den Einschlag schlecht sehen konnte, denn das Flugzeug schob sich nach dem Abwurf über das Ziel weg und verdeckte es mit seinen Flächen vollkommen. Dieses ärgerte mich immer, denn man hatte so wenig Spaß davon. Wenn's unten knallt und man die lieblich grau-weiße Wolke der Explosion sieht und sie auch in der Nähe des Zieles liegt, macht einem viel Freude. So winkte ich meinen guten Zeumer ein und wollte eigentlich, daß er so etwas mit dem Tragdeck beiseite ging. Dabei vergaß ich, daß das infame Ding, mein Äppelkahn, zwei Propeller hatte, die sich rechts und links neben meinem Beobachtersitz drehten. Ich zeigte ihm ungefähr den Einschlag der Bombe -- und patsch! habe ich eins auf die Finger. Etwas verdutzt anfangs, stellte ich dann fest, daß mein kleiner Finger zu Schaden gekommen war. Zeumer hatte nichts gemerkt.

Das Bombenwerfen war mir verleidet, schnell wurde ich meine letzten Dinger los, und wir machten, daß wir nach Hause kamen.

Einmal flog ich mit Osteroth, der ein etwas kleineres Flugzeug hatte als der Äppelkahn (das Großkampfflugzeug). Etwa fünf Kilometer hinter der Front trafen wir mit einem Farman-Zweisitzer zusammen. Er ließ uns ruhig 'rankommen, und ich sah zum ersten Male einen Gegner so ganz aus nächster Nähe in der Luft. Osteroth flog sehr geschickt so neben ihm her, daß ich ihn gut unter Feuer nehmen konnte. Der Gegner hatte uns wohl gar nicht bemerkt, denn ich hatte bereits meine erste Ladehemmung, wie er anfang, wiederzuschießen. Nachdem ich meinen Patronenkasten von hundert Schuß verschossen hatte, glaubte ich meinen Augen nicht trauen zu können, wie mit einem Male der Gegner in ganz seltsamen Spiralen niederging. Ich verfolgte ihn mit den Augen und klopfte Osteroth auf den Kopf. Er fällt, er fällt, und tatsächlich fiel er in einen großen Sprengtrichter; man sah ihn darin auf dem Kopf stehen, Schwanz nach oben. Auf der Karte stellte ich fest: fünf Kilometer hinter der jetzigen Front lag er. Wir hatten ihn also jenseits abgeschossen. In damaliger Zeit wurden aber Abschüsse jenseits der Front nicht bewertet, sonst hätte ich heute einen mehr auf meiner Liste. Ich war aber sehr stolz auf meinen Erfolg, und im übrigen ist es ja die Hauptsache, wenn der Kerl unten liegt, also nicht, daß er einem als Abschuß angerechnet wird.



*Manfred von Richthofen*

Geboren am 2. Mai 1892 in Breslau; gestorben am 21. April 1918 bei Vaux-sur-Somme. Er erzielte die höchste Zahl von Abschüssen feindlicher Flugzeuge, die im Ersten Weltkrieg von einem einzelnen Piloten erreicht wurde.

## EIN TOTER MANN

„Wenn Sie wüssten“, sagte der dicke Herr, dessen Nacken Falten warf, „wenn Sie wüssten, wie schön wir es gehabt haben vor dem sogenannten Weltkrieg. Man brauchte keine Pässe, man brauchte sich nicht anmelden zu lassen — alles war einfach, die Zollwächter behandelten einen rücksichtsvoll. „Oh“, seufzte er und fuhr mit dem Zeigefinger dem Stehkragen entlang, „Sie wissen eben nicht, wie...“ Er schwieg plötzlich; vielleicht war der Ausdruck auf den Gesichtern, die rund über dem Tisch schwebten, an dem plötzlichen Stillschweigen schuld. Denn deutlich verständlich war dieser Ausdruck — und selbst ein Seufzer der Langeweile wäre unnötig gewesen. Die ein wenig verzerrten Mienen der Zuhörer sagten etwa: Wie oft haben wir diese Klage schon hören müssen, wie oft haben schon ältere Herren über die Zeit geklagt, die nach dem Kriege angebrochen ist. Was nützt es aber, über sie zu klagen? Ist sie etwa neu? Nein! Dreimal nein! Schon als Napoleon III., den ein Dichter, der sich für gross hielt, Napoleon den Kleinen nannte, ans Ruder kam, ging es wie in unserer heutigen Zeit. — Der dicke Herr räusperte sich und begann von neuem: „Wenn Sie wüssten, welches Elend uns der Krieg hinterlassen hat! Der Geist ist tot, und einzig der Materialismus triumphiert...“ Dann bestellte er sich einen Schnaps, während das Orchester einen Tango spielte.

Doch als die Musik schwieg, sass neben dem dicken Herrn, der so gerne klagte, ein anderer Mann. Sein einfach geschnittener Anzug war blau. Sein Gesicht schien noch jung, deshalb wunderten wir uns über das schneeige Weiss seiner zurückgestrichenen Haare. Sie liessen die Schläfen frei, die sich einbuchteten, und auch den Nacken, der braun war. Die mageren Hände lagen gefaltet auf dem Tisch. Der Kellner kam. „Kann ich ein Glas kalte Milch haben?“ fragte der Weisshaarige. Der Kellner war erstaunt. Doch brachte er das Bestellte und verlangte dafür zwei Franken. Der Mann zahlte und faltete dann seine braunen Hände vor dem Getränk. Da sein Gesicht bartlos war, sah man, wie die Lippen sich spitzten... Ein leiser Pfiff — und dann blies der Neue über die Oberfläche der kalten Milch. „Können Sie sich nicht vorstellen?“ fragte der Dicke und zerrte an seinem Stehkragen. Die anderen schwiegen. Da schüttelte der Neue den Kopf und sagte leise: „Ich bin tot. Ich weiss nicht, warum ich noch herumlaufe. Ich bin am zehnten Dezember neunzehnhundertsiebzehn gestorben...“

„Solche Dummheiten“, meinte der dicke Herr und zog an seiner grünen Krawatte. „Sie sind doch nicht tot, wenn Sie kalte Milch trinken! Wenn Sie in das Tanzlokal eines Hotels gehen! Reden Sie keinen Unsinn!“ Uns andere am Tisch fröstelte es, obwohl uns eine trockene Hitze umgab, denn unter jedem Fenster stand ein Heizkörper. Auf einer Tribüne begann die Musik wieder zu spielen. Alle Tische des Speisesaales in jenem grossen Hotel droben in den Bergen waren besetzt. In der Mitte des Raumes war ein leerer Platz, auf dem einige Paare langsame Tanzschritte versuchten.

„Sie wissen nicht, was es heisst, tot zu sein? Es ist merkwürdig. Vielleicht haben Sie meiner Sprache angemerkt, dass ich Franzose bin, obwohl ich das Deutsche ziemlich fehler-

frei spreche; ich stamme aus dem Elsass. Neunzehnhundertsechzehn liess ich mich als Freiwilliger in der französischen Armee anwerben, und da ich einundzwanzig Jahre alt war und schon drei Universitätsjahre hinter mir hatte, schickte man mich in eine Offiziersschule. Ich nahm Kurse, lernte Kanonen bedienen, besonders die grosskalibrigen, die in Festungen gebraucht werden, und übte am Maschinengewehr; viel Theorie schluckte ich... Dann wurde ich in ein Rekrutenlager geschickt, als Unterleutnant, und musste junge Burschen ausbilden. Ende neunzehnhundertsiebzehn war ich soweit, dass ich kommandieren durfte. Als Oberleutnant. Ich wurde in eine Festung geschickt — der Oberst, der unsere Schule befehligte, sagte noch zu mir: ‚Passen Sie auf! Dort oben werden Sie nichts zu lachen haben!‘ Ich lachte trotzdem... Dreiundzwanzigjährige haben selten gegen die Angst zu kämpfen.“

Der Mann im blauen, ein wenig abgeschabten Anzug spitzte die Lippen, piffte leise über seine Milch, und seine Hände blieben gefaltet auf dem Tische liegen. Er wandte den Kopf, grosse Flocken strichen draussen lautlos über die Fensterscheiben. „Es war wie heute abend“, sagte er. „Als wir oben ankamen, beschien eine Bogenlampe den Hof; sie war scharf abgeblendet. Es wunderte mich, dass man alle Insassen der Festung im Hofe versammelt hatte. Die Soldaten trugen Mäntel, deren blaue Farbe an einen bleichen Himmel erinnerte. In weiter Ferne dröhnten Kanonen. Ein Offizier kam mir entgegen; auf seiner Kappe glänzten vier goldene Streifen, in der Rechten trug er den gezückten Degen und seine Breeches waren rot; an den Absätzen seiner Reitstiefel klirrten Sporen. Ich fragte mich, warum der Kommandant — so nennt man bei uns einen Major — keine

Felduniform angelegt hatte. Hinten im Schatten, kaum beleuchtet von der abgeblendeten Bogenlampe, öffneten sich Türen, die in die Kasematten führten. Diese Wohnräume der Truppe waren mit Steinböden bedeckt, darüber krümelte Erde, endlich kam Sand. Die Truppe war unbewaffnet. Dies sah ich erst, als der Kommandant „Achtung, steht!“ kommandierte. Dann standen die Männer reglos, deren Gesichter im Schatten der Helme unkenntlich waren. Der hohe Offizier, der eine Galauniform des Friedens trug, sprach zu mir: ‚Gehen Sie den Reihen entlang, Leutnant! Und bezeichnen Sie mir im ganzen fünfzig Mann!‘ — ‚Wozu?‘ ‚Sie haben zu gehorchen und keine Fragen zu stellen! Verstanden?‘ Ich trug einen alten Mantel und mein Säbel war in meinem Koffer zurückgeblieben. In der Hand hielt ich einen Spazierstock. Ich schritt die erste Reihe entlang und tippte mit meinem Spazierstock fünfzig Männern auf die Brust. Das Schweigen war drückend. Die Männer, deren Brust meine Stockspitze berührt hatte, traten vor, sie standen in einem Knäuel vor den beiden geraden Reihen, vier nebeneinander, so, als warteten sie auf eine Revue.“

„Ich wartete und fror. Meine Hände steckten in dünnen Handschuhen. Der Kommandant hob seinen Degen, er funkelte matt im Lichte der abgeblendeten Lampe. Da traten aus den Türen, die in die Kasematten führten, fünf Mann heraus. Ein Korporal gab leise Befehle. Einer seiner Begleiter trug auf der Schulter ein Maschinengewehr, der zweite den Dreifuss, der dritte zwei Kisten mit Munition. Die beiden letzten liessen ihre Hände baumeln.“

Der Korporal führte seine kleine Gruppe zu den fünfzig Mann, die ich ausgelesen hatte, und liess den Trupp von seinen vier Untergebenen einnehmen. Die letzten Pa...

Kommandant hatte die behandschuhten Hände über den Degenknäuf gelegt und die Klinge lag schief auf dem schwarzen Uniformrock... Medaillen schimmerten: das kupferne Kriegskreuz mit Palmen und Sternen, das Kreuz der Ehrenlegion und die runde Militärmedaille. Die von fünf Mann eingerahmten Fünfzig schritten mit ziehenden Schritten zur Mauer, stellten sich mit dem Rücken gegen sie und warteten. Der Dreifuss wurde aufgefplant, dreissig Meter von ihnen entfernt, das Maschinengewehr in die Gabel gelegt, eine Munitionskiste öffnete sich, ein Mann setzte sich auf den mit Schnee bedeckten Boden, den Rücken den Fünfzig zugekehrt; ein zweiter sass auf dem winzigen Sitz des Dreifusses. Kein Kommando. Eine Bande führte der auf dem Boden Hockende ein, der Schütze zielte nicht lange, dreissig Schüsse knatterten, eine zweite Bande führte der Lader ein, wieder dreissig Schüsse... Sie klangen nicht laut — eher kam es mir vor, als übe sich im Bureau der technischen Hochschule ein Fräulein an der Schreibmaschine... Eine neue Bande, eine Sekunde Ruhe, endlich die letzten dreissig Schüsse. Vor der Mauer lagen fünfzig Männer tot...

Ich stand unter der abgeblendeten Bogenlampe und stiess die Spitze meines Stockes in den Schnee, der Stock bog sich, schnellte auf; Schneeflocken kühlten meine Wangen... Vor der Mauer gab der Korporal einen leisen Befehl, der Schütze hob das Maschinengewehr aus der Gabel, ein zweiter hob den Dreifuss, der auf dem Boden Hockende packte die leeren Munitionskisten und stand auf. Die Gruppe ging langsam über den Hof — selbst der Kommandant verlangte von ihr keinen Taktschritt...“

Ich ging auf den Offizier zu, dessen Hände noch immer auf dem Griff seines Degens lagen. „Warum?“ fragte ich.

„Meuterei!“ krächzte der Kommandant. „Wir hatten eine Meuterei. Sie ging so weit, dass Verrat im Spiele war. Zwei Spione haben drei Kanonen sabotiert. Wir konnten den Schuldigen nicht entdecken, der die beiden Feinde in die Festung eingelassen hatte. Ich habe sie alle verhört... die Verstockten. Da musste ich ein Exempel statuieren. Dezimieren war zu wenig — nur jeden Zehnten erschiessen? Jeder Fünfte musste dran glauben! Der fünfte Teil von zweihundertfünfzig ist fünfzig. Verstehen Sie?“ Es kam mir vor, als spreche der Mann mit zusammengebissenen Zähnen. Doch ein grauer Schnurrbart verbarg seinen Mund. „Fünfzig... haben... daran... glauben... müssen... Ich war froh, dass Sie heute kamen, so musste ich nicht die Leute auswählen. Ich kenne sie alle. Sechs von den Toten sind verheiratet, Frauen und Kinder werden warten. Wie soll man Verrat bestrafen? Sagen Sie mir das, Leutnant!“

Von mir erhielt der alte Ordensträger keine Antwort. Ich liess mich von meiner Ordonnanz in mein Zimmer führen. Der Koffer war da, ich zog mich um. Dann trat ich vor den Spiegel, um mich zu kämmen. Da sah ich, dass meine Haare weiss geworden waren. Was wollen Sie, auch das Pigment scheint empfindlich zu sein, Angst verscheucht die Färbung. Und es flieht aus dem Körper, wenn der Schmerz unerträglich wird. Sechs Frauen!... Wieviel Kinder?...“ Der Mann, dessen blauer Anzug ein wenig abgeschabt war, trennte seine gefalteten Hände. Die Rechte ergriff das Milchglas, er trank es leer. „Ober“, rief der Mann. Und als der Kellner kam: „Jetzt können Sie mir einen Whisky bringen.“

Der dicke Herr aber sagte: „Unerhört! Solches zu erzählen! Da spricht man noch von Ritterlichkeit!“ Er zog sein Schnupftuch und wischte sich den Hals.

Der Weisshaarige trank. Seine Lider blieben gesenkt, während er leise sprach: „Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich damals gestorben bin, damals, an jenem Dezembertag, da es schneite und in der Ferne Kanonen unzufrieden bläfften. Mehr konnte ich nicht tun. Aber was wollen Sie: Auch der Tod kennt keinen Gehorsam. Er kommt nicht auf Anruf. Ich habe ihn gesucht und nicht gefunden, ihm gerufen... Am nächsten Tage gab es inmitten des Hofes der Festung ein Viereck, dessen gelber Lehm von seiner Umgebung abstach. Aber der Boden war festgestampft. Kein Kreuz... Nichts...“

Er stand auf, während das Orchester einen Rumba spielte. „Khähkhäh...“, hustete der Dicke. „Unglaublich.“ Der Weisshaarige stand am Fenster und blickte in die Nacht. Dichter strichen die dicken Flocken über die Scheiben. Er ging an unserem Tisch vorbei. „Morgen wird der Schnee sicher vierzig Zentimeter hoch sein. Ich will eine Skitour machen. Gute Nacht!“ Schweigen antwortete ihm. Am nächsten Abend brachte ihn eine Rettungskolonne ins Hotel zurück. Er starb in der Nacht. Das Zimmermädchen, das bei ihm Wache gehalten hatte, erzählte am nächsten Morgen: „Er hat viel geredet, immer Französisch. Aber gegen Mitternacht ist er klar geworden und da hat er gesagt zu mir, auf Deutsch: ‚Bist du verheiratet?‘ ‚Nur verlobt!‘ Da hat der Herr gelächelt und sich aufgerichtet: ‚Pass auf die Kinder auf! Auf deine Kinder! Sechs Väter hab ich gesehen, und ich sehe sie immer, obwohl ich sie nicht erkennen kann. Sie liegen vor einer Mauer. Sag deinem Mann, er soll sich vor Mauern hüten!‘ Sicher“, endete das Stubenmädchen, „sicher hat er im Delirium gesprochen.“ Doch ich glaube, dass der sonderbare Mann nicht im Delirium gesprochen hat, im

Gegenteil, er war wach. Im Knopfloch seines abgeschabten blauen Kittels war ein rosa Band befestigt, das ich zuerst für einen Orden hielt. Doch war es ein Seidenbändchen, wie man es braucht, um Kindern die Haare zusammenzuhalten. Und ich glaube, er hat die Frauen seiner Toten, er hat die Kinder seiner Toten nach dem Kriege besucht.

Im Fremdenbuch war hinter seinem Namen als Beruf „Arzt“ eingetragen. Vielleicht hat der Vierundzwanzigjährige gehofft, wenn er Tote seziere, komme er dem Tode näher. Doch der Unsichtbare hat im Schnee auf ihn gewartet und ihm, mitleidvoll, wie er bisweilen ist, den Weg gezeigt, der in sein Reich führt. Der junge Weisshaarige musste nur über eine Felsenfluh springen. Während des Falles vergass er die Bogenlampe und den ordengeschmückten Offizier. Einzig an die Körper am Fusse der Mauer musste er sich noch erinnern. Diesem quälenden Bilde jedoch hat der Sprung das Entsetzen geraubt.

Friedrich  
Glauser

# Friedrich Glauser

## ZEITTADEL

- 1896 4. Februar: Frédéric Charles Glauser wird in Wien als einziges Kind des Dr. phil. Charles Pierre Glauser, Französischlehrer an der Handelsakademie Wien, und seiner Frau Theresia, geb. Scubitz, geboren.
- 1900 16. September: Tod der Mutter an einer Blinddarmentzündung. Anfangs November Reise von Vater und Sohn nach Florenz zu den Großeltern Glauser. Die Großmutter pflegt den lebensmüden Vater wieder gesund. Nach einem Monat Rückreise nach Wien. Friedrich kommt nach Aussig in Böhmen zu den Großeltern mütterlicherseits. Diese haben noch eine Tochter zu vergeben, aber der Vater lehnt ab.
- 1902 Wiederverheiratung des Vaters mit Klara Apitzsch aus Leipzig. Umzug von der Starhemberg- an die Kolschitzkygasse. Aufnahme in die Evangelische Volksschule am Karlsplatz.
- 1906 Eintritt ins k. u. k. Elisabeth-Gymnasium. Väterliche Erziehungs-Exerzitien.
- 1909 Trennung von der »Mama« Klara Apitzsch. Langwieriger Scheidungsprozess bis 1911. Großmutter Glauser übernimmt die Rolle der Erzieherin im Hause Prof. Glauzers. Sie zieht Louise Golaz als Gouvernante bei, die der Vater 1911 heiratet, worauf er nach Mannheim zieht, als Rektor der dortigen Handelshochschule. Der Sohn brennt im Sommer 1909 nach Preßburg in Ungarn durch, wo ihn der Vater im Polizeigefängnis abholt.
- Februar: Nach drohendem Scheitern am Wiener Gymnasium (Ungenügen in Latein und Griechisch) Eintritt ins Landerziehungsheim Glarisegg (Thurgau/Schweiz). Irrungen und Wirrungen des Zöglings Friedrich Glauser: Fortgesetztes Schuldenmachen, Ohrfeigengeschichte mit einem Lehrer, Aether- und Chloroformexzesse, Selbstmordversuch wegen eines Freundes, der sich einem andern zuwendet.
- 1913 April: Hinauswurf aus dem Landerziehungsheim. Landaufenthalt in Chouilly sur Satigny (Genf).  
September: Aufnahme ins Collège de Genève, Collège Calvin. Logis beim Landarzt von Jussy, dem guten alten Onkel Léon Cattin und seiner Frau, der lieben Tante Amélie, der Schwester Louise Golaz'. Freundschaft mit Georges Haldenwang, einem Mitschüler, der das Feuilleton der Genfer Zeitung »L'Indépendance Helvétique« redigiert. Mitarbeit daselbst. Vorträge erster literarischer Versuche im Haus Haldenwang.
- 1915 Ostern: Konfirmation: Ein väterliches Verhör fördert neuerliches Schuldenmachen zutage; zur Überwachung wird die Stiefmutter aus dem kriegerischen Deutschland in die Schweiz beordert. Glauser absolviert die Rekrutenschule als Gebirgsartillerist (Thun und Interlaken); anschließend die Unteroffizierschule. Beim Abverdienen als Korporal versagt er aber so gründlich, daß er als »absolut unfähig, seinen Grad zu bekleiden« zur Disposition gestellt wird.
- 1916 Auch am Collège muß Glauser mit dem Ausschuß rechnen, weil er den Gedichtband eines Collège-Lehrers in der »Indépendance Helvétique« verrissen hat. Er taucht in einem Genfer Hotel unter und wartet dort auf seinen 20. Geburtstag, seine Mündigkeit. Dann zieht er nach Zürich – ohne das Urteil der Schulobrigkeit (das günstig lautet) abzuwarten. Abbruch der Beziehungen zum Elternhaus.  
Matur am Institut Minerva. Immatrikulation als Chemiestudent an der Zürcher Universität (2. Mai) Mit Georges Haldenwang Herausgabe der literarisch-kritischen Zeitschrift »Le Gong« (nur ca. 3 Nummern). Abbruch des Chemiestudiums mit der Absicht, zur Romanistik überzugehen. Amerika-Plan. Vater stimmt zu. Glauser verschwindet aber mit dem Reisegeld ohne Adressangabe am 3. Logisort (die beiden vorigen wurden ihm gekündigt: »Freitage«, »Störung der Nachbarn«). Wegen Konkubinats mit einer Modistin polizeilich verzeigt.
- 1917 Frühling: Bekanntschaft mit »Mopp« Max Oppenheimer und den Dadaisten (Ball, Emmy Hennings, Tzara, Janko, Arp etc.). Mitwirkung bei den Dada-Soiréen (Gedichte: »Vater«, »Dinge«; Übersetzung von Léon Bloy). Kontakt mit dem Musiker Ferruccio Busoni, J. C. Heer, dem Dichter des »Königs der Bernina«, und den Anti-Dadaisten Leonhard Frank und Ludwig Rubiner. Eingang im Künstlerhaus des ehemaligen Glarisegger Mitschülers Wladimir Rosenbaum. Bei ihm sucht Glauser auch später hin und wieder Rat und Unterstützung.  
Der Vater beauftragt den Zürcher Advokaten Hanhart mit der Beaufsichtigung des Sohnes und bald danach die Polizei. Das Monatsgeld wird sistiert, die Zahlung der aufgelaufenen Schulden verweigert. Glauser wird amtlich verbeiständet.  
Juni: Bei Hugo Ball in Magadino, später auf Alp Brussada im Maggiatal. Literarische Tätigkeit (Aufsätze über Jehan Rictus, Bloy und D'Aureville). Dr. Schiller, der Beistand, kommt bei J. C. Heer um ein literarisches Gutachten über seinen Schützling ein; es lautet günstig. Bei Balls in Brussada geht das Geld aus. Glauser taucht plötzlich bei der Stiefmutter in Montricher sur Morges auf. Milchausträger in Genf.
- Übersiedlung nach Zürich auf Verwendung des Dichter-Psychiaters Charlot Strasser, der sich schon während der Dada-Zeit für Glauser eingesetzt und nun einen ungenannt sein wollenden Mäzen gefunden hat. Zerwürfnis nach Unehrlichkeit in Gelddingen. Kündigung des Logis. Ende des Mäzenatentums. Unterkommen bei Han Coray, Beschäftigung in dessen Antiquariat. Lungenkrankheit. Einweisung ins Kurhaus Nidelbad ob Rüslikon/Zürich (20. Dezember). Flucht aus Angst vor der Entmündigung.
- 1918 18. Januar: Entmündigung wegen »liederlichem und ausschweifendem Lebenswandel« (Art. 370 ZGB). Glauzers Verbleib während 5 Monaten unbekannt, bis er Anfang Juni in Genf verhaftet wird – als Morphium-süchtiger. Überführung in die Anstalt Bel-Air, Genf. Diagnose: Dementia praecox.
3. August: Einlieferung in die bernische Anstalt Münsingen. Guter Umgang im Hause des behandelnden Arztes Dr. Rothenhäusler.
- 1919 1. Juli: Flucht nach Ascona zu Robert Binswanger (bekannt aus der Zeit bei Han Coray). Aufnahme in den Künstlerkreis um Binswanger und Bruno Goetz. Liso Ruckteschell und Mary Wigman. Literarische Tätigkeit: Gedichtzyklus; Vortragsreihe über französische Literatur.
- 1920 Entfremdung vom Binswanger-Kreis. Bezug einer alten Mühle oberhalb Ronco zusammen mit Liso Ruckteschell. Morphium. Flucht aus dem »Molino«. Verhaftung in Bellinzona wegen eines versuchten unrechtmäßigen Velo-Verkaufs. Selbstmordversuch im Arrestlokal.  
5.–14. Juli: Inselfspital Bern. Flucht.  
14.–29. Juli: Irrenstation Holligen/Bern. Flucht mit Hilfe Liso Ruckteschells nach Baden zu Stadtschreiber Dr. Hans Raschle, der Liso durch seine Frau bekannt ist. Raschle setzt sich für eine gründliche psychiatrische Untersuchung in der Burghölzli Zürich ein.  
5. August–2. Oktober: Burghölzli. Diagnose: »Willensschwach, moralisch ungenügend entwickelt.« Auf Zusehen hin und unter Androhung weiterer Internierung Dr. Raschle in Baden zugewiesen, der für »gediegenes bürgerliches Milieu mit Familienanschluß« und geregelte Tätigkeit garantiert.
- 1921 Commis bei Lebensmittelhändler Schaufelberger; Volontär an der »Schweizerischen Freien Presse«. Zerwürfnis mit Raschle. Morphium. Mitte April: Flucht illegal über die Grenze zum Vater nach Mannheim.  
29. April: Aufnahme in die Fremdenlegion (erst beim dritten Versuch und nach peinlichen väterlichen Demarchen).  
Straßburg – Sidi Bel-Abbès – Seb Dou – Géryville – Gourrama – Atchana – Oran.
- 1923 Frühling: Ausmusterung aus der Legion wegen Herzleiden (»réformé No. 1« ohne Pension, aber mit Anrecht auf ärztliche Pflege).  
Paris: Spitalaufenthalt.  
Ende Mai: Casserolier im »Grand-Hôtel Suisse«.  
Ende September: Kohlenkumpel in Charleroi nach vergeblichem Versuch, in die belgischen Kolonien auszuwandern. Malariaanfalle.
- 1924 Januar: Spitalaufenthalt. Wieder Kumpel, aber über Tag. Leberkoliken. Morphium. Selbstmordversuch. Hôpital civil de Charleroi: Als Hilfspfleger dort behalten. Morphiumdelirium (Zimmerbrand).  
5. September: Irrenhaus Tournai. Pfleger- und Bürodienste.
- 1925 4. Mai: Einlieferung in Münsingen.  
22. Juni: Auf Anordnung der Berner Behörden Überführung in die Zwangsarbeitsanstalt Witzwil. Hausbursche, Anstaltsbibliothek, Buchbinderei, Organist. Gutes Einvernehmen mit Anstaltsdirektor Otto Kellerhals. Briefwechsel mit Dr. Max Müller in Münsingen, der sich für Glauser interessiert. Wiederaufnahme der literarischen Tätigkeit im Zeichen eigenen Stils: Die Legionsgeschichte »Der kleine Schneider« erscheint im Berner »Bund«. Dessen Feuilletonredaktor Hugo Marti wird auf Glauser aufmerksam. Selbstmordversuch.
- 1926 22. Juni: Handlanger in der Gärtnerei Heinis, Liestal. Besuche in Basel bei von Meyenburg und Katja Wulff; Bekanntschaft mit Trix Gutekunst. Morphium.
- 1927 1. April: Münsingen. Analyse bei Dr. Müller. Arbeit, Kost und Logis außerhalb der Anstalt.
- 1928 1. April: Hilfgärtner in Basel. Zusammenleben mit Trix. Beginn des »Gourrama«-Romans.  
Dezember: Übersiedlung nach Winterthur, wo Trix eine Tanzschule eröffnet hat. Arbeit an »Gourrama« mit Vorschuss der Werkbeleihungskasse des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins.  
Frühling: Beendigung von »Gourrama«; der Schluß wird aber von der Werkbeleihungskasse als nicht befriedigend abgelehnt.  
April: Hilfgärtner in Winterthur/Wülfigen. Morphium. Strafurteil wegen Rezeptfälschungen wie immer durch ärztliches Attest verhindert.
- 1930 4. Januar: Münsingen. Vollendung von »Gourrama« und Korrekturaufenthalt bei Trix in Winterthur.  
Mitte März: Eintritt in die Gartenbauschule Oeschberg-Koppingen/Bern. Morphium-Abkommen mit einem Arzt in der Nähe.

- 1931 Ende Februar: Gärtnerdiplom mit gutem Erfolg. Bei Trix in Winterthur. Literarische Tätigkeit. Selbstentwöhnungsversuch. Spitalaufenthalt.  
Anfang April–8. Mai: Ferien allein im Fischerstädtchen Collioure an der franz./span. Mittelmeergrenze. Wieder Winterthur. Kontakt mit dem »Schweizer-Spiegel«-Verleger Adolf Guggenbühl: Aufträge für realistische Lebensberichte. Morphium.  
1. Juli: Münsingen. Wieder Analyse.
- 1932 Januar: Mit Trix in Paris. Literarische Tätigkeit: Beginn des »Tees der drei alten Damen«. Hoffnung auf eine Arbeit als Gerichtskorrespondent für den Berner »Bund« (Empfehlungen von Hugo Marti) zerschlägt sich. Schwierigkeiten mit Trix. Die finanzielle Lage wird unhaltbar.  
1. Juni: Plötzlich beim Vater in Mannheim. Weiterschreiben am »Tee«. Morphium. Gefängnisarrest. Als »lästiger Ausländer« an die Grenze gestellt.  
30. Juli: Münsingen. Literarische Tätigkeit. Bruch mit Trix. Miggi Senn (bekannt aus der Winterthurer Zeit). Berthe Bendel (Münsinger Pflegerin). Der Plan, mit Berthe zusammen die Pflege eines Landgutes in Angles, Nähe Chartres, zu übernehmen, scheidet im letzten Augenblick.
- 1934 5. März: Versetzung in die Anstalt Waldau. Beschluß zu ernsthafterer Schriftstellerei. Wechsel der Vormundschaft von Dr. Schiller zu Dr. Schneider. Erleichterte Internierung in der offenen Waldau-Kolonie Schönbrunn. Beginn des »Wachtmeister Studer«. Besuchsaufenthalte in Zürich und Bern. Morphium.
- 1935 Januar: Rückversetzung in die Waldau.  
7. Mai: Zweite Verlegung nach Schönbrunn. Beendigung des »Wachtmeister Studer«.  
Anfang Oktober: Flucht nach Basel zu C. F. Vaucher. Vor dem Wiedereintritt in die Waldau Lesung aus »Wachtmeister Studer« bei R. J. Humm in Zürich. Bekanntschaft mit Josef Halperin.  
8. November: Waldau. Guter Umgang mit Dr. Otto Briner, behandelndem Arzt. Freundschaft mit »maman« Martha Ringier von den Basler »Guten Schriften«. »Matto regiert«, »Die Fieberkurve« (1. Fassg.).
- 1936 18. Mai: Entlassung nach Angles bei Chartres (zusammen mit Berthe). Umarbeitung der »Fieberkurve«, »Im Dunkel«, Erzählungen, Kurzgeschichten, Feuilletons. Eintritt in den Schweizerischen Schriftstellerverein wegen eines Romanwettbewerbs. Bewirtschaftung des Lottergütleins. Krankheiten in dem naßkalten Angles-Klima.  
27. Februar: Umzug nach La Bernerie in der Bretagne. Beendigung der »Fieberkurve«, »Krock & Co.«, Wettbewerbsroman »Der Chinese« größtenteils fertiggestellt.  
April: Kurzer Aufenthalt in Basel: Radiolesung aus »Gourrama«.  
17.–25. Juli: Entziehungskur in Prangins am Genfersee auf Einladung von O.-L. Forel. Guter Umgang mit dem behandelnden Arzt Dr. Gross. Abdruck von »Gourrama« in der neu gegründeten Wochenzeitung »ABC«, an der Freund Halperin Redaktor ist. Kontroverse mit R. J. Humm wegen der Rezension von André Gides »Retouches à mon retour de l'U.R.S.S.R.«.  
1. November: Tod des Vaters.  
20. Dezember: Wegzug aus La Bernerie mit Ziel Tunis.  
27. Dezember: Marseille: Kein Durchkommen nach Tunis.
- 1938 Januar: Collioure. Auf der Reise von Marseille dahin Verlust des »Chinesen«-Manuskriptes in einem überfüllten Soldatenzug. Die Wettbewerbsjury verlängert die Abgabefrist um einen Monat.  
Mitte Januar: In Basel bei Martha Ringier: Marathon-Neufassung des »Chinesen«. Auszeichnung mit dem 1. Preis. Erschöpfung.  
4. Februar–17. März: Insulin-Entziehungskur in der Friedmatt. Gutes Verhältnis mit dem behandelnden Arzt Dr. Paul Plattner. Unfall im Baderaum (Schädelbasisfraktur).  
Sommer: Nervi bei Genua. Viele Pläne zu neuen Kriminalromanen, vor allem aber zu einem umfangreichen »Schweizerroman«. Es will jedoch nichts Rechtes gelingen. Auf Anregung Alfred Grabers von der »NSB« autobiographische Aufzeichnungen, die postum unter dem Titel »Mensch im Zwielficht« herauskommen.  
Am 6. Dezember, am Vorabend der Heirat mit Berthe Bendel bricht Glauser beim Nachtessen bewußtlos zusammen. Tod in den ersten Stunden des 8. Dezember. Kremation in Nervi; Beisetzung in Zürich (Manegg).

„... ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.“



Franz Kafka wurde am 3. 7. 1883 als Sohn eines tschechisch-jüdischen Vaters und einer deutsch-jüdischen Mutter geboren, gehörte somit allen drei im damaligen Prag vertretenen Völkern an. Die Eltern waren von einem starken Willen zum materiellen Erfolg geprägt und ständig auf sozialen Aufstieg bedacht, besonders der Vater bevormundete den sensiblen und introvertierten Sohn, der sich doch zeitlebens nicht von der als Einnengung empfundenen Familie trennen konnte („Brief an den Vater“, November 1919). Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums studierte Kafka Jura und hatte 1907 mit Staatsexamen, Doktordiplom und Referendarjahr alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Berufslaufbahn erworben. Er wurde Versicherungsangestellter, zuerst in einer privaten, seit 1908 in der halbstaatlichen „Arbeiter-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in Prag“. Er stieg rasch in eine leitende Stellung auf, in der er die Welt der Arbeit erlebte, weil er Industriebetriebe in Gefahrenklassen einzuteilen hatte. Die Situation der Arbeiter, das Gefühl des Ausgeliefertseins des modernen Menschen an Mächte, die er als anonym erlebt, waren ihm eine tägliche Berufserfahrung. Aber sein Beruf war ihm „unerträglich, weil er meinem einzigen Verlangen, und meinem einzigen Beruf, das ist die Literatur, widerspricht“.

Kafka schloss sich einem Kreis Prager Literaten an, von denen Max Brod als Freund und späterer Nachlassverwalter eine große Bedeutung gewann. Aber anders als seine Freunde veröffentlichte er nur sehr wenig, teils weil seine Texte den hohen Anforderungen an sich selbst nicht genügten, teils weil

sie ihm zu sehr von autobiografischem Interesse bestimmt schienen, aber gerade das war für ihn der Hauptantrieb zum Schreiben. An seiner ältesten erhaltenen Erzählung „Beschreibung eines Kampfes“ hatte er von 1902 bis 1910 gearbeitet; sie enthält schon alle Themen und Darstellungsmittel, die auch seine späteren Werke ausmachen: Aus Bruchstücken seiner Wirklichkeitserfahrung baut er eine Welt der Selbstentfremdung des Menschen, der Lebens- und Existenzangst, der Unterworfenheit unter anonyme Mächte, der Orientierungslosigkeit und des Alptraums. Damit ist aber sein Werk nur unzulänglich gekennzeichnet, gerade Kafkas Texte verfügen über eine Vielschichtigkeit, die viele Bedeutungen eröffnet. 1912 schrieb Kafka in einer einzigen Nacht seine Erzählung „Das Urteil“, die 1913 im Druck erschien und seinen Ruhm begründete. „Nur so kann geschrieben werden, nur in einem solchen Zusammenhang [...] wie eine regelrechte Geburt mit Schmutz und Schleim“. Die folgenden Jahre waren bestimmt durch die Entstehung des Romans „Der Prozess“ und die Beziehung zu Felice Bauer, mit der sich Kafka zweimal verlobte, ehe er die Bindung Ende 1917 wegen einer bei ihm festgestellten offenen Tuberkulose endgültig löste. Neben der Arbeit am „Prozess“, der heute als sein Hauptwerk angesehen wird, schrieb Kafka eine Reihe von Erzählungen: „Der Heizer“ (1913), „In der Strafkolonie“ (1914), „Die Verwandlung“ (1916), „Ein Landarzt“ (1916/17). 1922 erreichte er seine vorzeitige Pensionierung und beendete den Roman „Das Schloss“, der heute als Spiegelbild zum „Prozess“ aufgefasst wird. Mit Hilfe der jungen Dora Demant gelang ihm die Loslösung von Prag und vom Elternhaus. Er übersiedelte mit ihr nach Berlin, wo die letzten Arbeiten entstanden (so vor allem „Der Bau“ und „Ein Hungerkünstler“). Im März 1924 verlangte sein Gesundheitszustand die Rückkehr nach Prag, was er als endgültige Niederlage gegenüber dem Vater und dem Leben empfand. Am 3. 6. 1924 starb Kafka in einem Sanatorium in der Nähe von Wien.

Die meisten seiner Werke gab Max Brod erst nach Kafkas Tod heraus, obwohl Kafka selbst seinen ganzen unveröffentlichten Nachlass vernichtet wissen wollte. Vor allem die Romane – erschienen 1925 und 1927 – erregten die Öffentlichkeit. Kafkas Werk gilt heute als eines der wichtigsten der gesamten Weltliteratur.

*Franz Kafka*  
**Auf der Galerie**

Wenn irgendeine hinfällige, lungenstüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhammer sind – vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief das Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Salto mortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küsst und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will – da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlussmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

---

## **Parodie**

---

Wenn irgendein abgearbeiteter, des Lernens müder Schüler in der Schule vom heimtückisch grinsenden Lehrer monatelang ohne Unterbrechung zum Schwitzen und Stöhnen gebracht würde, an der Tafel stehend, denkend und innerlich fluchend sich die schweißnassen Hände abwischend, und wenn dieses grausige Spiel unter dem Schimpfen des Lehrers und dem Lächeln mancher Mitschüler sich in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Stöhnen des Lehrers, das wie ein Dampfhammer wirkt, und von den unbarmherzigen Erwartungen der Eltern – vielleicht eilte dann eine mitleidige, hübsche Schulsprecherin durch das Schulhaus, stürzte zur Tür herein, ginge zum Pult des Lehrers und rief das Halt! durch die Posaunen der immer sich anpassenden Oberstufenklasse.

Da es aber nicht so ist, ein Schüler, sportlich und elegant, an die Tafel geht, die zuvor vom Lehrer aufgeklappt; der Lehrer, hingebungsvoll seine Augen suchend, die Frage vorliest; den Schüler vorsorglich zu beruhigen versucht, als wäre er sein eigener Sohn; sich nicht entschließen kann, ihm einen Fehler anzurechnen; die lachenden Mitschüler in Tierhaltung darniederhaltend, schließlich in größter Selbstüberwindung und schweren Herzens die Antwort als doch noch zum Teil richtig abhakt, die nächste Frage vorliest und den jungen Burschen dabei zittern sieht; die an die Tafel geschriebene Antwort mit leichter Hand korrigiert; vor der allerletzten Frage die Klasse mit erhobenen Händen beschwört, sie möge schweigen, denn jetzt komme der große Salto mortale der Wissenschaft, schließlich den Schüler zu sich ruft, um ihn, seine Backen küssend und keine Huldigung der Mitschüler für genügend erachtend, über seine schwachen Leistungen hinwegzutreten, während der Schüler selbst mit ausgebreiteten Armen und zurückgelehntem Kopf auf seinen Platz zurückwankt – da dies so ist, legt der argwöhnisch ins Klassenzimmer gestürmte Direktor das Gesicht auf das Katheder und, beim Pausengong wie in einen schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.

## 25. DER KREISEL

Ein Philosoph trieb sich immer dort herum, wo Kinder spielten. Und sah er einen Jungen, der einen Kreisel hatte, so lauerte er schon. Kaum war der Kreisel in Drehung, verfolgte ihn der Philosoph, um ihn zu fangen. Daß die Kinder lärmten und ihn von ihrem Spielzeug abzuhalten suchten, kümmerte ihn nicht, hatte er den Kreisel, solange er sich noch drehte, gefangen, war er glücklich, aber nur einen Augenblick, dann warf er ihn zu Boden und ging fort. Er glaubte nämlich, die Erkenntnis jeder Kleinigkeit, also zum Beispiel auch eines sich drehenden Kreisels, genüge zur Erkenntnis des Allgemeinen. Darum beschäftigte er sich nicht mit den großen Problemen, das schien ihm unökonomisch. War die kleinste Kleinigkeit wirklich erkannt, dann war alles erkannt, deshalb beschäftigte er sich nur mit dem sich drehenden Kreisel. Und immer wenn die Vorbereitungen zum Drehen des Kreisels gemacht wurden, hatte er Hoffnung, nun werde es gelingen, und drehte sich der Kreisel, wurde ihm im atemlosen Laufen nach ihm die Hoffnung zur Gewißheit, hielt er aber dann das dumme Holzstück in der Hand, wurde ihm übel und das Geschrei der Kinder, das er bisher nicht gehört hatte und das ihm jetzt plötzlich in die Ohren fuhr, jagte ihn fort, er taumelte wie ein Kreisel unter einer ungeschickten Peitsche.

## 26. KLEINE FABEL

»Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.« — »Du mußt nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.

## 27. HEIMKEHR

Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinanderverfahren,

verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. Was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch des Vaters, des alten Landwirts Sohn. Und ich wage nicht, an der Küchentür zu klopfen, nur von der Ferne horche ich, nur von der Ferne horche ich stehend, nicht so, daß ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhörte ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Tür öffnete und mich etwas fragte. Wäre ich dann nicht selbst wie einer, der sein Geheimnis wahren will.

## 28. DER AUFBRUCH

Ich befahl mein Pferd aus dem Stall zu holen. Der Diener verstand mich nicht. Ich ging selbst in den Stall, sattelte mein Pferd und bestieg es. In der Ferne hörte ich eine Trompete blasen, ich fragte ihn, was das bedeute. Er wußte nichts und hatte nichts gehört. Beim Tore hielt er mich auf und fragte: »Wohin reitest du, Herr?« »Ich weiß es nicht«, sagte ich, »nur weg von hier, nur weg von hier. Immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.« »Du kennst also dein Ziel?« fragte er. »Ja«, antwortete ich, »ich sagte es doch: »Weg-von-hier«, das ist mein Ziel.« »Du hast keinen Eßvorrat mit«, sagte er. »Ich brauche keinen«, sagte ich, »die Reise ist so lang, daß ich hungern muß, wenn ich auf dem Weg nichts bekomme. Kein Eßvorrat kann mich retten. Es ist ja zum Glück eine wahrhaft ungeheure Reise.«

Franz Kafka



### Franz Kafka

Geboren am 3.7.1883 in Prag, gestorben am 3.6.1924 in Kierling bei Wien. Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns. 1901-1906 studierte er Germanistik und Jura in Prag; 1906 promovierte er zum Dr. jur. Dann kurze Praktikantenzeit am Landesgericht Prag. 1908-1917 Angestellter einer Versicherungsgesellschaft, später einer Arbeiter-Unfall-Versicherung. 1917 erkrankte er an Tbc, was ihn 1922 zur Aufgabe des Berufes zwang.

Kafka fühlte sich als einsamer und unverstandener Einzelgänger, nur mit Max Brod und Franz Werfel verband ihn Freundschaft; bekannt war er auch mit Martin Buber und Johannes Urzidil. In den Sommermonaten der Jahre 1910 bis 1912 führten ihn Reisen und Kuraufenthalte nach Italien, Frankreich, Deutschland, Ungarn und in die Schweiz. Sein Verhältnis zu Frauen war schwierig und problematisch: zweimal hat er sich 1914 verlobt und das Verlöbnis wieder gelöst; 1920-1922 quälte ihn eine unerfüllte Liebe zu Milena Jesenska, was zahlreiche erhaltene Briefe dokumentieren; seit 1923 lebte er mit Dora Dymant zusammen als freier Schriftsteller in Berlin und Wien, zuletzt im Sanatorium Kierling bei Wien, wo er an Kehlkopftuberkulose starb. Sein literarischer Nachlass, den er testamentarisch zur Verbrennung bestimmt hatte, wurde posthum gegen seinen Willen von Max Brod veröffentlicht.

### Kinder auf der Landstraße

Ich hörte die Wagen an dem Gartengitter vorüberfahren, manchmal sah ich sie auch durch die schwach bewegten Lücken im Laub. Wie krachte in dem heißen Sommer das Holz in ihren Speichen und Deichseln! Arbeiter kamen von den Felder<sup>n</sup> und lachten, daß es eine Schande war.

Ich saß auf unserer kleinen Schaukel, ich ruhte mich gerade aus zwischen den Bäumen im Garten meiner Eltern.

Vor dem Gitter hörte es nicht auf. Kinder im Laufschrift waren im Augenblick vorüber; Getreidewagen mit Männern und Frauen auf den Garben und rings herum verdunkelten die Blumenbeete; gegen Abend sah ich einen Herrn mit einem Stock langsam spazieren gehn und paar Mädchen, die Arm in Arm ihm entgegenkamen, traten grüßend ins seitliche Gras.

Dann flogen Vögel wie sprühend auf, ich folgte ihnen mit den Blicken, sah, wie sie in einem Atemzug stiegen, bis ich nicht mehr glaubte, daß sie stiegen, sondern daß ich falle, und fest mich an den Seilen haltend aus Schwäche ein wenig zu schaukeln anfing. Bald schaukelte ich stärker, als die Luft schon kühler wehte und statt der fliegenden Vögel zitternde Sterne erschienen.

Bei Kerzenlicht bekam ich mein Nachtmahl. Oft hatte ich beide Arme auf der Holzplatte und, schon müde, biß ich in mein Butterbrot. Die stark durchbrochenen Vorhänge bauschten sich im warmen Wind, und manchmal hielt sie einer, der draußen vorüberging, mit seinen Händen fest, wenn er mich besser sehen und mit mir reden wollte. Meistens verlöschte die Kerze bald und in dem dunklen Kerzenrauch trieben sich noch eine Zeitlang die versammelten Mücken herum. Fragte mich einer vom Fenster aus, so sah ich ihn an, als schaue ich ins Gebirge oder in die bloße Luft, und auch ihm war an einer Antwort nicht viel gelegen.

Sprang dann einer über die Fensterbrüstung und meldete, die anderen seien schon vor dem Haus, so stand ich freilich seufzend auf.

»Nein, warum seufzst Du so? Was ist denn geschehen? Ist es ein besonderes, nie gut zu machendes Unglück? Werden wir uns nie davon erholen können? Ist wirklich alles verloren?«

Nichts war verloren. Wir liefen vor das Haus. »Gott sei Dank, da seid Ihr endlich!« – »Du kommst halt immer zu spät!« – »Wieso denn ich?« – »Gerade Du, bleib zu Hause, wenn Du nicht mitwillst.« – »Keine Gnaden!« – »Was? Keine Gnaden? Wie redest Du?«

Wir durchstießen den Abend mit dem Kopf. Es gab keine Tages- und keine Nachtzeit. Bald rieben sich unsere Westenknöpfe aneinander wie Zähne, bald liefen wir in gleichbleibender Entfernung, Feuer im Mund, wie Tiere in den Tropen. Wie Kürassiere in alten Kriegen, stampfend und hoch in der Luft, trieben wir einander die kurze Gasse hinunter und mit diesem Anlauf in den Beinen die Landstraße weiter hinauf. Einzelne traten in den Straßengraben, kaum

verschwanden sie vor der dunklen Böschung, standen sie schon wie fremde Leute oben auf dem Feldweg und schauten herab.

»Kommt doch herunter!« – »Kommt zuerst herauf!« – »Damit Ihr uns herunterwerfet, fällt uns nicht ein, so gescheit sind wir noch.« – »So feig seid Ihr, wollt Ihr sagen. Kommt nur, kommt!« – »Wirklich? Ihr? Gerade Ihr werdet uns hinunterwerfen? Wie müßtet Ihr aussehen?«

Wir machten den Angriff, wurden vor die Brust gestoßen und legten uns in das Gras des Straßengrabens, fallend und freiwillig. Alles war gleichmäßig erwärmt, wir spürten nicht Wärme, nicht Kälte im Gras, nur müde wurde man.

Wenn man sich auf die rechte Seite drehte, die Hand unters Ohr gab, da wollte man gerne einschlafen. Zwar wollte man sich noch einmal aufraffen mit erhobenem Kinn, dafür aber in einen tieferen Graben fallen. Dann wollte man, den Arm quer vorgehalten, die Beine schiefgeweht, sich gegen die Luft werfen und wieder bestimmt in einen noch tieferen Graben fallen. Und damit wollte man gar nicht aufhören.

Wie man sich im letzten Graben richtig zum Schlafen aufs äußerste strecken würde, besonders in den Knien, daran dachte man noch kaum und lag, zum Weinen aufgelegt, wie krank auf dem Rücken. Man zwinkerte, wenn einmal ein Junge, die Ellbogen bei den Hüften, mit dunklen Sohlen über uns von der Böschung auf die Straße sprang.

Den Mond sah man schon in einiger Höhe, ein Postwagen fuhr in seinem Licht vorbei. Ein schwacher Wind erhob sich allgemein, auch im Graben fühlte man ihn, und in der Nähe fing der Wald zu rauschen an. Da lag einem nicht mehr soviel daran, allein zu sein.

»Wo seid Ihr?« – »Kommt her!« – »Alle zusammen!« – »Was versteckst Du Dich, laß den Unsinn!« – »Wißt Ihr nicht, daß die Post schon vorüber ist?« – »Aber nein! Schon vorüber?« – »Natürlich, während Du geschlafen hast, ist sie vorübergefahren.« – »Ich habe geschlafen? Nein so etwas!« – »Schweig nur, man sieht es Dir doch an.« – »Aber ich bitte Dich.« – »Kommt!«

Wir liefen enger beisammen, manche reichten einander die Hände, den Kopf konnte man nicht genug hoch haben, weil es abwärts ging. Einer schrie einen indianischen Kriegsruf heraus, wir bekamen in die Beine einen Galopp wie niemals, bei den Sprüngen hob uns in den Hüften der Wind. Nichts hätte uns aufhalten können; wir waren so im Laufe, daß wir selbst beim Überholen die Arme verschränken und ruhig uns umsehen konnten.

Auf der Wildbachbrücke blieben wir stehn; sie weiter gelaufen waren, kehrten zurück. Das Wasser unten schlug an Steine und Wurzeln, als wäre es nicht schon spät abend. Es gab keinen Grund dafür, warum nicht einer auf das Geländer der Brücke sprang.

Hinter Gebüsch in der Ferne fuhr ein Eisenbahnzug heraus, alle Coupées waren beleuchtet, die Glasfenster sicher herabgelassen. Einer von uns begann einen Gassenhauer zu singen, aber wir alle wollten singen. Wir sangen viel rascher als der Zug fuhr, wir schaukelten die Arme, weil die Stimme nicht genügte, wir kamen mit unseren Stimmen in ein Gedränge, in dem uns wohl war. Wenn man seine Stimme unter andere mischt, ist man wie mit einem Angelhaken gefangen.

So sangen wir, den Wald im Rücken, den fernen reisenden in die Ohren. Die Erwachsenen wachten noch im Dorfe, die Mütter richteten die Betten für die Nacht.

Es war schon Zeit. Ich küßte den, der bei mir stand, reichte den drei Nächsten nur so die Hände, begann den Weg zurückzulaufen, keiner rief mich. Bei der ersten Kreuzung, wo sie mich nicht mehr sehen konnten, bog ich ein und lief auf Feldwegen wieder in den Wald. Ich strebte zu der Stadt im Süden hin, von der es in unserem Dorfe hieß:

»Dort sind Leute! Denkt Euch, die schlafen nicht!«

»Und warum denn nicht?«

»Weil sie nicht müde werden.«

»Und warum denn nicht?«

»Weil sie Narren sind.«

»Werden denn Narren nicht müde?«

»Wie könnten Narren müde werden!«

### Entlarvung eines Bauernfängers

Endlich gegen 10 Uhr abends kam ich mit einem mir von früher her nur flüchtig bekannten Mann, der sich mir diesmal unversehens wieder angeschlossen und mich zwei Stunden lang in den Gassen herumgezogen hatte, vor dem herrschaftlichen Hause an, in das ich zu einer Gesellschaft geladen war.

»So!« sagte ich und klatschte in die Hände zum Zeichen der unbedingten Notwendigkeit des Abschieds. Weniger bestimmte Versuche hatte ich schon einige gemacht. Ich war schon ganz müde.

»Gehen Sie gleich hinauf?« fragte er. In seinem Munde hörte ich ein Geräusch wie vom Aneinanderschlagen der Zähne.

»Ja«.

Ich war doch eingeladen, ich hatte es ihm gleich gesagt. Aber ich war eingeladen, hinaufzukommen, wo ich schon so gerne gewesen wäre, und nicht hier unten vor dem Tor zu stehn und an den Ohren meines Gegenübers vorüberzuschauen. Und jetzt noch mit ihm stumm zu werden, als seien wir zu einem langen Aufenthalt auf diesem Fleck entschlossen. Dabei nahmen an diesem Schweigen gleich die Häuser rings herum ihren Anteil, und das Dunkel über ihnen bis zu den Sternen. Und die Schritte unsichtbarer Spaziergänger, deren Wege zu erraten man nicht Lust hatte, der Wind, der immer wieder an die gegenüberliegende Straßenseite sich drückte, ein Grammophon, das gegen die geschlossenen Fenster irgendeines Zimmers sang, – sie ließen aus diesem Schweigen sich hören, als sei es ihr Eigentum seit jeher und für immer.

Und mein Begleiter fügte sich in seinem und – nach einem Lächeln – auch in meinem Namen, streckte die Mauer entlang den rechten Arm aufwärts und lehnte sein Gesicht, die Augen schließend, an ihn.

Doch dieses Lächeln sah ich nicht mehr ganz zu Ende, denn Scham drehte mich plötzlich herum. Erst an diesem Lächeln also hatte ich erkannt, daß das ein Bauernfänger war, nichts weiter. Und ich war doch schon Monate lang in dieser Stadt, hatte geglaubt, diese Bauernfänger durch und durch zu kennen, wie sie bei Nacht aus Seitenstraßen, die Hände vorgestreckt, wie Gastwirte uns entgegentreten, wie sie sich um die Anschlagsäule, bei der wir stehen, herumdrücken, wie zum Versteckenspielen und hinter der Säulenrundung hervor zumindest mit einem Auge spionieren, wie sie in Straßenkreuzungen, wenn wir ängstlich werden, auf einmal vor uns schweben auf der Kante unseres Trottoirs! Ich verstand sie doch so gut, sie waren ja meine ersten städtischen Bekannten in den kleinen Wirtshäusern gewesen, und ich verdankte ihnen den ersten Anblick einer Unnachgiebigkeit, die ich mir jetzt so wenig von der Erde wegdenken konnte, daß ich sie schon in mir zu fühlen begann. Wie standen sie einem noch gegenüber, selbst wenn man ihnen schon längst entlaufen war, wenn es also längst nichts mehr zu fangen gab! Wie setzten sie sich nicht, wie fielen sie nicht hin, sondern sahen einen mit Blicken an, die noch immer, wenn auch nur aus der Ferne, überzeugten! Und ihre Mittel waren stets die gleichen: Sie stellten sich vor uns hin, so breit sie konnten; suchten uns abzuhalten von dort, wohin wir strebten; bereiteten uns zum Ersatz eine Wohnung in ihrer eigenen Brust, und bäumte sich endlich das gesammelte Gefühl in uns auf, nahmen sie es als Umarmung, in die sie sich warfen, das Gesicht voran.

Und diese alten Späße hatte ich diesmal erst nach so langem Beisammensein erkannt. Ich zerrieb mir die Fingerspitzen an einander, um die Schande ungeschehen zu machen.

Mein Mann aber lehnte hier noch wie früher, hielt sich noch immer für einen Bauernfänger, und die Zufriedenheit mit seinem Schicksal rötete ihm die freie Wange.

»Erkannt!« sagte ich und klopfte ihm noch leicht auf die Schulter. Dann eilte ich die Treppe hinauf und die so grundlos treuen Gesichter der Dienerschaft oben im Vorzimmer freuten mich wie eine schöne Überraschung. Ich sah sie alle der Reihe nach an, während man mir den Mantel abnahm und die Stiefel abstaubte. Aufatmend und langgestreckt betrat ich dann den Saal.

### Der plötzliche Spaziergang

Wenn man sich am Abend endgültig entschlossen zu haben scheint, zu Hause zu bleiben, den Hausrock angezogen hat, nach dem Nachtmahl beim beleuchteten Tische sitzt und jene Arbeit oder jenes Spiel vorgenommen hat, nach dessen Beendigung man gewohnheitsgemäß schlafen geht, wenn draußen ein unfreundliches Wetter ist, welches das Zuhausebleiben selbstverständlich macht, wenn man auch jetzt schon so lange bei Tisch stillgehalten hat, daß das Weggehen allgemeines Erstaunen hervorrufen müßte, wenn nun auch schon das Treppenhaus dunkel und das Haustor gesperrt ist, und wenn man nun trotz alledem in einem plötzlichen Unbehagen aufsteht, den Rock wechselt, sofort straßenmäßig angezogen erscheint, weggehen zu müssen erklärt, es nach kurzem Abschied auch tut, je nach der Schnelligkeit, mit der man die Wohnungstür zuschlägt, mehr oder weniger Ärger zu hinterlassen glaubt, wenn man sich auf der Gasse wiederfindet, mit Gliedern, die diese schon unerwartete Freiheit, die man ihnen verschafft hat, mit besonderer Beweglichkeit beantworten, wenn man durch diesen einen Entschluß alle Entschlußfähigkeit in sich gesammelt fühlt, wenn man mit größerer als der gewöhnlichen Bedeutung erkennt, daß man ja mehr Kraft als Bedürfnis hat, die schnellste Veränderung leicht zu bewirken und zu ertragen, und wenn man so die langen Gassen langläuft, – dann ist man für diesen Abend gänzlich aus seiner Familie ausgetreten, die ins Wesenlose abschwenkt, während man selbst, ganz fest, schwarz vor Umrissenheit, hinten die Schenkel schlagend, sich zu seiner wahren Gestalt erhebt.

Verstärkt wird alles noch, wenn man zu dieser späten Abendzeit einen Freund aufsucht, um nachzusehen, wie es ihm geht.

### Entschlüsse

Aus einem elenden Zustand sich zu erheben, muß selbst mit gewollter Energie leicht sein. Ich reiße mich vom Sessel los, umlaufe den Tisch, mache Kopf und Hals beweglich, bringe Feuer in die Augen, spanne die Muskeln um sie herum. Arbeite jedem Gefühl entgegen, begrüße A. stürmisch, wenn er jetzt kommen wird, dulde B. freundlich in meinem Zimmer, ziehe bei C. alles, was gesagt wird, trotz Schmerz und Mühe mit langen Zügen in mich hinein.

Aber selbst wenn es so geht, wird mit jedem Fehler, der nicht ausbleiben kann, das Ganze, das Leichte und das Schwere, stocken, und ich werde mich im Kreise zurückdrehen müssen.

Deshalb bleibt doch der beste Rat, alles hinzunehmen, als schwere Masse sich verhalten und fühle man sich selbst fortgeblasen, keinen unnötigen Schritt sich ablocken lassen, den anderen mit Tierblick anschauen, keine Reue fühlen, kurz, das, was vom Leben als Gespenst noch übrig ist, mit eigener Hand niederdrücken, d. h., die letzte grabmäßige Ruhe noch vermehren und nichts außer ihr mehr bestehen zu lassen.

Eine charakteristische Bewegung eines solchen Zustandes ist das Hinfahren des kleinen Fingers über die Augenbrauen.

### Der Ausflug ins Gebirge

»Ich weiß nicht«, rief ich ohne Klang »ich weiß ja nicht. Wenn niemand kommt, dann kommt eben niemand. Ich habe niemandem etwas Böses getan, niemand hat mir etwas Böses getan, niemand aber will mir helfen. Lauter niemand. Aber so ist es doch nicht. Nur daß mir niemand hilft ---, sonst wäre lauter niemand hübsch. Ich würde ganz gern --- warum denn nicht --- einen Ausflug mit einer Gesellschaft von Niemand machen. Natürlich ins Gebirge, wohin denn sonst? Wie sich diese Niemand aneinander drängen, diese vielen quer gestreckten und eingehängten Arme, diese vielen Füße, durch winzige Schritte getrennt! Versteht sich, daß alle in Frack sind. Wir gehen so lala, der Wind fährt durch die Lücken, die wir und unsere Gliedmaßen offen lassen. Die Hälse werden im Gebirge frei! Es ist ein Wunder, daß wir nicht singen.«

### Das Unglück des Junggesellen

Es scheint so arg, Jungeselle zu bleiben, als alter Mann unter schwerer Wahrung der Würde um Aufnahme zu bitten, wenn man einen Abend mit Menschen verbringen will, krank zu sein und aus dem Winkel seines Bettes wochenlang das leere Zimmer anzusehn, immer vor dem Haustor Abschied zu nehmen, niemals neben seiner Frau sich die Treppe hinaufzudrängen, in seinem Zimmer nur Seitentüren zu haben, die in fremde Wohnungen führen, sein Nachtmal in einer Hand nach Hause zu tragen, fremde Kinder anstauen zu müssen und nicht immerfort wiederholen zu dürfen:»Ich habe keine«, sich im Aussehn und Benehmen nach ein oder zwei Junggesellen der Jugenderinnerungen auszubilden.

So wird es sein, nur daß man auch in Wirklichkeit heute und später selbst dastehen wird, mit einem Körper und einem wirklichen Kopf, also auch einer Stirn, um mit der Hand an sie zu schlagen.

### Der Kaufmann

Es ist möglich, daß einige Leute Mitleid mit mir haben, aber ich spüre nichts davon. Mein kleines Geschäft erfüllt mich mit Sorgen, die mich innen an Stirne und Schläfen schmerzen, aber ohn mir Zufriedenheit in Aussicht zu stellen, denn mein Geschäft ist klein.

Für Stunden im voraus muß ich Bestimmungen treffen, das Gedächtnis des Hausdieners wachhalten, vor befürchteten Fehlern warnen und in einer Jahreszeit die Moden der folgenden berechnen, nicht wie sie unter Leuten meines Kreises herrschen werden, sondern bei unzugänglichen Bevölkerungen auf dem Lande.

Mein Geld haben fremde Leute; ihre Verhältnisse können mir nicht deutlich sein; das Unglück, das sie treffen könnte, ahne ich nicht; wie könnte ich es abwehren! Vielleicht sind sie verschwenderisch geworden und geben ein Fest in einem Wirtshausgarten und andere halten sich für ein Weilchen auf der Flucht nach Amerika bei diesem Feste auf.

Wenn nun am Abend eines Werketages das Geschäft gesperrt wird und ich plötzlich Stunden vor mir sehe, in denen ich für die ununterbrochenen Bedürfnisse meines Geschäftes nichts werde arbeiten können, dann wirft sich meine am Morgen weit vorausgeschickte Aufregung in mich, wie eine zurückkehrende Flut, hält es aber in mir nicht aus und ohne Ziel reißt sie mich mit.

Und doch kann ich diese Laune gar nicht benützen und kann nur nach Hause gehn, denn ich habe Gesicht und Hände schmutzig und verschwitzt, das Kleid fleckig und staubig, die Geschäftsmütze auf dem Kopfe und von Kistennägeln zerkratzte Stiefel. Ich gehe dann wie auf Wellen, klappere mit den Fingern beider Hände und mir entgegenkommenden Kindern fahre ich über das Haar.

Aber der Weg ist zu kurz. Gleich bin ich in meinem Hause, öffne die Lifttür und trete ein.

Ich sehe, daß ich jetzt und plötzlich allein bin. Andere, die über Treppen steigen müssen, ermüden dabei ein wenig, müssen mit eilig atmenden Lungen warten, bis man die Tür der Wohnung öffnen kommt, haben dabei einen Grund für Ärger und Ungeduld, kommen jetzt ins Vorzimmer, wo sie den Hut aufhängen, und erst bis sie durch den Gang an einigen Glastüren vorbei in ihr eigenes Zimmer kommen, sind sie allein.

Ich aber bin gleich allein im Lift, und schaue, auf die Knie gestützt, in den schmalen Spiegel. Als der Lift sich zu heben anfängt, sage ich:

»Seid still, tretet zurück, wollt Ihr in den Schatten der Bäume, hinter die Draperien der Fenster, in das Laubengewölbe?«

Ich rede mit den Zähnen und die Treppengeländer gleiten an den Milchglasscheiben hinunter wie stürzendes Wasser.

»Flieget weg; Euere Flügel, die ich niemals gesehen habe, mögen Euch ins dörfliche Tal tragen oder nach Paris, wenn es Euch dorthin treibt.

Doch genießet die Aussicht des Fensters, wenn die Prozessionen aus allen drei Straßen kommen, einander nicht ausweichen, durcheinander gehn und zwischen ihren letzten Reihen den freien Platz wieder entstehen lassen. Winket mit den Tüchern, seid entsetzt, seid gerührt, lobet die schöne Dame, die vorüberfährt.

Geht über den Bach auf der hölzernen Brücke, nickt den badenden Kindern zu und staunet über das Hurra der tausend Matrosen auf dem fernen Panzerschiff.

Verfolget nur den unscheinbaren Mann und wenn Ihr ihn in einen Torweg gestoßen habt, beraubt ihn und seht ihm dann, jeder die Hände in den Taschen, nach, wie er traurig seines Weges in die linke Gasse geht.

Die verstreut auf ihren Pferden galoppierende Polizei bändigt die Tiere und drängt Euch zurück. Lasset sie, die leeren Gassen werden sie unglücklich machen, ich weiß es. Schon reiten sie, ich bitte, paarweise weg, langsam um die Straßenecken, fliegend über die Plätze.«

Dann muß ich aussteigen, den Aufzug hinunterlassen, an der Türglocke läuten, und das Mädchen öffnet die Tür, während ich grüße.

### Zerstreutes Hinausschaun

Was werden wir in diesen Frühlingstagen tun, die jetzt rasch kommen? Heute früh war der Himmel grau, geht man aber jetzt zum Fenster, so ist man überrascht und lehnt die Wange an die Klinke des Fensters.

Unten sieht man das Licht der freilich schon sinkenden Sonne auf dem Gesicht des kindlichen Mädchens, das so geht und sich umschaute, und zugleich sieht man den Schatten des Mannes darauf, der hinter ihm rascher kommt.

Dann ist der Mann schon vorübergegangen und das Gesicht des Kindes ist ganz hell.

### Der Nachhauseweg

Man sehe die Überzeugungskraft der Luft nach dem Gewitter! Meine Verdienste erscheinen mir und überwältigen mich, wenn ich mich auch nicht sträube.

Ich marschiere und mein Tempo ist das Tempo dieser Gassenseite, dieser Gasse, dieses Viertels. Ich bin mit Recht verantwortlich für alle Schläge gegen Türen, auf die Platten der Tische, für alle Trinksprüche, für die Liebespaare in ihren Betten, in den Gerüsten der Neubauten, in dunklen Gassen an die Häusermauern gepreßt, auf den Ottomanen der Bordelle.

Ich schätze meine Vergangenheit gegen meine Zukunft, finde aber beide vortrefflich, kann keiner von beiden den Vorzug geben und nur die Ungerechtigkeit der Vorsehung, die mich so begünstigt, muß ich tadeln.

Nur als ich in mein Zimmer trete, bin ich ein wenig nachdenklich, aber ohne daß ich während des Treppensteigens etwas Nachdenkenswertes gefunden hätte. Es hilft mir nicht viel, daß ich das Fenster gänzlich öffne und daß in einem Garten die Musik noch spielt.

### Die Vorüberlaufenden

Wenn man in der Nacht durch eine Gasse spazieren geht, und ein Mann, von weitem schon sichtbar – denn die Gasse vor uns steigt an und es ist Vollmond – uns entgegenläuft, so werden wir ihn nicht anpacken, selbst wenn er schwach und zerlumpt ist, selbst wenn jemand hinter ihm läuft und schreit, sondern wir werden ihn weiter laufen lassen.

Denn es ist Nacht, und wir können nicht dafür, daß die Gasse im Vollmond vor uns aufsteigt, und überdies, vielleicht haben die zwei die Hetze zu ihrer Unterhaltung veranstaltet, vielleicht verfolgen beide einen dritten, vielleicht wird der erste unschuldig verfolgt, vielleicht will der zweite morden, und wir würden Mitschuldige des Mordes, vielleicht wissen die zwei nichts von einander, und es läuft nur jeder auf eigene Verantwortung in sein Bett, vielleicht sind es Nachtwandler, vielleicht hat der erste Waffen.

Und endlich, dürfen wir nicht müde sein, haben wir nicht soviel Wein getrunken? Wir sind froh, daß wir auch den zweiten nicht mehr sehn.

### Der Fahrgast

Ich stehe auf der Plattform des elektrischen Wagens und bin vollständig unsicher in Rücksicht meiner Stellung in dieser Welt, in dieser Stadt, in meiner Familie. Auch nicht beiläufig könnte ich angeben, welche Ansprüche ich in irgendeiner Richtung mit Recht vorbringen könnte. Ich kann es gar nicht verteidigen, daß ich auf dieser Plattform stehe, mich an dieser Schlinge halte, von diesem Wagen mich tragen lasse, daß Leute dem Wagen ausweichen oder still gehn oder vor den Schaufenstern ruhn. – Niemand verlangt es ja von mir, aber das ist gleichgültig.

Der Wagen nähert sich einer Haltestelle, ein Mädchen stellt sich nahe den Stufen, zum Aussteigen bereit. Sie erscheint mir so deutlich, als ob ich sie betastet hätte. Sie ist schwarz gekleidet, die Rockfalten bewegen sich fast nicht, die Bluse ist knapp und hat einen Kragen aus weißer kleinmaschiger Spitze, die linke Hand hält sie flach an die Wand, der Schirm in ihrer Rechten steht auf der zweitobersten Stufe. Ihr Gesicht ist braun, die Nase, an den Seiten schwach

gepreßt, schließt rund und breit ab. Sie hat viel braunes Haar und verwehte Härchen an der rechten Schläfe. Ihr kleines Ohr liegt eng an, doch sehe ich, da ich nahe stehe, den ganzen Rücken der rechten Ohrmuschel und den Schatten an der Wurzel.

Ich fragte mich damals: Wieso kommt es, daß sie nicht über sich verwundert ist, daß sie den Mund geschlossen hält und nichts dergleichen sagt?

### Kleider

Oft wenn ich Kleider mit vielfachen Falten, Rüschen und Behängen sehe, die über schönen Körper schön sich legen, dann denke ich, daß sie nicht lange so erhalten bleiben, sondern Falten bekommen, nicht mehr gerade zu glätten, Staub bekommen, der, dick in der Verzierung, nicht mehr zu entfernen ist, und daß niemand so traurig und lächerlich sich wird machen wollen, täglich das gleiche kostbare Kleid früh anzulegen und abends auszuziehen.

Doch sehe ich Mädchen, die wohl schön sind und vielfache reizende Muskeln und Knöchelchen und gespannte Haut und Massen dünner Haare zeigen, und doch tagtäglich in diesem einen natürlichen Maskenanzug erscheinen, immer das gleiche Gesicht in die gleichen Handflächen legen und von ihrem Spiegel widerscheinen lassen.

Nur manchmal am Abend, wenn sie spät von einem Feste kommen, scheint es ihnen im Spiegel abgenützt, gedunsen, verstaubt, von allen schon gesehn und kaum mehr tragbar.

### Die Abweisung

Wenn ich einem schönen Mädchen begegne und sie bitte: »Sei so gut, komm mit mir« und sie stumm vorübergeht, so meint sie damit:

»Du bist kein Herzog mit fliegendem Namen, kein breiter Amerikaner mit indianischem Wuchs, mit wagrecht ruhenden Augen, mit einer von der Luft der Rasenplätze und der sie durchströmenden Flüsse massierten Haut, Du hast keine Reisen gemacht zu den großen Seen und auf ihnen, die ich weiß nicht wo zu finden sind. Also ich bitte, warum soll ich, ein schönes Mädchen, mit Dir gehn?«

»Du vergißt, Dich trägt kein Automobil in langen Stößen schaukelnd durch die Gasse; ich sehe nicht die in ihre Kleider gepreßten Herren Deines Gefolges, die Segensprüche für Dich murmelnd in genauem Halbkreis hinter Dir gehn; Deine Brüste sind im Mieder gut geordnet, aber Deine Schenkel und Hüften entschädigen sich für jene Enthaltbarkeit; Du trägst ein Taffetkleid mit plissierten Falten, wie es im vorigen Herbste uns durchaus allen Freude machte, und doch lächelst Du – diese Lebensgefahr auf dem Leibe – bisweilen.«

»Ja, wir haben beide recht und, um uns dessen nicht unwiderleglich bewußt zu werden, wollen wir, nicht wahr, lieber jeder allein nach Hause gehn.«

### Zum Nachdenken für Herrenreiter

Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.

Der Ruhm, als der beste Reiter eines Landes anerkannt zu werden, freut beim Losgehn des Orchesters zu stark, als daß sich am Morgen danach die Reue verhindern ließe.

Der Neid der Gegner, listiger, ziemlich einflußreicher Leute, muß uns in dem engen Spalier schmerzen, das wir nun durchreiten nach jener Ebene, die bald vor uns leer war bis auf einige überrundete Reiter, die klein gegen den Rand des Horizonts anritten.

Viele unserer Freunde eilen den Gewinn zu beheben und nur über die Schultern weg schreien sie von den entlegenen Schaltern ihr Hurra zu uns; die besten Freunde aber haben gar nicht auf unser Pferd gesetzt, da sie fürchteten, käme es zum Verluste, müßten sie uns böse sein, nun aber, da unser Pferd das erste war und sie nichts gewonnen haben, drehn sie sich um, wenn wir vorüberkommen und schauen lieber die Tribünen entlang.

Die Konkurrenten rückwärts, fest im Sattel, suchen das Unglück zu überblicken, das sie getroffen hat, und das Unrecht, das ihnen irgendwie zugefügt wird; sie nehmen ein frisches Aussehen an, als müsse ein neues Rennen anfangen und ein ernsthaftes nach diesem Kinderspiel.

Vielen Damen scheint der Sieger lächerlich, weil er sich aufbläht und doch nicht weiß, was anzufangen mit dem ewigen Händeschütteln, Salutieren, Sich-Niederbeugen und In-die-Ferne-Grüßen, während die Besiegten den Mund geschlossen haben und die Häse ihrer meist wiehernden Pferde leichthin klopfen.

Endlich fängt es gar aus dem trüb gewordenen Himmel zu regnen an.

### Das Gassenfenster

Wer verlassen lebt und sich doch hie und da irgendwo anschließen möchte, wer mit Rücksicht auf die Veränderungen der Tageszeit, der Witterung, der Berufsverhältnisse und dergleichen ohne weiteres irgend einen beliebigen Arm sehen will, an dem er sich halten könnte, – der wird es ohne ein Gassenfenster nicht lange treiben. Und steht es mit ihm so, daß er gar nichts sucht und nur als müder Mann, die Augen auf und ab zwischen Publikum und Himmel, an seine

Fensterbrüstung tritt, und er will nicht und hat ein wenig den Kopf zurückgeneigt, so reißen ihn doch unten die Pferde mit in ihr Gefolge von Wagen und Lärm und damit endlich der menschlichen Eintracht zu.

### Wunsch, Indianer zu werden

Wenn man doch ein Indianer wäre, gleich bereit, und auf dem rennenden Pferde, schief in der Luft, immer wieder kurz erzitterte über dem zitternden Boden, bis man die Sporen ließ, denn es gab keine Sporen, bis man die Zügel wegwarf, denn es gab keine Zügel, und kaum das Land vor sich als glatt gemähte Heide sah, schon ohne Pferdehals und Pferdekopf.

### Die Bäume

Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf, und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

### Unglücklichsein

Als es schon unerträglich geworden war – einmala gegen Abend im November – und ich über den schmalen Teppich meines Zimmers wie in einer Rennbahn einherlief, durch den Anblick der erleuchteten Gasse erschreckt, wieder wendete, und in der Tiefe des Zimmers, im Grund des Spiegels doch wieder ein neues Ziel bekam, und aufschrie, um nur den Schrei zu hören, dem nichts antwortet und dem auch nichts die Kraft des Schreiens nimmt, der also aufsteigt, ohne Gegengewicht, und nicht aufhören kann, selbst wenn er verstummt, da öffnete sich aus der Wand heraus die Tür, so eilig, weil doch Eile nötig war und selbst die Wagenpferde unten auf dem Pflaster wie wildgewordene Pferde in der Schlacht, die Gurgeln preisgegeben, sich erhoben.

Als kleines Gespenst fuhr ein Kind aus dem ganz dunklen Korridor, in dem die Lampe noch nicht brannte, und blieb auf den Fußspitzen stehn, auf einem unmerklich schaukelnden Fußbodenbalken. Von der Dämmerung des Zimmers gleich geblendet, wollte es mit seinem Gesicht rasch in seine Hände, beruhigte sich aber unversehens mit dem Blick zum Fenster, vor dessen Kreuz der hochgetriebene Dunst der Straßenbeleuchtung endlich unter dem Dunkel liegen blieb. Mit dem rechten Ellbogen hielt es sich vor der offenen Tür aufrecht an der Zimmerwand und ließ den Luftzug von draußen um die Gelenke der Füße streichen, auch den Hals, auch die Schläfen entlang.

Ich sah ein wenig hin, dann sagte ich »Guten Tag« und nahm meinen Rock vom Ofenschirm, weil ich nicht so halb nackt dastehen wollte. Ein Weilchen lang hielt ich den Mund offen, damit mich die Aufregung durch den Mund verlasse. Ich hatte schlechten Speichel in mir, im Gesicht zitterten mir die Augenwimpern, kurz, es fehlte mir nichts, als gerade dieser allerdings erwartete Besuch.

Das Kind stand noch an der Wand auf dem gleichen Platz, es hatte die rechte Hand an die Mauer gepreßt und konnte, ganz rotwangig, dessen nicht satt werden, daß die weißgetünchte Wand grobkörnig war und die Fingerspitzen rieb. Ich sagte: »Wollen Sie tatsächlich zu mir? Ist es kein Irrtum? Nichts leichter als ein Irrtum in diesem großen Hause. Ich heiße Soundso, wohne im dritten Stock. Bin ich also der, den Sie besuchen wollen?«

»Ruhe, Ruhe!« sagte das Kind über die Schulter weg, »alles ist schon richtig.«

»Dann kommen Sie weiter ins Zimmer herein, ich möchte die Tür schließen.«

»Die Tür habe ich jetzt gerade geschlossen. Machen Sie sich keine Mühe. Beruhigen Sie sich überhaupt.«

»Reden Sie nicht von Mühe. Aber auf diesem Gange wohnt eine Menge Leute, alle sind natürlich meine Bekannten; die meisten kommen jetzt aus den Geschäften; wenn sie in einem Zimmer reden hören, glauben sie einfach das Recht zu haben, aufzumachen und nachzuschauen, was los ist. Es ist einmal schon so. Diese Leute haben die tägliche Arbeit hinter sich; wem würden sie sich in der provisorischen Abendfreiheit unterwerfen! Übrigens wissen Sie es ja auch. Lassen Sie mich die Türe schließen.«

»Ja was ist denn? Was haben Sie? Meinetwegen kann das ganze Haus hereinkommen. Und dann noch einmal: Ich habe die Türe schon geschlossen, glauben Sie denn, nur Sie können die Türe schließen? Ich habe sogar mit dem Schlüssel zugesperrt.«

»Dann ist gut. Mehr will ich ja nicht. Mit dem Schlüssel hätten Sie gar nicht zusperren müssen. Und jetzt machen Sie es sich nur behaglich, wenn Sie schon einmal da sind. Sie sind mein Gast. Vertrauen Sie mir völlig. Machen Sie sich nur breit ohne Angst. Ich werde Sie weder zum Hierbleiben zwingen, noch zum Weggehn. Muß ich das erst sagen? Kennen Sie mich so schlecht?«

»Nein. Sie hätten das wirklich nicht sagen müssen. Noch mehr, Sie hätten es gar nicht sagen sollen. Ich bin ein Kind; warum soviel Umstände mit mir machen?«

»So schlimm ist es nicht. Natürlich, ein Kind. Aber gar so klein sind Sie nicht. Sie sind schon ganz erwachsen. Wenn Sie ein Mädchen wären, dürften Sie sich nicht so einfach mit mir in einem Zimmer einsperren.«

»Darüber müssen wir uns keine Sorgen machen. Ich wollte nur sagen: Daß ich Sie so gut kenne, schützt mich wenig, es enthebt Sie nur der Anstrengung, mir etwas vorzulügen. Trotzdem aber machen Sie mir Komplimente. Lassen Sie das,

ich fordere Sie auf, lassen Sie das. Dazu kommt, daß ich Sie nicht überall und immerfort kenne, gar bei dieser Finsternis. Es wäre viel besser, wenn Sie Licht machen ließen. Nein, lieber nicht. Immerhin werde ich mir merken, daß Sie mir schon gedroht haben.«

»Wie? Ich hätte Ihnen gedroht? Aber ich bitte Sie. Ich bin ja so froh, daß Sie endlich hier sind. Ich sage ›endlich‹, weil es schon so spät ist. Es ist mir unbegreiflich, warum Sie so spät gekommen sind. Da ist es möglich, daß ich in der Freude so durcheinander gesprochen habe und daß Sie es gerade so verstanden haben. Daß ich so gesprochen habe, gebe ich zehnmal zu, ja ich habe Ihnen mit Allem gedroht, was Sie wollen. – Nur keinen Streit, um Himmelswillen! – Aber wie konnten Sie es glauben? Wie konnten Sie mich so kränken? Warum wollen Sie mir mit aller Gewalt dieses kleine Weilchen Ihres Hierseins verderben? Ein fremder Mensch wäre entgegenkommender als Sie.«

»Das glaube ich; das war keine Weisheit. So nah, als Ihnen ein fremder Mensch entgegenkommen kann, bin ich Ihnen schon von Natur aus. Das wissen Sie auch, wozu also die Wehmut? Sagen Sie, daß Sie Komödie spielen wollen, und ich gehe augenblicklich.«

»So? Auch das wagen Sie mir zu sagen? Sie sind ein wenig zu kühn. Am Ende sind Sie doch in meinem Zimmer. Sie reiben Ihre Finger wie verrückt an meiner Wand. Mein Zimmer, meine Wand! Und außerdem ist das, was Sie sagen, lächerlich, nicht nur frech. Sie sagen, Ihre Natur zwingt Sie, mit mir in dieser Weise zu reden. Wirklich? Ihre Natur zwingt Sie? Das ist nett von Ihrer Natur. Ihre Natur ist meine, und wenn ich mich von Natur aus freundlich zu Ihnen verhalte, so dürfen auch Sie nicht anders.«

»Ist das freundlich?«

»Ich rede von früher.«

»Wissen Sie, wie ich später sein werde?«

»Nichts weiß ich.«

Und ich ging zum Nachttisch hin, auf dem ich die Kerze anzündete. Ich hatte in jener Zeit weder Gas noch elektrisches Licht in meinem Zimmer. Ich saß dann noch eine Weile beim Tisch, bis ich auch dessen müde wurde, den Überzieher anzog, den Hut vom Kanapee nahm und die Kerze ausblies. Beim Hinausgehen verfiel ich mich in ein Sesselbein.

Auf der Treppe traf ich einen Mieter aus dem gleichen Stockwerk.

»Sie gehen schon wieder weg, Sie Lump?« fragte er, auf seinen über zwei Stufen ausgebreiteten Beinen ausruhend.

»Was soll ich machen?« sagte ich, »jetzt habe ich ein Gespenst im Zimmer gehabt.«

»Sie sagen das mit der gleichen Unzufriedenheit, wie wenn Sie ein Haar in der Suppe gefunden hätten.«

»Sie spaßen. Aber merken Sie sich, ein Gespenst ist ein Gespenst.«

»Sehr wahr. Aber wie, wenn man überhaupt nicht an Gespenster glaubt?«

»Ja meinen Sie denn, ich glaube an Gespenster? Was hilft mir aber dieses Nichtglauben?«

»Sehr einfach. Sie müssen eben keine Angst mehr haben, wenn ein Gespenst wirklich zu Ihnen kommt.«

»Ja, aber das ist doch die nebensächliche Angst. Die eigentliche Angst ist die Angst vor der Ursache der Erscheinung. Und diese Angst bleibt. Die habe ich geradezu großartig in mir.« Ich fing vor Nervosität an, alle meine Taschen zu durchsuchen.

»Da Sie aber vor der Erscheinung selbst keine Angst hatten, hätten Sie sie doch ruhig nach ihrer Ursache fragen können!«

»Sie haben offenbar noch nie mit Gespenstern gesprochen. Aus denen kann man ja niemals eine klare Auskunft bekommen. Das ist ein Hinundher. Diese Gespenster scheinen über ihre Existenz mehr im Zweifel zu sein, als wir, was übrigens bei ihrer Hinfälligkeit kein Wunder ist.«

»Ich habe aber gehört, dass man sie auffüttern kann.«

»Da sind Sie gut berichtet. Das kann man. Aber wer wird das machen?«

»Warum nicht? Wenn es ein weibliches Gespenst ist z. B.« sagte er und schwang sich auf die obere Stufe.

»Ach so,« sagte ich, »aber selbst dann steht es nicht dafür.«

Ich besann mich. Mein Bekannter war schon so hoch, daß er sich, um mich zu sehen, unter einer Wölbung des Treppenhauses vorbeugen mußte. »Aber trotzdem«, rief ich, »wenn Sie mir dort oben mein Gespenst wegnehmen, dann ist es zwischen uns aus, für immer.«

»Aber das war ja nur Spaß«, sagte er und zog den Kopf zurück.

»Dann ist es gut«, sagte ich und hätte jetzt eigentlich ruhig spazieren gehen können. Aber weil ich mich gar so verlassen fühlte, ging ich lieber hinauf und legte mich schlafen.

## WENN DIE BEGRIFFE NICHT RICHTIG SIND

Kungfutse

Der chinesische Weise Meister Kungfutse wurde einst vom Fürsten des Staates We gefragt, was er für das Wichtigste im Staatsleben ansehe. Der Meister sprach: »Was vor allem nötig ist, ist, daß man alle Dinge beim rechten Namen nennen kann.« Der Fürst Dsi Lu äußerte sich ziemlich absprechend über die Äußerung des Meisters. Kungfutse verwies ihm dies und antwortete: »Man darf das, was man nicht versteht, nicht beiseite lassen. Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht Moral und Kunst nicht; gedeiht Moral und Kunst nicht, so trifft das Recht nicht; trifft das Recht nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man nicht, daß in den Worten irgend etwas in Unordnung ist. Das ist es, worauf alles ankommt.«

nehmen kein Ende. Öffnete sich freies Feld, wie würde er fliegen und bald wohl hörtest du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an deiner Tür. Aber statt dessen, wie nutzlos müht er sich ab; immer noch zwingt er sich durch die Gemächer des innersten Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Treppen hinab müßte er sich kämpfen; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Höfe wären zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe; und wieder ein Palast; und so weiter durch Jahrtausende; und stürzte er endlich aus dem äußersten Tor – aber niemals, niemals kann es geschehen –, liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes. Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten. – Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.

## KLEINE FABEL

Franz Kafka

»Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.«

»Du mußt nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.

## EINE KAISERLICHE BOTSCHAFT

Franz Kafka

Der Kaiser – so heißt es – hat dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er beim Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft ins Ohr geflüstert; so sehr war ihm an ihr gelegen, daß er sich sie noch ins Ohr wiedersagen ließ. Durch Kopfnicken hat er die Richtigkeit des Gesagten bestätigt. Und vor der ganzen Zuschauerschaft seines Todes – alle hindernden Wände werden niedergebrochen und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Großen des Reichs – vor allen diesen hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht; ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann; einmal diesen, einmal den andern Arm vorstreckend, schafft er sich Bahn durch die Menge; findet er Widerstand, zeigt er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne ist; er kommt auch leicht vorwärts, wie kein anderer. Aber die Menge ist so groß; ihre Wohnstätten

HUGO BALL

<Lautgedichte>

Ich habe eine neue Gattung von Versen erfunden, «Verse ohne Worte» oder Lautgedichte, in denen das Balancement der Vokale nur nach dem Werte der Ansatzreihe erwogen und ausgeteilt wird. Die ersten dieser Verse habe ich heute abend vorgelesen. Ich hatte mir dazu ein eigenes Kostüm konstruiert.  
5 Meine Beine standen in einem Säulenrund aus blauglänzendem Karton, der mir schlank bis zur Hüfte reichte, so daß ich bis dahin wie ein Obelisk aussah. Darüber trug ich einen riesigen, aus Pappe geschnittenen Mantelkragen, der innen mit Scharlach und außen mit Gold beklebt, am Halse derart zusammengehalten war, daß ich ihn durch ein Heben und Senken der Ellbogen  
10 flügelartig bewegen konnte. Dazu einen zylinderartigen, hohen, weiß und blau gestreiften Schamanenhut.

Ich hatte an allen drei Seiten des Podiums gegen das Publikum Notenständer errichtet und stellte darauf mein mit Rotstift gemaltes Manuskript, bald am einen, bald am andern Notenständer zelebrierend. Da Tzara von  
15 meinen Vorbereitungen wußte, gab es eine richtige kleine Premiere. Alle waren neugierig. Also ließ ich mich, da ich als Säulenstange gehen konnte, in der Verfinsterung auf das Podest tragen und begann langsam und feierlich:

gadji beri bimba  
glandridi lauli lonni cadori  
20 gadjama bim beri glassala  
glandridi glassala tuffm i zimbrabim  
blassa galassasa tuffm i zimbrabim ...

Die Akzente wurden schwerer, der Ausdruck steigerte sich in der Verschärfung der Konsonanten. Ich merkte sehr bald, daß meine Ausdrucksmittel,  
35 wenn ich ernst bleiben wollte (und das wollte ich um jeden Preis) dem Pomp meiner Inszenierung nicht würden gewachsen sein. Im Publikum sah ich Brupbacher, Jelmoli, Laban, Frau Wiegmann. Ich fürchtete eine Blamage und nahm mich zusammen. Ich hatte jetzt rechts am Notenständer «Labadas Gesang an die Wolken» und links die «Elefantenkarawane» absolviert und  
30 wandte mich wieder zur mittleren Staffelei, fleißig mit den Flügeln schlagend. Die schweren Vokalreihen und der schleppende Rhythmus der Elefanten

Hugo Ball: 1886–1927. *Lautgedichte:* Text nach R. Huelsenbeck (Hg.): Dada. Eine literarische Dokumentation. – Reinbek 1964. S. 158f.

Karawane: Text nach R. Huelsenbeck (Hg.): Dada. Eine literarische Dokumentation. S. 209.

hatten mir eben noch eine letzte Steigerung erlaubt. Wie sollte ich's aber zu Ende führen? Da bemerkte ich, daß meine Stimme, der kein anderer Weg mehr blieb, die uralte Kadenz der priesterlichen Lamentation annahm, jenen  
35 Stil des Meßgesangs, wie er durch die katholischen Kirchen des Morgen- und Abendlandes wehklagt.

Ich weiß nicht, was mir diese Musik eingab. Aber ich begann meine Vokalreihen rezitativartig im Kirchenstile zu singen und versuchte es, nicht nur ernst zu bleiben, sondern mir auch den Ernst zu erzwingen. Einen Moment  
40 lang schien mir, als tauche in meiner kubistischen Maske ein bleiches, verstörtes Jungengesicht auf, jenes halb erschrockene, halb neugierige Gesicht eines zehnjährigen Knaben, der in den Totenmessen und Hochämtern seiner Heimatpfarrei zitternd und gierig am Munde der Priester hängt. Da erlosch, wie ich es bestellt hatte, das elektrische Licht, und ich wurde vom  
45 Podium herab schweißbedeckt als ein magischer Bischof in die Versenkung getragen.

## KARAWANE

jolifanto bambla ô falli bambla  
grossiga m'pfa habla horem  
égiga goramen  
higo bloiko russula huju  
hollaka hollala  
anlogo bung  
blago bung  
blago bung  
bossos fataka  
ü üü ü  
schampa wulla wussa ólobq  
hej tatta gôrem  
eschige zunbada  
wulubu ssubudu uluw ssubudu  
tumba ba- umf  
kusagauma  
ba - umf

## Das große Lalulā

Kroklokwaſzi? Señememi!  
Seiokronto – prafriplo:  
Bifzi, baſzi, hulalemi,  
quasti baſti bo ...  
Lalu lalu lalu lalu la!

Hontraruru miromente  
zasku zes rü rü?  
Entepente, leiolente  
klekwapufzi lü?  
Lalu lalu lalu lalu la!

Simarar kos malzipempu  
silzuzankunkrei (!;)!  
Marjomar dos: Quempu Lempu  
Siri Suri Sei (!)!  
Lalu lalu lalu lalu la!

## Der Zwölf-Elf

Der Zwölf-Elf hebt die linke Hand:  
Da schlägt es Mitternacht im Land.

Es lauscht der Teich mit offenem Mund.  
Ganz leise heult der Schluchtenhund.

Die Dommel reckt sich auf im Rohr.  
Der Moosfrosch lugt aus seinem Moor.

Der Schneck horcht auf in seinem Haus,  
desgleichen die Kartoffelmaus.

Das Irrlicht selbst macht Halt und Rast  
auf einem windgebrochnen Ast.

## Der Rabe Ralf

Der Rabe Ralf  
will will hu hu  
dem niemand half  
still still du du  
half sich allein  
am Rabenstein  
will will still still  
hu hu

Die Nebelfrau  
will will hu hu  
nimmts nicht genau  
still still du du  
sie sagt nimm nimm  
's ist nicht so schlimm  
will will still still  
hu hu

Doch als ein Jahr  
will will hu hu  
vergangen war  
still still du du  
da lag im Rot  
der Rabe tot  
will will still still  
du du

Sophie, die Maid, hat ein Gesicht:  
Das Mondscharf geht zum Hochgericht.

Die Galgenbrüder wehn im Wind.  
Im fernen Dorfe schreit ein Kind.

Zwei Maulwürf küssen sich zur Stund  
als Neuvermählte auf den Mund.

Hingegen tief im finstern Wald  
ein Nachtmahr seine Fäuste ballt:

Dieweil ein später Wanderstrumpf  
sich nicht verlieh in Teich und Sumpf.

Der Rabe Ralf ruft schaurig: „Kra!  
Das End ist da! Das End ist da!“

Der Zwölf-Elf senkt die linke Hand:  
Und wieder schläft das ganze Land.

## Das Mondscharf

Das Mondscharf steht auf weiter Flur.  
Es harrt und harrt der großen Schur.  
Das Mondscharf.

Das Mondscharf rupft sich einen Halm  
und geht dann heim auf seine Alm.  
Das Mondscharf.

Das Mondscharf spricht zu sich im Traum:  
„Ich bin des Weltalls dunkler Raum.“  
Das Mondscharf.

Das Mondscharf liegt am Morgen tot.  
Sein Leib ist weiß, die Sonn' ist rot.  
Das Mondscharf.

## Lunovis

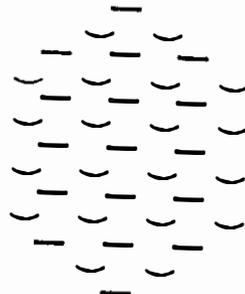
Lunovis in planitie stat  
Cultrumque magn' expectitat.  
Lunovis.

Lunovis herba rapta it  
In montes, unde cucurrit.  
Lunovis.

Lunovis habet somnium:  
Se culmen rer' ess' omnium.  
Lunovis.

Lunovis mane mortuumst.  
Sol ruber atque ips' albumst.  
Lunovis.

## Fisches Nachtgesang



### Das Gebet:

Die Rehlein beten zur Nacht,  
habt acht!

Halb neun!

Halb zehn!

Halb elf!

Halb zwölf!

Zwölf!

Die Rehlein beten zur Nacht,  
habt acht!  
Sie falten die kleinen Zehlein,  
die Rehlein.

### Galgenbruders Frühlingslied

Es lenzet auch auf unserm Spahn,  
o selige Epoche!  
Ein Hälmlein will zum Lichte nah  
aus einem Astwurmloche.

Es schaukelt bald im Winde hin  
und schaukelt bald drin her.  
Mir ist beinah, ich wäre wer,  
der ich doch nicht mehr bin...

### Nein!

Pfeift der Sturm?  
Keift ein Wurm?  
Heulen  
Eulen  
hoch vom Turm!

### Nein!

Es ist des Galgenstrickes  
dickes  
Ende, welches ächzte,  
gleich als ob  
im Galopp  
eine müdgehetzte Mähre  
nach dem nächsten Brunnen lechzte  
(der vielleicht noch ferne wäre).

### Galgenbruders Lied an Sophie, die Henkersmaid

Sophie, mein Henkersmädel,  
komm, küsse mir den Schädel!  
Zwar ist mein Mund  
ein schwarzer Schlund –  
doch du bist gut und edel!

Sophie, mein Henkersmädel,  
komm, streichle mir den Schädel!  
Zwar ist mein Haupt  
des Haars beraubt –  
doch du bist gut und edel!

Sophie, mein Henkersmädel,  
komm, schau mir in den Schädel!  
Die Augen zwar,  
sie traß der Aar –  
doch du bist gut und edel!

### Galgenkindes Wiegenlied

Schlaf, Kindlein, schlaf,  
am Himmel steht ein Schaf;  
das Schaf, das ist aus Wasserdampf  
und kämpft wie du den Lebenskampf.  
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Schlaf, Kindlein, schlaf,  
die Sonne frißt das Schaf,  
sie leckt es weg vom blauen Grund  
mit langer Zunge wie ein Hund.  
Schlaf, Kindlein, schlaf.

Schlaf, Kindlein, schlaf.  
Nun ist es fort, das Schaf.  
Es kommt der Mond und schilt sein Weib,  
die läuft ihm weg, das Schaf im Leib.  
Schlaf, Kindlein, schlaf.

### Wie sich das Galgenkind die Monatsnamen merkt

Jaguar  
Zebra  
Nerz  
Mandrill  
Maikäfer  
Pony  
Muli  
Auerochs  
Wespenbär  
Locktauber  
Robbenbär  
Zehenbär

### Das Geburtslied Oder: Die Zeichen Oder: Sophie und kein Ende

Ein Kindelein  
im Windelein  
heut macht es noch ins Bindelein  
doch um das Haus...  
o Graus o Graus  
da blasen böse Windelein.

„Ein Mädelein“  
rufts Hedelein  
und kneift ihm in die Wädelein.  
Doch an dem Haus  
o Graus o Graus  
da wackeln alle Lädlein.

Ein Eulelein  
schiebts Mäulelein  
vorbei am Fenstersäulelein.  
Es ruft ins Haus  
o Graus o Graus  
hört ihr die Silbergäulelein.

Ein Würmelein  
im Stürmelein  
fliegt nieder von dem Türmelein.  
Es ruft o Graus:  
„Es regnet drauß  
so gebt mir doch ein Schirmelein.“

O Kindelein  
im Windelein  
heut machst du noch ins Bindelein.  
Doch gehst du aus  
im langen Flaus  
wirst du ein Vagabündel sein.

von

Christian Morgenstern

Von einem, dem alles danebenging

Ich war aus dem Kriege entlassen,  
Da ging ich einst weinend bei Nacht,  
Weinend durch die Gassen.  
Denn ich hatte in die Hosen gemacht.

Und ich habe nur die eine  
Und niemanden, wo sie reine  
Macht oder mich verlacht.

Und ich war mit meiner Wirtin der Quer.  
Und ich irrte die ganze Nacht umher,  
Innerlich alles voll Sorgen.  
Und sie hätten vielleicht mich am Morgen  
Als Leiche herausgefischt.  
Aber weil doch der Morgen  
Alles Leid trocknet und alle Tränen verwischt –



Nachtgalle

Weil meine beiden Beine  
Erfolglos müde sind  
Und weil ich gerade einsam bin,  
Wie ein hausierendes Streichholzkind,  
Setz ich mich in die Anlagen hin  
Und weine.

Nun hab ich lange geweint.  
Es wird schon Nacht; und mir scheint,  
Der liebe Gott sei beschäftigt.  
Und das Leben ist – – alles, was es nur gibt:  
Wahn, Krausalat, Kampf oder Seife.  
Ich erhebe mich leidlich gekräftigt.  
Ich weiß eine Zeitungsfrau, die mich liebt.  
Und ich pfeife.

Ein querendes Auto tutet. –  
Nicht Gold noch Stein waren echt  
An dem Ring, den ich gestern gefunden. –  
Die nächtliche Straße blutet  
Aus tausend Wunden.  
Und das ist so recht.

Die Schnupftabaksdose

Es war eine Schnupftabaksdose,  
Die hatte Friedrich der Große  
Sich selbst geschnitzelt aus Nußbaumholz.  
Und darauf war sie natürlich stolz.

Da kam ein Holzwurm gekrochen.  
Der hatte Nußbaum gerochen.  
Die Dose erzählte ihm lang und breit  
Von Friedrich dem Großen und seiner Zeit.

Sie nannte den alten Fritz generös.  
Da aber wurde der Holzwurm nervös  
Und sagte, indem er zu bohren begann:  
»Was geht mich Friedrich der Große an!«

Ein männlicher Briefmark erlebte  
Was Schönes, bevor er klebte.  
Er war von einer Prinzessin beleckt.  
Da war die Liebe in ihm erweckt.

Er wollte sie wiederküssen,  
Da hat er verreisen müssen.  
So liebte er sie vergebens.  
Das ist die Tragik des Lebens!

Die Ameisen

In Hamburg lebten zwei Ameisen,  
Die wollten nach Australien reisen.  
Bei Altona auf der Chaussee  
Da taten ihnen die Beine weh,  
Und da verzichteten sie weise  
Denn auf den letzten Teil der Reise.

So will man oft und kann doch nicht  
Und leistet dann recht gern Verzicht.

Es bildete sich ein Gemisch  
Von Stachelschwein und Tintenfisch.  
Die Wissenschaft, die teilt es ein  
In Stachelfisch und Tintenschwein.  
Der Fisch bewohnt den Ozean.  
Gefährlich ist es, ihm zu nahen.  
Das Tintenschwein trifft man in Büchern,  
An Fingerspitzen, Taschentüchern.  
Es ist – das liegt ja auf der Hand –  
Dem Igelschwein noch sehr verwandt.

An einem Teiche  
Schlich eine Schleiche,  
Eine Blindschleiche sogar.  
Da trieb ein Etwas ans Ufer im Wind.  
Die Schleiche sah nicht, was es war,  
Denn sie war blind.

-----  
Das dunkle Etwas aber war die Kindschleiche  
Einer Blindschleiche.

Im Park

Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum  
Still und verklärt wie im Traum.  
Das war des Nachts elf Uhr zwei.  
Und dann kam ich um vier  
Morgens wieder vorbei,  
Und da träumte noch immer das Tier.  
Nun schlich ich mich leise – ich atmete kaum –  
Gegen den Wind an den Baum,  
Und gab dein Reh einen ganz kleinen Stips.  
Und da war es aus Gips.

## Geistliche Dämmerung

Stille begegnet am Saum des Waldes  
Ein dunkles Wild;  
Am Hügel endet leise der Abendwind,

Verstummt die Klage der Amsel,  
Und die sanften Flöten des Herbstes  
Schweigen im Rohr.

Auf schwarzer Wolke  
Befährst du trunken von Mohn  
Den nächtigen Weiher,

Den Sternenhimmel.  
Immer tönt der Schwester mondene Stimme  
Durch die geistliche Nacht.

## Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr  
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.  
Rund schweigen Wälder wunderbar  
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.  
Ihr Abendglocken lang und leise  
Gebt noch zum Ende frohen Mut.  
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.  
Im Kahn den blauen Fluß hinunter  
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht –  
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

Kaspar Hauser Lied  
Für Bessie Loos

Er wahrlich liebte die Sonne, die purpurn den Hügel  
hinabstieg,  
Die Wege des Walds, den singenden Schwarzvogel  
Und die Freude des Grüns.

Ernsthaft war sein Wohnen im Schatten des Baums  
Und rein sein Antlitz.  
Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen:  
O Mensch!

Stille fand sein Schritt die Stadt am Abend;  
Die dunkle Klage seines Munds:  
Ich will ein Reiter werden.

Ihm aber folgte Busch und Tier,  
Haus und Dämmergarten weißer Menschen  
Und sein Mörder suchte nach ihm.

Frühling und Sommer und schön der Herbst  
Des Gerechten, sein leiser Schritt  
Die schwebend unbeschwerten  
Abgründe und die Gärten  
Des Lebens tragen ihn.

## Der Gott der Stadt

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.  
Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.  
Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit  
Die letzten Häuser in das Land verirren.

Vom Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,  
Die großen Städte knieen um ihn her.  
Der Kirchenglocken ungeheure Zahl  
Wogt auf zu ihm aus schwarzer Türme Meer.

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik  
Der Millionen durch die Straßen laut.  
Der Schlotte Rauch, die Wolken der Fabrik  
Ziehn auf zu ihm, wie Duft von Weihrauch blaut.

Das Wetter schwält in seinen Augenbrauen.  
Der dunkle Abend wird in Nacht betäubt.

Die Stürme flattern, die wie Geier schauen  
Von seinem Haupthaar, das im Zorne sträubt.

Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust.  
Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt  
Durch eine Straße. Und der Glutqualm braust  
Und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.

## Der Abend

Versunken ist der Tag in Purpurrot,  
Der Strom schwimmt weiß in ungeheurer Glätte.  
Ein Segel kommt. Es hebt sich aus dem Boot  
Am Steuer groß des Schiffers Silhouette.

Auf allen Inseln steigt des Herbstes Wald  
Mit roten Häuptern in den Raum, den klaren.  
Und aus der Schluchten dunkler Tiefe hallt  
Der Waldung Ton, wie Rauschen der Kitharen.

Das Dunkel ist im Osten ausgegossen,  
Wie blauer Wein kommt aus gestürzter Urne.  
Und ferne steht, vom Mantel schwarz umflossen,  
Die hohe Nacht auf schattigem Kothurne.

›Dada war kein Rüpelspiel‹

Wahnsinn und Mord wetteiferten miteinander, als Dada 1916 in Zürich aus dem Urgrund emporstieg. Die Menschen, die nicht unmittelbar an der ungeheuerlichen Raserei des Weltkrieges beteiligt waren, taten so, als begriffen sie nicht, was um sie her vorging. Wie verirrte Lämmer blickten sie aus glasigen Augen in die Welt. Dada wollte die Menschen aus ihrer jämmerlichen Ohnmacht aufschrecken. Dada verabscheute die Resignation. Wer von Dada nur seine possenhafte Phantastik beschreibt und nicht in sein Wesen, nicht in seine überzeitliche Realität eindringt, wird von Dada ein wertloses Bruchstück geben. Dada war kein Rüpelspiel. [...]

10 Nicht nur die Dichter sondern auch die Maler und Bildhauer, die in den Jahren 1916 bis 1920 zum Kreise Dadas gehörten, waren mit der Kunst und dem Leben auf unserem Stern nicht einverstanden. Besonders Janco, Richter, Eggeling, Sophie Taeuber und ich gehörten zu diesen Empörten. Wir alle waren entschlossen, dem Bild nicht mehr Stilleben, Landschaften, Akte  
15 abzutrotzen. Aber auch der Futurismus und Kubismus wurden von uns für vogelfrei erklärt. Wir wollten die unbedingte Freiheit. Unbeschwert wollten wir in die Höhe und in die Tiefe schauen können. [...]

›Opus O‹

2

1 Er zieht aus seinem schwarzen Sarg 5 Halb Lehnstuhl und halb Luxussarg  
Um Sarg um Sarg um Sarg hervor. Taktiert er mit dem Atemstock  
Er weint mit seinem Vorderteil Das grüne Zifferblatt am Hut  
Und wickelt sich in Trauerflor. Und fällt von seinem Kutscherbock.

9 Dabei stößt er den Ghettofisch  
Von der meublierten Staffelei.  
Sein langer Würfelstrumpf zerreißt  
Zweimal entzwei dreimal entdrei.

kaspar ist tot

weh unser guter kaspar ist tot.  
wer verbirgt nun die brennende fahne im wolkenzopf und schlägt täglich ein schwarzes schnippchen.  
wer dreht nun die kaffeemühle im urfaß.  
5 wer lockt nun das idyllische reh aus der versteinerten tüte.  
wer schneuzt nun die schiffe parapluis windeuter bienenväter ozonspindeln und entgrätet die pyramiden.  
weh weh weh unser guter kaspar ist tot. heiliger bimbam kaspar ist tot.  
die heufische klappern herzzerreißend vor leid in den glockenscheunen  
10 wenn man seinen vornamen ausspricht. darum seufze ich weiter seinen familiennamen kaspar kaspar kaspar.  
warum hast du uns verlassen. in welche gestalt ist nun deine schöne große seele gewandert. bist du ein stern geworden oder eine kette aus wasser an einem heißen wirbelwind oder ein euter aus schwarzem licht oder ein durchsichtiger  
15 ziegel an der stöhnenden trommel des felsigen wesens.  
jetzt vertrocknen unsere scheidel und sohlen und die feen liegen halbverkohlt auf dem scheiterhaufen.  
jetzt donnert hinter der sonne die schwarze kegelbahn und keiner zieht mehr die kompassse und die räder der schiebkarren auf.  
20 wer ißt nun mit der phosphoreszierenden ratte am einsamen barfüßigen tisch.  
wer verjagt nun den sirokkoko teufel wenn er die pferde verführen will.  
wer erklärt uns nun die monogramme in den sternern.  
seine büste wird die kamine aller wahrhaft edlen menschen zieren doch ist  
35 das kein trost und schnupftabak für einen totenkopf.

## Kaspar ist tot

weh unser guter kaspar ist tot.  
 wer verbirgt nun die brennende fahne im  
 wolkenzopf und schlägt täglich ein schwarzes schnippchen.  
 wer dreht nun die kaffeemühle im urfass.  
 wer lockt nun das idyllische reh aus der ver-  
 steinerten tüte.  
 wer schneuzt nun die schiffe parapluies  
 windeuter bienenväter ozonspindeln und entgrätet  
 die pyramiden.  
 weh weh weh unser guter kaspar ist tot. hei-  
 liger bimbam kaspar ist tot.  
 die heufische klappern herzzerreissend vor  
 leid in den glockenscheuren wenn man seinen vor-  
 namen ausspricht. darum seufze ich weiter seinen  
 familiennamen kaspar kaspar kaspar.  
 warum hast du uns verlassen. in welche ge-  
 stalt ist nun deine schöne grosse seele gewandert. bist  
 du ein stern geworden oder eine kette aus wasser an  
 einem heissen wirbelwind oder ein euter aus schwar-  
 zem licht oder ein durchsichtiger ziegel an der stöh-  
 nenden trommel des felsigen wesens.  
 jetzt vertrocknen unsere scheidel und sohlen  
 und die feen liegen halbverkohlt auf dem scheiter-  
 haufen.  
 jetzt donnert hinter der sonne die schwarze  
 kegelbahn und keiner zieht mehr die kompassee und  
 die räder der schiebkarren auf.  
 wer isst nun mit der phosphoreszierenden  
 ratte am einsamen barfüssigen tisch.  
 wer verjagt nun den sirokkoko teufel wenn  
 er die pferde verführen will.  
 wer erklärt uns nun die monogramme in  
 den sternchen.  
 seine büste wird die kamine aller wahrhaft  
 edlen menschen zieren doch das ist kein trost und  
 schnupftabak für einen totenkopf.

FRANZ WERFEL

## Elternlied

Kinder laufen fort.  
 Lang her kanns noch gar nicht sein,  
 Kamen sie zur Tür herein,  
 Saßen zwistiglich vereint  
 Alle um den Tisch.

Kinder laufen fort.  
 Und es ist schon lange her.  
 Schlechtes Zeugnis kommt nicht mehr.  
 Stunden Ärgers, Stunden schwer:  
 Scharlach, Diphtherie!

Kinder laufen fort.  
 Söhne hängen Weibern an.  
 Töchter haben ihren Mann.  
 Briefe kommen, dann und wann  
 Nur auf einen Sprung.

Kinder laufen fort.  
 Etwas nehmen sie doch mit.  
 Wir sind ärmer, sie sind quitt,  
 Und die Uhr geht Schritt für Schritt  
 Um den leeren Tisch.

## Veni Creator Spiritus

Komm heiliger Geist du, schöpferisch!  
 Den Marmor unsrer Form zerbrich,  
 Daß nicht mehr Mauer krank und hart  
 Den Brunnen dieser Welt umstarrt,  
 Daß wir gemeinsam und nach oben  
 Wie Flammen ineinander toben!

Tauch auf aus unsern Flächen wund,  
 Delphin von aller Wesen Grund,  
 Alt allgemein und heiliger Fisch!  
 Komm reiner Geist du, schöpferisch,  
 Nach dem wir ewig uns entfalten,  
 Kristallgesetz der Weltgestalten!

Wie sind wir alle Fremde doch!  
 Wie unterm letzten Hemde noch

Und mit tausend Zipfelmützen weit  
 Sind die finstren Ebenen flackend überstreut,  
 Und was unten auf den Straßen wimmelnd flieht,  
 Stößt er in die Feuerwälder, wo die Flamme brausend zieht.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,  
 Gelbe Fledermäuse, zackig in das Laub gekrallt,  
 Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht  
 In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,  
 Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.  
 Aber riesig über glühnden Trümmern steht,  
 Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,  
 In des toten Dunkels kalten Wüstenein,  
 Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,  
 Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.

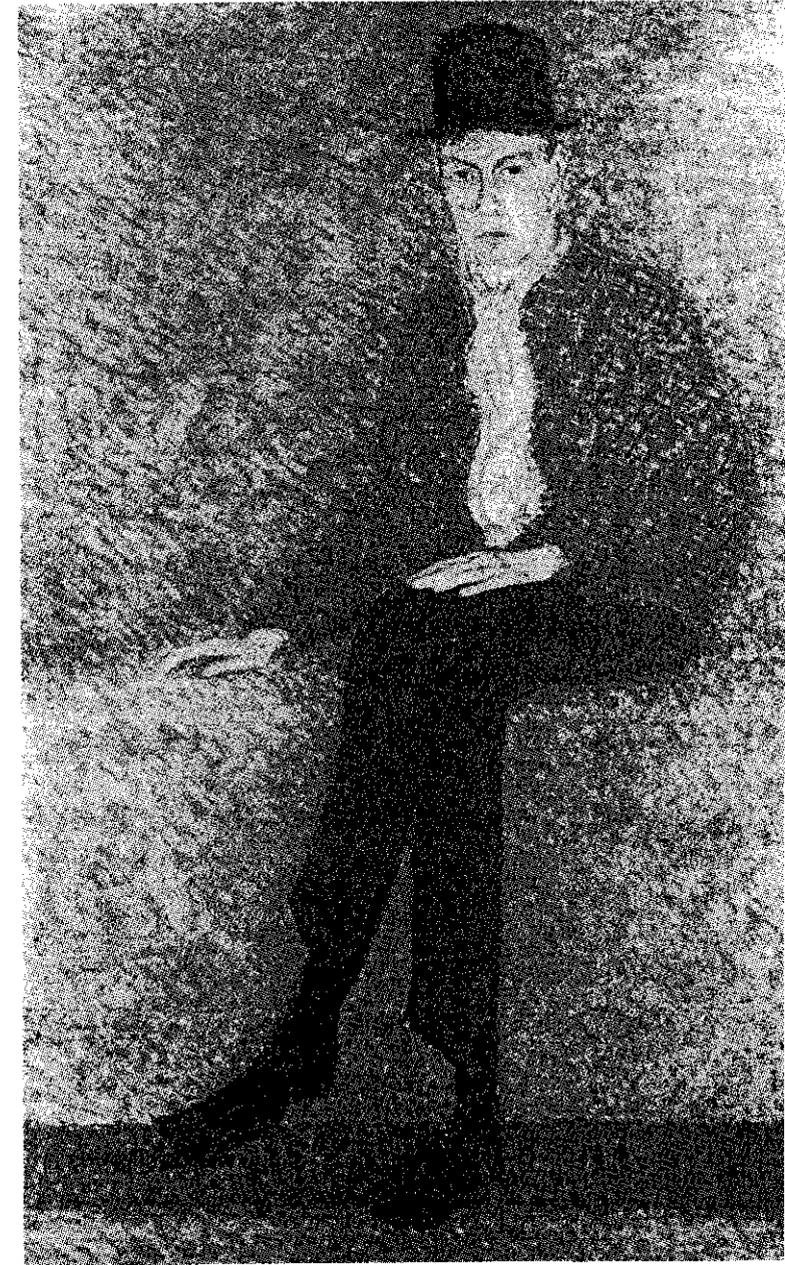
## O weiter, weiter Abend

O weiter, weiter Abend. Da verglühn  
 Die langen Hügel an dem Horizont,  
 Wie klarer Träume Landschaft bunt besonnt.  
 O weiter Abend, wo die Saaten sprühen  
 Des Tages Licht zurück in goldnem Schein.  
 Hoch oben singen Schwalben, winzig klein.  
 Auf allen Feldern glitzert ihre Jagd,  
 Im Wald des Rohres und in hellen Buchten,  
 Wo hohe Masten stehn. Doch in den Schluchten  
 Der Hügel hinten nistet schon die Nacht.

Die befreiende Leichtigkeit des konkreten Künstlers, das herzhaftelachen des Dadaisten, sein fast nüchternes Ernstnehmen der Wirklichkeit, dem die feierliche Unterwerfung abging, hatten so merkwürdige Fehlurteile wie „Mangel an Ernst“, wenn nicht gar „Wurzellosigkeit“ zur Folge. Heute erscheint uns dieser konstitutionell pazifistische Unsinnspoet als einer der wenigen, die auf verdrängte Grundwidersprüche des europäischen Menschen antworten: heiter oder verzweifelt, behutsam gegenüber dem andern, unbekümmert Gewaltsamkeiten künstlerischer und politischer Art persiflierend. So debütierte bereits 1903 der zweisprachige Maler-dichter Hans (Jean) Arp (16. September 1887, Straßburg – 7. Juni 1966, Basel) mit Parodien im Kreis der Straßburger Sezessionisten und Dialekt-dichter, deren Orientierung am französischen Impressionismus soeben die am deutschen Jugendstil abzulösen begann. Im Gefolge des parodierten René Schickele erlangten 1904 erste phantastische Dichtungen Arps begrenzte literarische Publizität. Nach der Begegnung mit dem Kubismus (1908) und Picasso (1914) in Paris, Kontakten zum ‚Blauen Reiter‘ in München (1911/12) und zum Sturm-Kreis in Berlin (1913) ging er 1915 in die neutrale Schweiz, wo er unter dem Vorbild von Sophie Taeuber, seiner späteren Frau, mit neuen Materialien zu arbeiten begann. Seine surreal-alogische Dichtung entfaltete er als Mitgestalter des ‚Cabaret Voltaire‘, wozu ihn 1916 Hugo Ball einlud. – Berühmt geworden sind alle seine dadaistischen Gedichtbände: ‚Der vogel selbdritt‘, ‚Die wolkenpumpe‘ von 1920, ‚Der Pyramidenrock‘ von 1924, ferner ‚Weisst du schwarz du‘ (1930) und ‚Le siège de l’air‘ (1946). Aus Paris (1926–1940) flieht das Ehepaar über Südfrankreich in die Schweiz, wo seine Frau stirbt, an die ‚Zweiklang‘ (1960) erinnert. – Arp über das Ölporträt (Kunsthalle Hamburg), das sein Weimarer Jugendfreund, der Neo-Impressionist Ivo Hauptmann, 1905 von ihm malte: „Lange ging er mit sich zu Rate, wie er mich für sein Bild kleiden solle. Damals suchte der Maler noch einen Farbenvorwand, doch gab seine Wahl meiner Kleidung auch über mich Aufschluß. Er setzte mir einen schwarzen, runden, steifen Hut auf und zog mir eine orangefarbene Tennisjacke an, wie sie Oscar Wilde im Traum hätte erscheinen können, die zu meinen dünnen grüngrauen Hosen und breiten schwarzen Schuhen wunderbar ‚klangen‘.“

*Julie Meyer*

Hans Arp  
1887–1966





HUGO BALL

*Hugo Ball in Zürich  
Photo von Hans Noldt,  
1916/17*

**Hugo Ball:** geboren am 22. Februar 1886 in Pirmasens, Studium der Philosophie und Soziologie in München, Heidelberg und Basel, 1910 Regieausbildung bei Max Reinhardt, Dramaturg in Plauen; 1912 Regisseur und Dramaturg an den *Münchener Kammerspielen*, Wegbereiter des expressionistischen Theaters; zugehörig zum Kreis des *Blauen Reiters*, Mitarbeiter an der Zeitschrift *Revolution*; 1915 gemeinsam mit Emmy Hennings Emigration in die Schweiz, 1916 Gründung des *Cabaret Voltaire* und Edition der gleichnamigen Veröffentlichung; ab 1917 Abwendung von **DADA**-Zürich, bis 1919 als Journalist an der *Freien Zeitung* in Bern tätig; heiratete Emmy Hennings 1920 und zog sich ins Tessin zurück; dort gestorben am 14. September 1927; Veröffentlichungen: *Zur Kritik der deutschen Intelligenz*; im Todesjahr (1927) erschien sein Tagebuch *Die Flucht aus der Zeit*.

## Cabaret

### I.

Der Exhibitionist stellt sich gespreizt am Vorhang auf  
und Pimpronella reizt ihn mit den roten Unterröcken.  
Koko der grüne Gott klatscht laut im Publikum.  
Da werden geil die ältesten Sündenböcke.

Tsingtara! Da ist ein langes Blasinstrument.  
Daraus fährt eine Speichelfahne. Darauf steht: »Schlange«  
Da packen alle ihre Damen in die Geigenkästen ein  
und verziehen sich. Da wird ihnen bange.

Am Eingang sitzt die ölige Camödiene.  
Die schlägt sich die Goldstücke als Flitter in die Schenkel.  
Der sticht eine Bogenlampe die Augen aus.  
Und das brennende Dach fällt herunter auf ihren Enkel.

### 2.

Von dem gespitzten Ohr des Esels fängt die Fliegen  
ein Clown, der eine andre Heimat hat.  
Durch kleine Röhrchen, die sich grünlich biegen,  
hat er Verbindung mit Baronen in der Stadt.

In hohen Luftgeleisen, wo sich enharmonisch  
die Seile schneiden, drauf man flach entschwirrt,  
Versucht ein kleinkalibriges Kamel platonisch  
zu klettern; was die Fröhlichkeit verwirrt.

Der Exhibitionist, der je zuvor den Vorhang  
bedient hat mit Geduld und Blick für das Douceur,  
vergisst urplötzlich den Begebenheitenvorgang  
und treibt gequollene Mädchenscharen vor sich her.

## Totentanz 1916

So sterben wir, so sterben wir,  
Wir sterben alle Tage,  
Weil es so gemütlich sich sterben läßt.  
Morgens noch in Schlaf und Traum  
Mittags schon dahin.  
Abends schon zu unterst im Grabe drin.

Die Schlacht ist unser Freudenhaus.  
Von Blut ist unsere Sonne.  
Tod ist unser Zeichen und Losungswort.  
Kind und Weib verlassen wir –  
Was gehen sie uns an?  
Wenn man sich auf uns nur  
Verlassen kann.

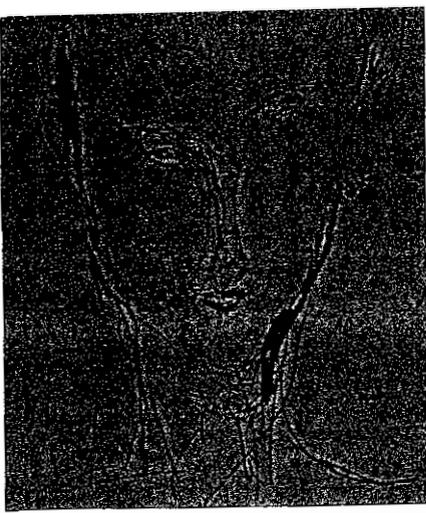
So morden wir, so morden wir.  
Wir morden alle Tage  
Unsre Kameraden im Totentanz.  
Bruder reck dich auf vor mir,  
Bruder, deine Brust!  
Bruder, der du fallen und sterben muß.

Wir murren nicht, wir knurren nicht,  
Wir schweigen alle Tage,  
Bis sich vom Gelenke das Hüftbein dreht.  
Hart ist unsere Lagerstatt  
Trocken unser Brot.  
Blutig und besudelt der liebe Gott.

Wir danken dir, wir danken dir,  
Herr Kaiser für die Gnade,  
Weil du uns zum sterben erkoren hast.  
Schlafe nur, schlaf sanft und still,  
bis dich auferweckt,  
Unser armer Leib, den der Rasen deckt.



*Auftritt Hugo Balls  
im »Cabaret Voltaire«, Zürich 1916*



of. mod. Jean Arp

## HANS ARP

»Hans Arp.  
Zeichnung von  
Modigliani, 1916



El Lissitzky : Hans Arp  
mit DADA-Monokel,  
Photo 1920

**Hans Arp:** geboren am 16. September 1887 in Straßburg; Besuch der dortigen Kunstgewerbeschule und anschließend der Kunstakademie in Weimar und der *Académie Julian* in Paris; 1909 bis 1914 in Weggis/Schweiz; 1911 Mitbegründer *Der moderne Bund*; 1912 Anschluß an den *Blauen Reiter*; 1913 Mitarbeiter an der Zeitschrift *Der Sturm*; 1914/15 in Paris; 1916 Mitbegründer der Züricher **DADA**-Bewegung; graphische und literarische Arbeiten in den Züricher **DADA**-Publikationen; 1920/21 Beteiligung an der **DADA**-Bewegung in Köln.

**Lyrikbände:** *Die Wolkenpumpe* und *Der Vogel selbdritt*, 1920, 7 Arpaden. 1923. *Der Pyramidenrock*. 1924, *Weisst du schwarzst du*, 1930.

1921/22 mehrfach in Köln zu Besuch beim Vater; mit Max Ernst befreundet; Mitarbeit an der Zeitschrift *die schammade*; 1922 Heirat mit der Malerin Sophie Taeuber; 1923 Zusammenarbeit mit Kurt Schwitters an dessen Zeitschrift *MERZ*; ab 1925 Anschluß an die Surrealisten; lebte seit 1926 überwiegend in Meudon bei Paris; nach dem Zweiten Weltkrieg Reisen nach Amerika und Griechenland; 1954 mit dem *Großen Preis der Biennale für Plastik* ausgezeichnet; gestorben am 7. Juni 1966 in Basel.

**DADA**-Erinnerungen unter den Titeln *Dadaland* und *Dada war kein Rüpelspiel*.

lachende tiere schäumen aus eisernen kannen die wolkenwalzen drängen die tiere aus ihren kernen und steinen nackt stehen hufe auf steinalten steinen mäuschenstill bei zweigen und gräten geweihe spiesen schneekugeln auf stühlen galoppieren könige in die berge und predigen das dezemberhorn laßt strohbrücken nieder bringt eisenbriefe lautlos und gut hörbar in der eisflasche gefrieren die turteltauben

nie hat der er den schweißbrüchigen bergwald durch schwarz harz steigen empor und sind leise in feinen lufttreppen in stengeln in der eisernen rüstung des vogels dreht sich das kind über feuerroter troika noch die leichen der engel mit goldenen eggen geggt noch die büsche mit brennenden vögeln getränkt noch auf wachsschlitten über das gärende sommereis gefahren noch vorhänge aus schwarzen fischen zugezogen noch in kleinen gläsern luft in die kastelle getragen noch vögel aus wasser gestrickt geschweige auf stelzen über die wolken auf säulen über die meere

niemand gewiß den vogellosen stein scharfer schwäne zerbrechen im münzenbüchel die toten gemolkene in schräggestelltem wind klingen der silbernen rippen der buckeligen nebst pfauen im arabischen mantel dies meckern der drachen kikeriki die fleißig schon stricken im lichtabgrund wie die eingebaute braut im holzsalat um die befiederten türme kalorienrocken windrosendrobnen aus der schote rollen die sieben sonnen passion riesenvogel tanzt donner auf der trommel wirft schattenzeiger ins porzellan wer hat die brunnen aufgeschlossen nun fließen die vögel aus den kühlen röhren erdketten ketten die wasserbetten

im januar schneit es graphit in das ziegenfell im februar zeigt sich der strauß aus kreide weißem licht und weißen sternern im märz balzt der würgengel und die ziegel und falter flattern fort und die sterne schaukeln in ihren ringen und die windfangblumen rasseln an ihren ketten und die prinzessinnen singen in ihren nebeltöpfen wer eilt auf kleinen fingern und flügeln den morgenwinden nach

roll nicht von deiner spuhle  
sonst bricht dein backsteinzopf  
sonst picken dir die winde  
die flammen aus dem kropf

sonst fließt aus deinen röhren  
der schwarze sternenfisch  
und reißt mit seinen krallen  
die erstgeburt vom tisch

im meer beginnt es langsam schwarz zu schneien  
der euter läutet an dem wasserast  
das rad der fische will sich pfeifen leihen  
es schminkt sich haar und geht als trüber gast

die wasservögte ankern nach den toten sternern  
im winde treibt der leuchtturm fort im sack  
die bernsteintiere ziehen ungemolken in die fernern  
gefolgt von leckem zwerg und kinderwrack

und nichts beschließt das pauken und das knallen  
des meeres eifer und der schwämme schrei  
der wind spitzt sich von neuem seine krallen  
und hängt sich kapitäne ins geweih

der zwerge dünnes horn erschallt  
der blitz will jede laus begatten  
die harfe klirrt aus niet und spalt  
die schiffe reiten auf den ratten

die luft gerinnt zu schwarzem stein  
zermalmt wird schnabel braut und rose  
es reißt der sterne ringelreihn  
der zirkus stürzt ins bodenlose

Aus »Die Wolkenpumpe

# DADA

He, he, Sie Junger Mann  
Dada ist keine Kunstrichtung

# dadaco

Kurt Wolff  
Verlag in  
München

*Dadaistischer Handatlas*  
Erscheint im Januar 1920

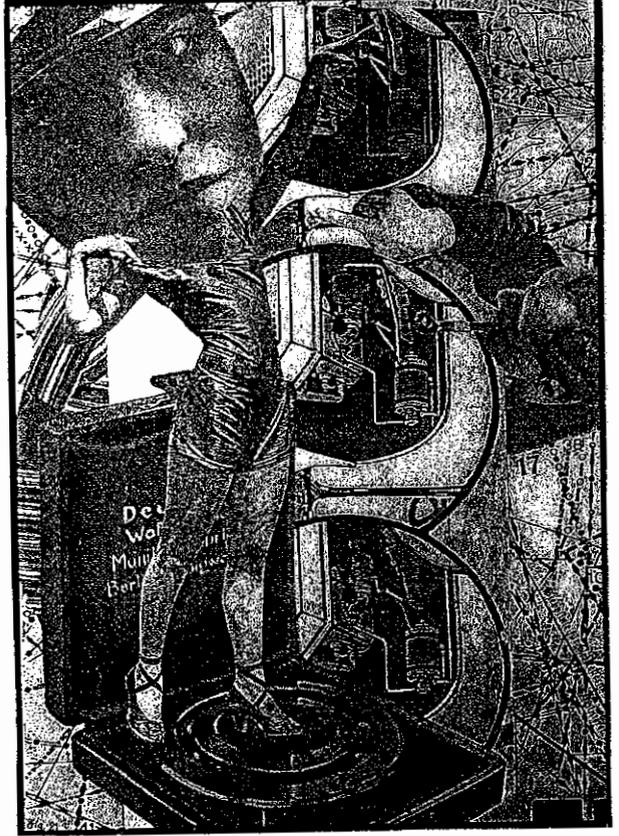
*Grösstes  
Standard-Werk  
der Welt*

Der Dadaco gibt den einzigen  
authentischen Aufschluss über alle  
Dadastien der Gegenwart



Centralamt der dadaistischen Bewegung

Vertriebsstellen:  
München  
Frankfurt  
Leipzig  
Hamburg



Hannah Höch



Hannah Höch mit Dada-  
puppe. Photo um 1920

## An das Proletariat Berlins! Durchgangsverkehr

(Kurt Schwitters)

Die Kohlennot ist groß -  
Spart Gas und Fahrkartenpreise! (Übergangsverkehr.)  
Fundsachen werden ersucht, die Bekanntmachung an der  
Leine zu führen  
Hunde sind an den Bahnhofsbeamten zu versteuern  
Schalterverwaltung im Krankenhaus (Nichtraucher  
unverwüstlich.)  
Dieser Platz ist für die ungehinderten Hunde abzugeben  
Jeder Handel ist Unbefugten Zahnpasta (auch der  
Schleichhandel.)  
Juwelen sind untersagt und an der Weiterfahrt  
ausgeschlossen.  
Ungeschützte Hutnadeln müssen in den Mittelgang treten  
Nicht in den fahrenden Genossen springen (wenn der Zug  
hält.)  
Nicht öffnen, bevor der Zug fährt (zur Pflege der Zähne.)  
Das ist der Kardinalfehler unserer Politik.

**Hannah Höch:** geboren am 1. November 1889 in Gotha/Thüringen; Studium an der Kunstgewerbeschule in Berlin-Charlottenburg; ab 1915 Freundschaft und Zusammenarbeit mit Raoul Hausmann; ab 1916 Teilzeitbeschäftigung als Entwurfzeichnerin im Ullstein-Verlag; von Anfang an Mitarbeit in der Berliner DADA-Bewegung; seit 1918 erste Photomontagen (u. a. *Der Schnitt mit dem Küchenmesser durch die letzte Weimarer Bierbauchkulturepoche Deutschlands*, 1919/20) und DADA-Puppen; Beteiligung an der *Ersten internationalen Dada-Messe*; 1921 gemeinsam mit Hausmann und Schwitters DADA-Tournee nach Prag, danach Trennung von Hausmann, aber weiter kameradschaftlicher Kontakt mit Schwitters, an dessen Merz-Bau sie aktiv mitarbeitete; schuf ein Collagenwerk von hohem Rang; starb am 31. Mai 1978 in West-Berlin.

## Dadaistisches Manifest

Die Kunst ist in ihrer Ausführung und Richtung von der Zeit abhängig, in der sie lebt, und die Künstler sind Kreaturen ihrer Epoche. Die höchste Kunst wird diejenige sein, die in ihren Bewußtseinsinhalten die tausendfachen Probleme der Zeit präsentiert, der man anmerkt, daß sie sich von den Explosionen der letzten Woche werfen ließ, die ihre Glieder immer wieder unter dem Stoß des letzten Tages zusammensucht. Die besten und unerhörtesten Künstler werden diejenigen sein, die stündlich die Fetzen ihres Leibes aus dem Wirrsal der Lebenskatarakte zusammenreißen, verbissen in den Intellekt der Zeit, blutend an Händen und Herzen.

Hat der Expressionismus unsere Erwartungen auf eine solche Kunst erfüllt, die eine Ballotage unserer vitalsten Angelegenheiten ist?

NEIN! NEIN! NEIN!

Haben die Expressionisten unsere Erwartungen auf eine Kunst erfüllt, die uns die Essenz des Lebens ins Fleisch brennt?

NEIN! NEIN! NEIN!

Unter dem Vorwand der Verinnerlichung haben sich die Expressionisten in der Literatur und in der Malerei zu einer Generation zusammengeschlossen, die heute schon sehnsüchtig ihre literatur- und kunsthistorische Würdigung erwartet und für eine ehrenvolle Bürger-Anerkennung kandidiert. Unter dem Vorwand, die Seele zu propagieren, haben sie sich im Kampfe gegen den Naturalismus zu den abstrakt-pathetischen Gesten zurückgefunden, die ein inhaltsloses, bequemes und unbewegtes Leben zur Voraussetzung haben. Die Bühnen füllen sich mit Königen, Dichtern und fausti-

## Dadaistisches Manifest 295

Schwadköpfe als eine neue Auflage impressionistischer Realisierung aufgefaßt haben. Der Dadaismus steht zum erstenmal dem Leben nicht mehr ästhetisch gegenüber, indem er alle Schlagworte von Ethik, Kultur und Innerlichkeit, die nur Mäntel für schwache Muskeln sind, in seine Bestandteile zerfetzt.

## Das BRUITISTISCHE GEDICHT

schildert eine Trambahn wie sie ist, die Essenz der Trambahn mit dem Gähnen des Rentiers Schulze und dem Schrei der Bremsen.

## Das SIMULTANISTISCHE GEDICHT

lehrt den Sinn des Durcheinanderjagens aller Dinge, während Herr Schulze liest, fährt der Balkanzug über die Brücke bei Nisch, ein Schwein jammert im Keller des Schlächters Nuttke.

## Das STATISCHE GEDICHT

macht die Worte zu Individuen, aus den drei Budistaben Wald, tritt der Wald mit seinen Baumkronen, Försterlireen und Wildsauern, vielleicht tritt auch eine Pension heraus, vielleicht Bellevue oder Bella vista. Der Dadaismus führt zu unerhörten neuen Möglichkeiten und Ausdrucksformen aller Künste. Er hat den Kubismus zum Tanz auf der Bühne gemacht, er hat die BRUITISTISCHE Musik der Futuristen (deren rein italienische Angelegenheit er nicht verallgemeinern will) in allen Ländern Europas propagiert. Das Wort Dada weist zugleich auf die Internationalität der Bewegung, die an keine Grenzen, Religionen oder Berufe gebunden ist. Dada ist der internationale Ausdruck dieser Zeit, die große Fronde der Kunstbewegungen, der künstlerische Reflex aller dieser Offensiven, Friedenskongresse, Balgereien am Gemüsemarkt, Soupers im Esplanade etc. etc. Dada will die Benutzung des

## neuen MATERIALS IN DER MALEREI.

Dada ist ein CLUB, der in Berlin gegründet worden ist, in den man eintreten kann, ohne Verbindlichkeiten zu übernehmen. Hier ist jeder Vorsitzender und jeder kann sein

## 294 Dadaismus

schen Naturen jeder Art, die Theorie einer melloristischen Weltauffassung, deren kindliche, psychologisch-naivste Manier für eine kritische Ergänzung des Expressionismus signifikant bleiben muß, durchgeistert die tatenlosen Köpfe. Der Haß gegen die Presse, der Haß gegen die Reklame, der Haß gegen die Sensation spricht für Menschen, denen ihr Sessel wichtiger ist als der Lärm der Straße und die sich einen Vorzug daraus machen, von jedem Winkelschieber übertölpelt zu werden. Jener sentimentale Widerstand gegen die Zeit, die nicht besser und nicht schlechter, nicht reaktionärer und nicht revolutionärer als alle anderen Zeiten ist, jene matte Opposition, die nach Gebeten und Weihrauch schießt, wenn sie es nicht vorzieht, aus attischen Jamben ihre Pappgeschosse zu machen – sie sind Eigenschaften einer Jugend, die es niemals verstanden hat, jung zu sein. Der Expressionismus, der im Ausland gefunden, in Deutschland nach beliebter Manier eine fette Idylle und Erwartung guter Pension geworden ist, hat mit dem Streben tätiger Menschen nichts mehr zu tun. Die Unterzeichner dieses Manifests haben sich unter dem Streitruf

DADA!!!!

zur Propaganda einer Kunst gesammelt, von der sie die Verwirklichung neuer Ideale erwarten. Was ist nun der DADAISMUS?

Das Wort Dada symbolisiert das pimitivste Verhältnis zur umgebenden Wirklichkeit, mit dem Dadaismus tritt eine neue Realität in ihre Rechte. Das Leben erscheint als ein simultanes Gewirr von Geräuschen, Farben und geistigen Rhythmen, das in die dadaistische Kunst unbeirrt mit allen sensationellen Schreien und Fiebern seiner verwegenen Alltagspsyche und in seiner gesamten brutalen Realität übernommen wird. Hier ist der scharf markierte Scheideweg, der den Dadaismus von allen bisherigen Kunstrichtungen und vor allem von dem FUTURISMUS trennt, den kürzlich

1. Optimismus; Auffassung, daß die Menschheit besseren Zeiten entgegengeht.

## 296 Dadaismus

Wort abgeben, wo es sich um künstlerische Dinge handelt. Dada ist nicht ein Vorwand für den Ehrgeiz einiger Literaten (wie unsere Feinde glauben machen möchten), Dada ist eine Geistesart, die sich in jedem Gespräch offenbaren kann, so daß man sagen muß: dieser ist ein DADAIST – jener nicht; der Club Dada hat deshalb Mitglieder in allen Teilen der Erde, in Honolulu so gut wie in New-Orleans und Meseritz. Dadaist sein kann unter Umständen heißen, mehr Kaufmann, mehr Parteimann als Künstler sein – nur zufällig Künstler sein – Dadaist sein, heißt, sich von den Dingen werfen lassen, gegen jede Sedimentbildung sein, ein Moment auf einem Stuhl gesessen, heißt, das Leben in Gefahr gebracht haben (Mr. Wengs zog schon den Revolver aus der Hosentasche). Ein Gewebe zerreißt sich unter der Hand, man sagt ja zu einem Leben, das durch Verneinung höher will Ja-sagen – Nein-sagen; das gewaltige Hokus-pokus des Daseins beschwingt die Nerven des echten Dadaisten – so liegt er, so jagt er, so radelt er – halb Pantagruel, halb Franziskus und lacht und lacht. Gegen die ästhetisch-erbische Einstellung! Gegen die blutleere Abstraktion des Expressionismus! Gegen die weltverbessernden Theorien literarischer Hohlköpfe! Für den Dadaismus in Wort und Bild, für das dadaistische Geschehen in der Welt. Gegen dies Manifest sein, heißt Dadaist sein!

Tristan Tzara. Franz Jung. George Grosz. Marcel Janco.

Richard Huelsenbeck. Gerhard Preiß. Raoul Hausmann.

O. Lütj. Frédéric Glauser. Hugo Ball. Pierre Albert Birot.

Maria d'Arezzo. Gino Cantarelli. Prampolini. R. van Rees.

Madame van Rees. Hans Arp. G. Thäuber. Andrée Morosini. François Mombello-Pasquati.



## Kurzbiografie des Dramatikers Ernst Toller

- 1893 1. Dezember: Ernst Toller wird in Samotschin (heute: Szamocin, Polen) als Sohn des jüdischen Kaufmanns Max Toller geboren.
- 1914 Nach dem Abitur studiert er in Grenoble, Frankreich, Rechtswissenschaft, meldet sich jedoch als Freiwilliger für den Ersten Weltkrieg zur deutschen Armee
- 1917 Januar: Aus gesundheitlichen Gründen wird Toller vom Militärdienst freigestellt. Er setzt sein Studium in München fort. Mai: Er nimmt an der ersten "Lauensteiner Tagung" teil, wo sich kritische Künstler und Wissenschaftler treffen. Es kommt zu einem Konflikt zwischen der älteren Generation um den Soziologen Max Weber, der für ein Durchstehen des Krieges eintritt, und der jüngeren Generation um Toller, der eine Beendigung des Krieges durch eine Revolution fordert. Toller zieht nach Heidelberg, flieht von dort aber aus politischen Gründen nach Berlin, wo er mit Kurt Eisner zusammentrifft, dem er nach München folgt.
- 1918 Januar: Nach Beteiligung am Munitionsarbeiterstreik wird Toller inhaftiert und anschließend in die Psychiatrie zwangseingewiesen. November: Nach Ausrufung der Republik und der Abdankung von Kaiser Wilhelm II. sowie des Königs von Bayern wird er Zweiter Vorsitzender des Zentralrats der Bayerischen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte.
- 1919 März: Nach der Ermordung Eisners durch Leutnant Anton Graf von Arco am 21. Februar wird Toller Vorsitzender der bayerischen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD). In der Münchner Räterepublik ist Toller Vorsitzender des Zentralrats sowie Abschnittskommandant der "Roten Garde". Juli: Nach Zerschlagung der Räterepublik wird Toller wegen Hochverrats zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt. Uraufführung des Dramas "**Die Wandlung**" in Berlin, in dem er seine geistige Entwicklung zum Revolutionär schildert.
- 1920–24 Während der Haft schreibt Toller seine wichtigsten expressionistischen Dramen, wie "**Masse Mensch**" und "**Der deutsche Hinkemann**", in denen er seine durch die Kriegserlebnisse erlangte pazifistische Haltung umsetzt.
- 1924 Juli: Entlassung aus der Festungshaft. Er zieht nach Berlin, weil er aus Bayern ausgewiesen wird.
- 1927 Uraufführung des Stücks "**Hoppla, wir leben!**". In verschiedenen Gruppen und Aktionen engagiert sich Toller weiterhin für einen revolutionären Pazifismus.
- 1933 10. Mai. Die Nazis verbrennen Tollers Werke „Die Wandlung“, „Masse Mensch“, „**Die Maschinenstürmer**“ sowie „**Das Schwalbenbuch**“ und plündern Tollers Wohnung. Er wird ausgebürgert. Kurzer Aufenthalt als Staatenloser in der Schweiz. Im Exilverlag "Querido" erscheint die Autobiographie "**Eine Jugend in Deutschland**".
- 1934 Toller flieht weiter nach London, anschließend in die USA. Während seiner gesamten Exilzeit engagiert er sich gegen den Faschismus.
- 1939 Als letzte große Veröffentlichung erscheint (in englischer Sprache) das Drama "**Pastor Hall**". Am 22. Mai, wenige Monate vor der Entfesselung des 2. Weltkriegs durch Hitlers Einmarsch in Polen, nimmt sich Ernst Toller in New York das Leben.

Der chinesische Weise Meister Kungfutse wurde einst vom Fürsten des Staates We gefragt, was er für das Wichtigste im Staatsleben ansehe. Der Meister sprach: »Was vor allem nötig ist, ist, daß man alle Dinge beim rechten Namen nennen kann.« Der Fürst Dsi Lu äußerte sich ziemlich absprechend über die Äußerung des Meisters. Kungfutse verwies ihm dies und antwortete: »Man darf das, was man nicht versteht, nicht beiseite lassen. Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande, kommen die Werke nicht zustande, so gedeiht Moral und Kunst nicht; gedeiht Moral und Kunst nicht, so trifft das Recht nicht; trifft das Recht nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man nicht, daß in den Worten irgend etwas in Unordnung ist. Das ist es, worauf alles ankommt.«

## ICH BIN JUDE

Ernst Toller

Ich denke an meine frühe Jugend, an den Schmerz des Knaben, den die anderen Buben »Jude« schimpften, an mein kindliches Zwiegespräch mit dem Bild des Heilands, an die schreckliche Freude, die ich empfand, wenn ich nicht als Jude erkannt wurde, an die Tage des Kriegsbeginns, an meinen leidenschaftlichen Wunsch, durch den Einsatz meines Lebens zu beweisen, daß ich Deutscher sei, nichts als Deutscher. Aus dem Feld hatte ich dem Gericht geschrieben, es möge mich aus den Listen der jüdischen Gemeinschaft streichen. War alles umsonst? Oder habe ich mich geirrt? Liebe ich nicht dieses Land, habe ich nicht in der reichen Landschaft des mittelländischen Meers gebangt nach den kargen, sandigen Kiefernwäldern, der Schönheit der stillen versteckten Seen des deutschen Nordens? Rührten mich nicht die Verse Goethes und Hölderlins, die ich als wacher Knabe las, zu dankbarer Ergriffenheit? Die deutsche Sprache, ist sie nicht meine Sprache, in der ich fühle und denke, spreche und handle, Teil meines Wesens, Heimat, die mich nährte, in der ich wuchs?

Aber bin ich nicht auch Jude? Gehöre ich nicht zu jenem Volk, das seit Jahrtausenden verfolgt, gejagt, gemartert, gemordet wird, dessen Propheten den Ruf nach Gerechtigkeit in die Welt schrien, den die Elenden und Bedrückten aufnahmen und weitertrugen für alle Zeiten, dessen Tapferste sich nicht beugten und eher starben, als sich untreu zu werden? Ich wollte meine Mutter verleugnen, ich schäme mich. Daß ein Kind auf den Weg der Lüge getrieben wurde, welche furchtbare Anklage gegen alle, die daran teilhatten.

Bin ich darum ein Fremder in Deutschland? Hat allein die Fiktion des Blutes zeugende Kraft? Nicht das Land, in dem ich aufwuchs, die Luft, die ich atmete, die Sprache, die ich liebe, der Geist, der mich formte? Ringe ich nicht als deutscher Schriftsteller um das reine Wort, das reine Bild? Fragte mich einer, sage mir, wo sind deine deutschen Wurzeln, und wo deine jüdischen, ich bliebe stumm.

In allen Ländern regt sich verblendeter Nationalismus und lächerlicher Rassenhochmut, muß ich an dem Wahn dieser Zeit, an dem Patriotismus dieser Epoche teilnehmen? Bin ich nicht auch darum Sozialist, weil ich glaube, daß der Sozialismus den Haß der Nationen ebenso wie den der Klassen überwinden wird?

Die Worte »Ich bin stolz, daß ich ein Deutscher bin«, oder »Ich bin stolz, daß ich ein Jude bin«, klingen mir so töricht, wie wenn ein Mensch sagte, »Ich bin stolz, daß ich braune Augen habe«.

Soll ich dem Wahnwitz der Verfolger verfallen und statt des deutschen Dünkels den jüdischen annehmen? Stolz und Liebe sind nicht eines, und wenn mich einer fragte, wohin ich gehöre, ich würde antworten: eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland.

## DER HILFLOSE KNABE

Bertolt Brecht

Herr K. sprach über die Unart, erlittenes Unrecht stillschweigend in sich hinein-zufressen, und erzählte folgende Geschichte: »Einen vor sich hin weinenden Jungen fragte ein Vorübergehender nach dem Grund seines Kummers. »Ich hatte zwei Groschen für das Kino beisammen«, sagte der Knabe, »da kam ein Junge und riß mir einen aus der Hand«, und er zeigte auf einen Jungen, der in einiger Entfernung zu sehen war. »Hast du denn nicht um Hilfe geschrien?« fragte der Mann. »Doch«, sagte der Junge, und schluchzte ein wenig stärker. »Hat dich niemand gehört?« fragte ihn der Mann weiter, ihn liebevoll streichelnd. »Nein«, schluchzte der Junge. »Kannst du denn nicht lauter schreien?« fragte der Mann. »Nein«, sagte der Junge und blickte ihn mit neuer Hoffnung an. Denn der Mann lächelte. »Dann gib auch den her«, sagte er, nahm ihm den letzten Groschen aus der Hand und ging weiter.«

## DAS WIEDERSEHEN

Bertolt Brecht

Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: »Sie haben sich gar nicht verändert.« »Oh!« sagte Herr K. und erbleichte.

Robert Musil

1880–1942

Robert Musil, geboren am 6. November 1880 in Klagenfurt, wurde in Kadettenanstalten erzogen. Die Erlebnisse der „Larvenexistenz“ hat er in dem Roman ‚Die Verwirrungen des Zöglings Törleß‘ (1906), einem „Buch von großer Grausamkeit und großer Zartheit“, verarbeitet. Nach einem Maschinenbaustudium an der Technischen Hochschule in Brünn, an der der Vater als Professor lehrte, wurde Musil Hochschulassistent in Stuttgart. Davon unerfüllt, studierte er Philosophie und experimentelle Psychologie in Berlin, schrieb eine erkenntnistheoretische Dissertation über Ernst Mach (1908), verzichtete aber auf eine Universitätskarriere. Infolge seiner bedenkvollen Genauigkeit – erst 1911 erschienen nach fast dreijähriger Arbeit die beiden Novellen ‚Vereinigungen‘ – mußte Musil den ersten Versuch, als freier Schriftsteller in Berlin zu leben, 1910 als Defizit bilanzieren. Nicht in diese Rechnung gehört die wie eine Schwester geliebte Martha Marcovaldi, die er 1911 heiratete. Aus der beamteten Sicherheit eines Bibliothekars in Wien kehrte Musil 1914 als Redakteur der ‚Neuen Rundschau‘ nach Berlin zurück. Distanziert den Zeitereignissen gegenüber, blieb er auch von den Erlebnissen des Ersten Weltkriegs – erst an der Front, dann als verantwortlicher Redakteur der ‚Soldatenzeitung‘ – weitgehend unbeeindruckt. Erst in den zwanziger Jahren errang er Bekanntheit als Theaterkritiker, Dramatiker (‚Die Schwärmer‘, 1920; ‚Vinzenz und die Freundin bedeutender Männer‘, 1921) und Prosaist (‚Drei Frauen‘, 1924). Seit 1925 widmete sich Musil fast ausschließlich seinem Lebenswerk, dem ‚Mann ohne Eigenschaften‘. Dem 1. Buch (1930/31) mit der Analyse ‚Kakanien‘ steht der ‚andere Zustand‘ der Geschwister zu Beginn des 2. Buchs (1932/3) so unvermittelt gegenüber, daß das Romanfragment – auch wegen der Verflechtung von Wissenschaft und Poesie – wie ein monströses Paradoxon erscheint. Änderungen und Syntheseversuche Musils, der 1933 von Berlin nach Wien zurückkehrte und zunehmend in materielle Schwierigkeiten geriet, ließen die Veröffentlichung einer Fortsetzung des 2. Buchs scheitern. 1938 emigrierte Musil in die Schweiz. Am 15. April 1942 starb er fast vergessen in Genf. A. Frisé kommt das Verdienst zu, Musils Fragment mit dem gewichtigen Nachlaßteil veröffentlicht zu haben. Die unlängst edierten ‚Tagebücher‘ und ‚Briefe‘ faszinieren durch intellektuelle Redlichkeit und klarsichtige Authentizität der Beobachtungen. – Bronzeplastik von Fritz Wotruba, 1937. (Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.) Achim Aurnhammer



"Wien (...) glich (...) einer kochenden Blase, die in einem Gefäss ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Ueberlieferungen besteht." (p.9f.)

"Es muss der Mensch in seinen Möglichkeiten, Plänen und Gefühlen zuerst durch Vorurteile, Ueberlieferungen, Schwierigkeiten und Beschränkungen jeder Art eingeengt werden wie ein Narr in seine Zwangsjacke, und erst dann hat, was er hervorzubringen vermag, vielleicht Wert, Gewachsenheit und Bestand; - es ist in der Tat kaum abzusehen, was dieser Gedanke bedeutet!" (p.20)

"Ungemein viele Menschen fühlen sich heute in bedauerlichem Gegensatz stehen zu ungemein viel anderen Menschen. Es ist ein Grundzug der Kultur, dass der Mensch dem ausserhalb seines <sup>eigenen Kreises</sup> lebenden Menschen aufs tiefste misstraut, also dass nicht nur ein Germane einen Juden, sondern auch ein Fussballspieler einen Klavierspieler für ein unbegreifliches und minderwertiges Wesen hält. Schliesslich besteht ja das Ding nur durch seine Grenzen und damit durch einen gewissermassen feindseligen Akt gegen seine Umgebung; ohne den Papst hätte es keinen Luther gegeben und ohne die Heiden keinen Papst, darum ist es nicht von der Hand zu weisen, dass die tiefste Anlehnung des Menschen an seinen Mitmenschen in dessen Ablehnung besteht." (p.26)

"Wenn man das Wesen von tausend Menschen zerlegt, so stösst man auf zwei Dutzend Eigenschaften, Empfindungen, Ablaufarten, Aufbauformen usw., aus denen sie alle bestehen. Und wenn man unseren Leib zerlegt, findet man nur Wasser und einige Dutzend Stoffhäufchen, die darauf herumschwimmen(...). So wie wir auf dem Wasser schwimmen, schwimmen wir auch in einem Meer von Feuer, einem Sturm von Elektrizität, einem Himmel von Magnetismus, einem Sumpf voll Wärme usw. Alles aber unfühlbar. Zum Schluss bleiben überhaupt nur Formeln übrig. Und was die menschlich bedeuten, kann man nicht recht ausdrücken: das ist das Ganze (...) Und wenn einer heute (...) so wie der heilige Franziskus (...) zu den Vögeln Bruder sagen wolle, dann dürfe er sich nicht bloss so angenehm machen, sondern müsse sich auch entschliessen können, in den Ofen zu fahren, durch die Leitungsstange einer Elektrischen in die Erde zu springen oder durch eine Abwaschvorrichtung in den Kanal zu springen." (p.66)

"Ein junger Mensch, wenn er geistig bewegt ist, (...) sendet unaufhörlich Ideen in alle Richtungen aus. Aber nur das, was auf die Resonanz der Umgebung trifft, strahlt wieder auf ihn zurück und verdichtet sich, während alle anderen Ausschickungen sich im Raum verstreuen und verlorengelien." (p.116)

"In einem solchen Augenblick mag nichts so fern liegen wie die Vorstellung, dass das Leben, das sie führen, und das sie führt, die Menschen nicht viel, nicht innerlich angeht. Dennoch weiss das jeder Mensch, solange er jung ist: (...) eine quälende Ahnung des Gefangenwerdens, ein beunruhigendes Gefühl: alles, was ich zu erreichen meine, erreicht mich, eine nagende Vermutung, dass in dieser Welt die unwahren, achtlosen und persönlich unwichtigen Aeusserungen kräftiger widerhallen werden als die eigensten und eigentlichen. Diese Schönheit? hat man gedacht, ganz gut, aber ist es die meine? Ist denn die Wahrheit, die ich kennenlerne, meine Wahrheit? (...) Es sind die fertigen Einteilungen des Lebens, was sich dem Misstrauen so spürbar macht, das Seinesgleichen, dieses von Geschlechtern schon vorgebildete, die fertige Sprache nicht nur der Zunge, sondern auch der Empfindungen und Gefühle." (p. 129)

"Sie sind doch Philosoph und werden wissen, was man unter dem Prinzip des zureichenden Grundes versteht. Nur bei sich selbst macht der Mensch davon eine Ausnahme; in unserem wirklichen, ich meine mit unserem persönlichen Leben und in unserem öffentlich-geschichtlichen geschieht immer das, was eigentlich keinen rechten Grund hat." (p.134)

"In der Weltgeschichte geschieht nichts Unvernünftiges." - "In der Welt aber doch so viel?" - "In der Weltgeschichte niemals." (p.174)

"Es ist einfach meine Ueberzeugung, (...) dass das Denken eine Einrichtung für sich ist, und das wirkliche Leben eine andere." (p.274)

"Gute Gedanken kann man so wenig verwirklichen wie Musik" (p.354)

"Du möchtest nach deiner Idee leben, und du möchtest wissen, wie man das kann. Aber eine Idee, das ist das Paradoxeste von der Welt. Das Fleisch verbindet sich mit Ideen wie ein Fetisch. Es wird zauberhaft, wenn eine Idee dabei ist. Eine gemeine Ohrfeige kann durch die Idee von Ehre, Strafe und dergleichen tödlich wirken. Und doch können sich Ideen niemals in dem Zustand, wo sie am stärksten sind, erhalten; sie gleichen jenen Stoffen, die sich sofort an der Luft in eine dauerhaftere andere, aber verdorbene Form umsetzen. Das hast du oft mitgemacht. Denn eine Idee, das bist du, in einem bestimmten Zustand. Irgendetwas haucht dich an, wie wenn in das Rauschen von Saiten plötzlich ein Ton kommt, es steht etwas vor dir wie eine Luftspiegelung, aus dem Gewirr deiner Seele hat sich ein unendlicher Zug geformt, und alle Schönheiten der Welt scheinen an seinem Wege zu stehen. Das bewirkt oft eine einzige Idee. Aber nach einer Weile wird sie allen anderen Ideen, die du schon gehabt hast, ähnlich, sie ordnet sich ihnen unter, sie wird ein Teil deiner Anschauungen und deines Charakters, deiner Grundsätze oder deiner Stimmungen, sie hat die Flügel verloren und eine geheimnislose Festigkeit angenommen." (p.354)

"Wenn ein bedeutender Mann eine Idee in die Welt setzt, wird sie sogleich von einem Verteilungsvorgang ergriffen, der aus Zuneigung und Abneigung besteht, zunächst reissen die Bewunderer grosse Stücke daraus, so wie sie ihnen passen, und verzerren ihren Meister wie die Füchse das Aas, dann vernichten die Gegner die schwachen Stellen, und über kurz bleibt von keiner Leistung mehr übrig als ein Aphorismenvorrat, aus dem sich Freund und Feind, wie es ihnen passt, bedienen." (p.380)

"Wird man wahrer geliebt, wenn es wegen eines Schnurrbarts geschieht, als wenn es wegen eines Automobils geschieht?" (p.421)

"Es hat noch nie eine Opposition gegeben, die nicht aufgehört hätte, Opposition zu machen, wenn sie ans Ruder gekommen ist; das ist (...) das Tatsächliche, Verlässliche und Kontinuierliche in der Politik!" (p.634)

"Die Welt wäre wahrscheinlich schon zur Zeit der Völkerwanderung zugrunde gegangen, wenn sich jeder bis auf den letzten Blutstropfen gewehrt hätte!"(p.925)

# Stefan George (1868–1933) Mein Garten

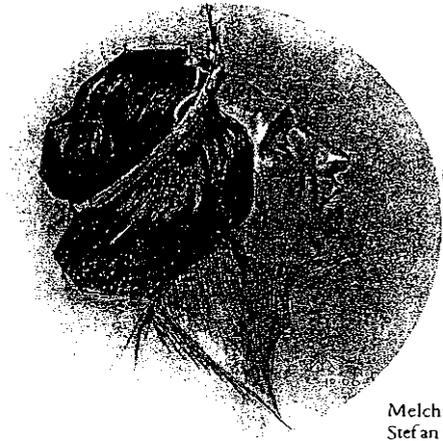
Mein garten bedarf nicht luft und nicht wärme,  
Der garten den ich mir selber erbaut  
Und seiner vögel leblose schwärme  
Haben noch nie einen frühling geschaut.

Von kohle die stämme, von kohle die äste  
Und düstere felder am düsteren rain,  
Der fruchte nimmer gebrochene läste  
Glänzen wie lava im pinien-hain.

Ein grauer schein aus verborgener höhle  
Verrät nicht wann morgen wann abend naht  
Und staubige dünste der mandel-öle  
Schweben auf beeten und anger und saat.

Wie zeug ich dich aber im heiligtume  
– So fragt ich wenn ich es sinnend durchmass  
In kühnen gespinsten der sorge vergass –  
Dunkle grosse schwarze blume?

(1894)



Melchior Lechter:  
Stefan George (1900)

STEFAN GEORGE (1868–1933) wurde in Büdesheim bei Bingen geboren. Seine nicht unvermögende Familie – der Vater war Winzer und Gastwirt – ermöglichte dem jungen, sprachbegabten George lebenslang das freie, ungebundene Leben eines „literarischen Aristokraten“ zu führen, der sich ausschließlich der Lyrik widmen konnte. Schon in seiner frühen Jugend rang er in immer wieder neuen Ansätzen um die Legitimation seines Dichtens, das ab seinem 16. Lebensjahr (*Prinz Indra*) geprägt ist von der Spannung zwischen „Begehrlichkeit und Weihe“. Auf einer Paris-Reise lernte er 1889 die Symbolisten Verlaine und „maître“ Mallarmé kennen, von deren exklusiver „l'art pour l'art“-Poetik der junge George fasziniert war. Sein Verdienst bestand darin, dass er mit Übersetzungen von Baudelaire, Mallarmé und Rimbaud deutsche Leser mit der neuen Kunst vertraut machte und gleichzeitig mit seinen Shakespeare- und Dante-Übersetzungen die „Alten“ belebte.

Stefan George

## Du schlank und rein wie eine flamme

Du schlank und rein wie eine flamme  
Du wie der morgen zart und licht  
Du blühend reis vom edlen stamme  
Du wie ein quell geheim und schlicht

Begleitest mich auf sonnigen matten  
Umschauerst mich im abendrauch  
Erleuchtest meinen weg im schatten  
Du kühler wind du heisser hauch

Du bist mein wunsch und mein gedanke  
10 Ich atme dich mit jeder luft  
Ich schlürfe dich mit jedem tranke  
Ich küsse dich mit jedem duft

Du blühend reis vom edlen stamme  
Du wie ein quell geheim und schlicht  
15 Du schlank und rein wie eine flamme  
Du wie der morgen zart und licht

Stefan George

## Über Dichtung (1903)

I  
In der dichtung – wie in aller kunst-betätigung  
– ist jeder der noch von der sucht ergriffen ist  
etwas „sagen“ etwas „wirken“ zu wollen nicht  
einmal wert in den vorhof der kunst einzutreten.

Jeder widergeist jedes vernünfteln und hadern  
mit dem leben zeigt auf einen noch ungeordneten  
denkzustand und muss von der kunst  
ausgeschlossen bleiben.

Den wert der dichtung entscheidet nicht der  
sinn (sonst wäre sie etwa weisheit gelahrtheit)  
sondern die form d. h. durchaus nichts äusserliches  
sondern jenes tief erregende in maass  
und klang wodurch zu allen zeiten die Ur-  
sprünglichen die Meister sich von den nach

fahren den künstlern zweiter ordnung unterschieden haben.

Der wert einer dichtung ist auch nicht bestimmt  
durch einen einzelnen wenn auch noch so  
glücklichen fund in zeile strofe oder grösserem  
abschnitt. die zusammenstellung das verhältnis  
der einzelnen teile zueinander die notwendige  
folge des einen aus dem andern kennzeichnet  
erst die hohe dichtung.

Reim ist bloss ein wortspiel wenn zwischen  
den durch den reim verbundenen worten keine  
innere verbindung besteht.

Freie rhythmien heisst soviel als weisse  
schwärze – wer sich nicht gut im rhythmus bewegen  
kann der schreite ungebunden.

Strengstes maass ist zugleich höchste freiheit.

Geboren 1868 in Büdesheim bei Bingen (Rhein Hessen). Gestorben 1933 in Minusio (Tessin). – George reiste nach seiner Gymnasialzeit durch ganz Europa und sah seine Lebensaufgabe in der Errichtung eines Reiches der Kunst, in dem strengstes Maß und größte Zucht herrschten. Er sammelte einen Kreis von Jüngern um sich, bestrebt einen neuen Adel des Geistes und der Schönheit zu schaffen. Entscheidende Anregungen verdankte er Nietzsche und den französischen Symbolisten. Er wurde zu einem Hauptvertreter des Ästhetizismus in Europa. Erst im Spätwerk trat ein eigenständiges Ethos neben den Schönheitskult. Die wichtigsten Gedichtsammlungen sind: *Hymnen* (1890), *Pilgerfahrten* (1891), *Algalal* (1892), *Hirten- und Preisgedichte* (1895), *Das Jahr der Seele* (1897), *Der Teppich des Lebens* (1899), *Der siebente Ring* (1907), *Der Stern des Bundes* (1913), *Das neue Reich* (1928). George übersetzte auch Gedichte wahlverwandter europäischer Dichter und gab die *Blätter für die Kunst* heraus.

Texte nach St. George: Gesamt-Ausgabe der Werke. Endgültige Fassung. Bd. 1–18. – Berlin 1927–34.

### >Der siebente Ring<

#### Templer

- 1 Wir eins mit allen nur in goldnem laufe –  
Undenkbar lang schied unsre schar der haufe ·  
Wir Rose: innre jugendliche brunst ·  
Wir Kreuz: der stolz ertragenen leiden kunst.
- 5 Auf unbenamter bahn in karger stille  
Drehn wir den speer und drehn die dunkle spille.  
In feiger zeit schreckt unsrer waffen loh'n ·  
Wir geisseln volk und schlagen lärm am tron.
- 9 Wir folgen nicht den sitten und den spielen  
Der andren die voll argwohn nach uns schielen  
Und grauen wenn ihr hass nicht übermannt  
Was unser wilder sturm der liebe bannt.
- 13 Was uns als beute fiel von schwert und schleuder  
Rinnt achtlos aus den händen der vergeuder  
Und deren wut verheerend urteil spie  
Vor einem kinde sinken sie ins knie.
- 17 Der augen sprühen und die freie locke  
Die einst den herrn verriet im bettelrocke  
Verschleiern wir dem dreisten schwarm verschämt  
Der unsre schatten erst mit glanz verbrämt.
- 21 Wie wir gediehn im schoosse fremder amme:  
Ist unser nachwuchs nie aus unsrem stamme –  
Nie alternd nie entkräftet nie versprengt  
Da ungeborne glut in ihm sich mengt.
- 25 Und jede eherne tat und nötige wende:  
Nur unser-einer ist der sie vollende –  
Zu der man uns in arger wirrsal ruft  
Und dann uns steinigt: fluch dem was ihr schuf't!
- 29 Und wenn die grosse Nährerin im zorne  
Nicht mehr sich mischend neigt am untern borne ·  
In einer weltnacht starr und müde pocht:  
So kann nur einer der sie stets befocht
- 33 Und zwang und nie verfuhr nach ihrem rechte  
Die hand ihr pressen · packen ihre flechte ·  
Dass sie ihr werk willfährig wieder treibt:  
Den leib vergottet und den gott verleibt.

### >Das Jahr der Seele<

#### >Sieg des Sommers<

- 1 Der lüfte schaukeln wie von neuen dingen ·  
Aus grauem himmel brechend milde feuer  
Und rauschen heimatwärts gewandter schwingen  
Entbietet mir ein neues abenteuer
- 5 Du all die jahre hin mir glanz und glaube  
Bei dir und wo die stummen zeugen waren  
Von hoffen und von angst · bei diesem laube  
Denn wird das glück sich je uns offenbaren
- 9 Wenn jetzt die nacht die lockende besternt  
In grüner garten-an es nicht erspäht ·  
Wenn es die bunte volle blumen-ernte  
Wenn es der glutwind nicht verrät?



## DAS JAHR DER SEELE VON STEFAN GEORGE IM VERLAGE DER BLÄTTER FÜR DIE KUNST BERLIN · M D C C C X C V I I

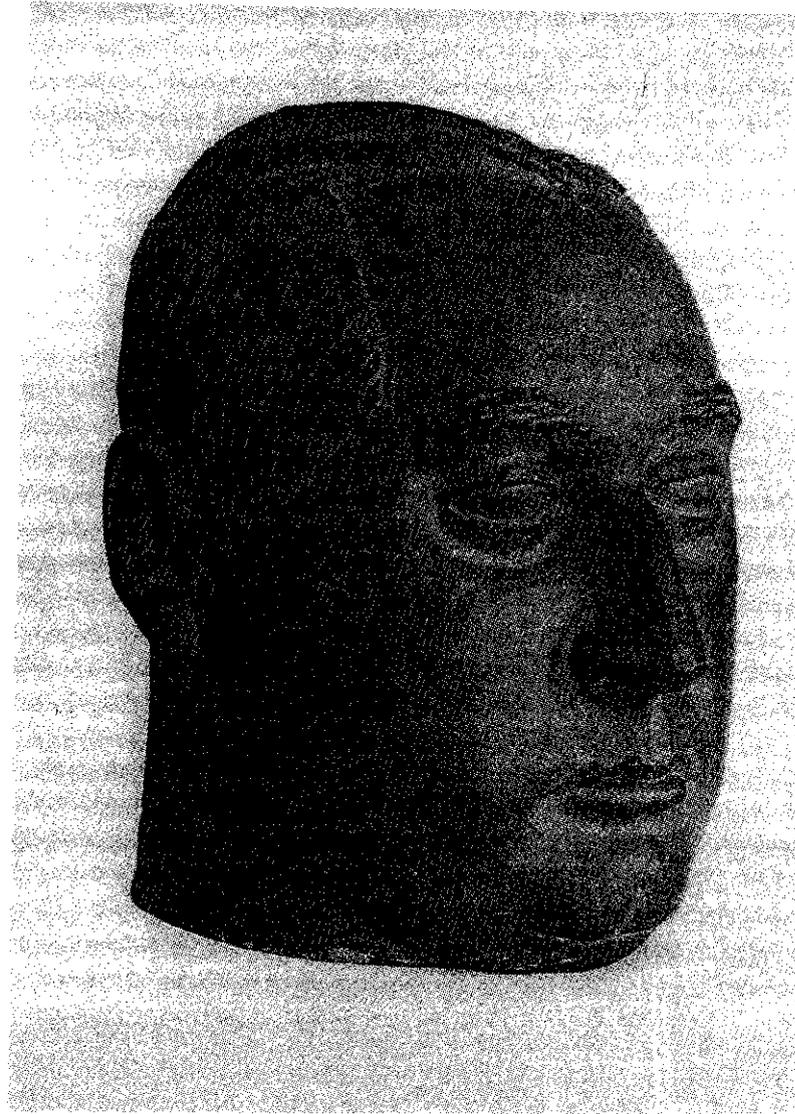
### >Der Teppich des Lebens<

#### Der Teppich

- 1 Hier schlingen menschen mit gewächsen tierren  
Sich fremd zum bund umrahmt von seidner franze  
Und blaue sicheln weisse sterne zieren  
Und queren sie in dem erstarrten tanze.
- 5 Und kahle linien ziehn in reich-gestickten  
Und teil um teil ist wirr und gegenwendig  
Und keiner ahnt das rätsel der verstrickten · ·  
Da eines abends wird das werk lebendig.
- 9 Da regen schauernd sich die toten äste  
Die wesen eng von strich und kreis umspannet  
Und treten klar vor die geknüpften quäste  
Die lösung bringend über die ihr sannet!
- 13 Sie ist nach willen nicht: ist nicht für jede  
Gewohne stunde: ist kein schatz der gilde.  
Sie wird den vielen nie und nie durch rede  
Sie wird den seltnen selten im gebilde.

## Gottfried Benn

1886–1956



Daß „Kunst eine Sache von 50 Leuten“ sei, hat der sechsundzwanzigjährige Gottfried Benn nicht als das momentane Verständnis der zeitgenössischen Ausdruckskunst vermitteln wollen: Der Satz bündelt eine von Nietzsche ausgehende Kunstansicht, die noch beim siebzigjährigen Benn lautet: „Es gibt nur zwei verbale Transzendenzen: die mathematischen Lehrsätze oder das Wort als Kunst.“ Folgen hat das auch für Mitteilungen zur Biographie: Benn hat die ‚Ereignislosigkeit‘ seines Lebens stets gegen seine künstlerische Produktion ausgespielt. Geboren wurde er am 2. Mai 1886 in Mansfeld/Westpriegnitz als Sohn eines Pfarrers, die Kinder- und Jugendjahre verbringt er „drei Stunden östlich der Oder“. Er besucht ein Gymnasium in Frankfurt/Oder, bricht das Theologiestudium in Marburg ab, studiert in Berlin Medizin: „Kälte des Denkens, Nüchternheit . . . vor allem aber die tiefe Skepsis, die Stil schafft, das wuchs hier.“ 1912 erscheint der erste Gedichtband: ‚Morgue‘. Im Weltkrieg ist er Militärarzt, lebt zwei Jahre in der Brüsseler Etappe. 1917 kommt ein weiterer Gedichtband heraus. Benn läßt sich als Spezialarzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Berlin nieder. Zwischen 1918 und 1925 erscheinen Gedichte, die ‚Rönne‘-Novellen, Essays; 1931 verfaßt Benn zusammen mit Paul Hindemith ein Oratorium („Das Unaufhörliche“). Er wird 1932 Mitglied der Preußischen Akademie der Künste. In einem allein durch die innere Bindung an Nietzsche und die Einordnung von dessen ‚Genealogie der Moral‘ in den historischen Kontext der dreißiger Jahre zu deutenden politischen Versagen begrüßt Benn die Usurpation der Macht durch den Nationalsozialismus. Er erkennt seinen Fehler und sucht die „aristokratische Form der Emigration“: 1935 geht er als Oberstabsarzt in die Armee zurück. Schreibverbot 1938. Zwischen 1943 und 1945 entsteht in Landsberg an der Warthe einer der bedeutendsten Texte des Spätwerks, der ‚Roman des Phänotyp‘. 1945 Rückkehr nach Berlin. Seit 1948 entsteht das umfangreiche Alterswerk. Georg Büchner-Preis 1951. Gottfried Benn stirbt am 7. Juli 1956 in Berlin. – Büste von Wolff, 1927. (Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.)

*Peter Schünemann*

## RATSCHLÄGE FÜR EINEN SCHLECHTEN REDNER

Fang nie mit dem Anfang an, sondern immer drei Meilen vor dem Anfang! Etwa so:

«Meine Damen und meine Herren! Bevor ich zum Thema des heutigen Abends komme, lassen Sie mich Ihnen kurz . . .»

Hier hast du schon so ziemlich alles, was einen schönen Anfang ausmacht: eine steife Anrede; der Anfang vor dem Anfang; die Ankündigung, daß und was du zu sprechen beabsichtigst, und das Wörtchen kurz. So gewinnst du im Nu die Herzen und die Ohren der Zuhörer.

Denn das hat der Zuhörer gern: daß er deine Rede wie ein schweres Schulpensum aufbekommt; daß du mit dem drohst, was du sagen wirst, sagst und schon gesagt hast. Immer schön umständlich.

Sprich nicht frei — das macht einen so unruhigen Eindruck. Am besten ist es: du liest deine Rede ab. Das ist sicher, zuverlässig, auch freut es jedermann, wenn der lesende Redner nach jedem viertel Satz mißtrauisch hochblickt, ob auch noch alle da sind.

Wenn du gar nicht hören kannst, was man dir so freundlich rät, und du willst durchaus und durchum frei sprechen . . . du Laie! Du lächerlicher Cicerone! Nimm dir doch ein Beispiel an unsern professionellen Rednern, an den Reichstagsabgeordneten — hast du die schon mal frei sprechen hören? Die schreiben sich sicherlich zu Hause auf, wann sie «Hört! hört!» rufen . . . ja, also wenn du denn frei sprechen mußt:

Sprich, wie du schreibst. Und ich weiß, wie du schreibst.

Sprich mit langen, langen Sätzen — solchen, bei denen du, der du dich zu Hause, wo du ja die Ruhe, deren du so sehr benötigst, deiner Kinder ungeachtet, hast, vorbereitetest, genau weißt, wie das Ende ist, die Nebensätze schön ineinandergeschachtelt, so daß der Hörer, ungeduldig auf seinem Sitz hin und her träumend, sich in einem Kolleg wähnend, in dem er früher so gern geschlummert hat, auf das Ende solcher Periode wartet . . . nun, ich habe dir eben ein Beispiel gegeben. So mußt du sprechen.

Fang immer bei den alten Römern an und gib stets, wovon du auch sprichst, die geschüchtlchen Hintergründe der Sache. Das ist nicht nur deutsch — das tun alle Brillenmenschen. Ich habe einmal in der Sorbonne einen chinesischen Studenten sprechen hören, der sprach glatt und gut französisch, aber er begann zu allgemeiner Freude so: «Lassen Sie mich Ihnen in aller Kürze die Entwicklungsgeschichte meiner chinesischen Heimat seit dem Jahre 1000 vor Christi Geburt . . .» Er blickte ganz erstaunt auf, weil die Leute so lachten.

So mußt du das auch machen. Du hast ganz recht: man versteht es ja sonst nicht, wer kann denn das alles verstehen, ohne die geschichtlichen Hintergründe . . . sehr richtig! Die Leute sind doch nicht in deinen Vortrag gekommen, um lebendiges Leben zu hören, son-

dern das, was sie auch in den Büchern nachschlagen können . . . sehr richtig! Immer gib ihm Historie, immer gib ihm.

Kümmere dich nicht darum, ob die Wellen, die von dir ins Publikum laufen, auch zurückkommen — das sind Kinkerlitzchen. Sprich unbekümmert um die Wirkung, um die Leute, um die Luft im Saale; immer sprich, mein Guter, Gott wird es dir lohnen.

Du mußt alles in die Nebensätze legen. Sag nie: «Die Steuern sind zu hoch.» Das ist zu einfach. Sag: «Ich möchte zu dem, was ich soeben gesagt habe, noch kurz bemerken, daß mir die Steuern bei weitem . . .» So heißt das.

Trink den Leuten ab und zu ein Glas Wasser vor — man sieht das gern.

Wenn du einen Witz machst, lach vorher, damit man weiß, wo die Pointe ist.

Eine Rede ist, wie könnte es anders sein, ein Monolog. Weil doch nur einer spricht. Du brauchst auch nach vierzehn Tagen öffentlicher Rednerei noch nicht zu wissen, daß eine Rede nicht nur ein Dialog, sondern ein Orchesterstück ist: eine stumme Masse spricht nämlich ununterbrochen mit. Und das mußt du hören. Nein, das brauchst du nicht zu hören. Sprich nur, lies nur, donnere nur, geschüchtele nur.

Zu dem, was ich soeben über die Technik der Rede gesagt habe, möchte ich noch kurz bemerken, daß viel Statistik eine Rede immer sehr hebt. Das beruhigt ungemein, und da jeder imstande ist, zehn verschiedene Zahlen mühelos zu behalten, so macht das viel Spaß.

Kündige den Schluß deiner Rede lange vorher an, damit die Hörer vor Freude nicht einen Schlaganfall bekommen. (Paul Lindau hat einmal einen dieser gefürchteten Hochzeitstoaste so angefangen: «Ich komme zum Schluß.») Kündige den Schluß an, und dann beginne deine Rede von vorn und rede noch eine halbe Stunde. Dies kann man mehrere Male wiederholen.

Du mußt dir nicht nur eine Disposition machen, du mußt sie den Leuten auch vortragen — das würzt die Rede.

Sprich nie unter anderthalb Stunden, sonst lohnt es gar nicht erst anzufangen.

Wenn einer spricht, müssen die andern zuhören — das ist deine Gelegenheits-Mißbrauche sie.

## RATSCHLÄGE FÜR EINEN GUTEN REDNER

**Hauptsätze. Hauptsätze. Hauptsätze.**

Klaro Disposition im Kopf — möglichst wenig auf dem Papier.

Tatsachen, oder Appell an das Gefühl. Schleuder oder Harfe. Ein Redner sei kein Lexikon. Das haben die Leute zu Hause.

Der Ton einer einzelnen Sprechstimme ermüdet; sprich nie länger als vierzig Minuten. Suche keine Effekte zu erzielen, die nicht in deinem Wesen liegen. Ein Podium ist eine unbarmherzige Sache — da steht der Mensch nackter als im Sonnenbad.

Merk Otto Brahm's Spruch: Wat jestrichen is, kann nich durchfalln.

Kurt Tucholsky

FRAU VOCKERAT: »Aber man muß doch seine Freude haben können an der Kunst.«

JOHANNES: »Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude.«  
Gerhart Hauptmann

Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.

Satire scheint eine durchaus negative Sache. Sie sagt: »Nein!« Eine Satire, die zur Zeichnung einer Kriegsanleihe auffordert, ist keine. Die Satire beißt, lacht, pfeift und trommelt die große, bunte Landsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist. Satire ist eine durchaus positive Sache. Nirgends verrät sich der Charakterlose schneller als hier, nirgends zeigt sich fixer, was ein gewissenloser Hanswurst ist, einer, der heute den angreift und morgen den.

Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.

Die Satire eines charaktervollen Künstlers, der um des Guten willen kämpft, verdient also nicht diese bürgerliche Nichtachtung und das empörte Fauchen, mit dem hierzulande diese Kunst abgetan wird.

Vor allem macht der Deutsche einen Fehler: er verwechselt das Dargestellte mit dem Darstellenden. Wenn ich die Folgen der Trunksucht aufzeigen will, also dieses Laster bekämpfe, so kann ich das nicht mit frommen Bibelsprüchen, sondern ich werde es am wirksamsten durch die packende Darstellung eines Mannes tun, der hoffnungslos betrunken ist. Ich hebe den Vorhang auf, der schonend über die Fäulnis gebreitet war, und sage: »Seht!« – In Deutschland nennt man dergleichen »Kraßheit«. Aber Trunksucht ist ein böses Ding, sie schädigt das Volk, und nur schonungslose Wahrheit kann da helfen. Und so ist das damals mit dem Weberelend gewesen, und mit der Prostitution ist es noch heute so.

Der Einfluß Krähwinkels hat die deutsche Satire in ihren so dürftigen Grenzen gehalten. Große Themen scheiden nahezu völlig aus. Der einzige »Simplicissimus« hat damals, als er noch die große, rote Bulldogge rechtens im Wappen führte, an all die deutschen Heiligtümer zu rühren gewagt: an den prügelnden Unteroffizier, an den stockfleckigen Bürokraten, an den Rohrstockpauker und an das Straßenmädchen, an den fettherzigen Unternehmer und an den näselnden Offizier. Nun kann man gewiß über all diese Themen denken wie man mag, und es ist jedem unbenommen, einen Angriff für ungerechtfertigt und einen anderen für übertrieben zu halten, aber die Berechtigung eines ehrlichen Mannes, die Zeit zu peitschen, darf nicht mit dicken Worten zunichte gemacht werden.

Übertreibt die Satire? Die Satire muß übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerecht. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird, und sie kann gar nicht anders arbeiten als nach dem Bibelwort: Es leiden die Gerechten mit den Ungerechten.

Aber nun sitzt zutiefst im Deutschen die leidige Angewohnheit, nicht in Individuen, sondern in Ständen, in Korporationen zu denken und aufzutreten, und wehe,

wenn du einer dieser zu nahe trittst. Warum sind unsere Witzblätter, unsere Lustspiele, unsere Komödien und unsere Filme so mager? Weil keiner wagt, dem dicken Kraken an den Leib zu gehen, der das ganze Land bedrückt und dahockt: fett, faul und lebenstötend.

Nicht einmal dem Landesfeind gegenüber hat sich die deutsche Satire herausgetraut. Wir sollten gewiß nicht den scheußlichen unter den französischen Kriegskarikaturen nacheifern, aber welche Kraft lag in denen, welche elementare Wut, welcher Wurf und welche Wirkung! Freilich: sie scheuten vor gar nichts zurück. Daneben hingen unsere bescheidenen Rechentafeln über U-Boot-Zahlen, taten niemandem etwas zuleide und wurden von keinem Menschen gelesen.

Wir sollten nicht so kleinlich sein. Wir alle – Volksschullehrer und Kaufleute und Professoren und Redakteure und Musiker und Ärzte und Beamte und Frauen und Volksbeauftragte – wir alle haben Fehler und komische Seiten und kleine und große Schwächen. Und wir müssen nun nicht immer gleich aufbegehren (»Schlächtermeister, wahret eure heiligsten Güter!«), wenn einer wirklich einmal einen guten Witz über uns reißt. Boshaft kann er sein, aber ehrlich soll er sein. Das ist kein rechter Mann und kein rechter Stand, der nicht einen ordentlichen Puff vertragen kann. Er mag sich mit denselben Mitteln dagegen wehren, er mag widerschlagen – aber er wende nicht verletzt, empört, gekränkt das Haupt. Es wehte bei uns im öffentlichen Leben ein reinerer Wind, wenn nicht alle übelnähmen.

So aber schwillt ständischer Dünkel zum Größenwahn an. Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokaleinrichtungen einen ständigen Eiertanz. Das ist gewiß recht graziös, aber auf die Dauer etwas ermüdend. Die echte Satire ist blutreinigend: und wer gesundes Blut hat, der hat auch einen reinen Teint.

Was darf die Satire?

Alles.

»Oberes Bild. Von links nach rechts: Generalintendant T., künstlerischer Beirat L., Betriebsdirektor F., Komparseriechef M., Oberspielleiter P., Dramaturg M., Oberspielleiter S., Spielleiter D., Intendantzsekretär B.«

Was ist das –?

Das ist das arbeitende Deutschland von heute. Anders können sie nicht – anders machts ihnen keinen Spaß. Diese Nummern des deutschen Alphabets mit den Metternich-Kanzleiliteln vor ihren Namen halten in Wahrheit nur ein mittleres Stadttheater einer Provinzstadt in Ordnung, was immerhin nicht gar so weiterschütternd ist. Aber weil es ja keine Angestellten mehr gibt, sondern ganz Deutschland einer Bodenkammer gleicht (vor lauter Leitern kommt man nicht vorwärts) – »leiten« sie alle, und wenn es auch nur ein kleines Mädchen an der Schreibmaschine ist, die zusammen mit ihrem Kaffeetopf gern »Abteilung« genannt wird, die leiten sie dann. Es gibt eine »Vereinigung leitender Angestellter«, offenbar eine Art Ober-sklaven, die gern bereit sind, unter der Bedingung, daß sie von oben her besser angesehen werden, kräftiger nach unten zu treten. Die Bezeichnung »Chefpilot« erspart einem Unternehmen etwa zweihundert Mark monatlich.

Im Gegensatz zu diesem Unfug, der jeden mittlern Angestellten zu einem Direktor aufbläst, steht, nach des Dienstes ewig falsch gestellter Uhr, eine süße Stunde. Abends, wenn sich die ersten Lautsprecher gurgelnd übergeben, flutet die Muße über das Land herein: der Betriebsdirektor glättet die Dienstfalte seiner Amtsstirn

der Oberspielleiter klopft dem Spielleiter huldvoll auf die Schultern, und nun pladdert das »Menschliche« aus ihnen heraus.

Das »Menschliche« ist das, was sich anderswo von selbst versteht. Bei uns wird es umtrommelt und zitiert, hervorgehoben und angemalt. . . . Wenn der kleinste Statist unter den weißen Jupiterlampen fünfundzwanzig Jahre lang die gebrochenen Ehrenworte der Filmindustrie aufgesammelt hat, dann gratulieren die Kollegen »dem Künstler und dem Menschen«, was sie – Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps – sorgfältig zu trennen gelernt haben. Der Künstler ist eines, und der Mensch ist ein andres.

Aus dem »Menschlichen« aber, das man nie mehr ohne Anführungsstriche schreiben sollte, ein eignes Ressort gemacht zu haben, ist den Deutschen vorbehalten geblieben, die sich so ziemlich im Gegensatz zur gesamten andern Welt einbilden, es gäbe etwas »rein Dienstliches«, oder, noch schlimmer: »rein Sachliches«. Wenn die Herren Philologen mir das freundlichst in eine andere Sprache übersetzen wollen – ich vermags nicht.

Jede Anwendung dieses törichten Modewortes »menschlich« bedeutet das Eingeständnis an das »Dienstliche«, das in Deutschland das »Menschliche« bewußt ausschließt oder es allenfalls, wenn der Vorgesetzte gerade nicht hinsieht, aus Gnade und Barmherzigkeit hier und da ins Amtszimmer hineinschlüpfen läßt. Zu suchen hat es da viel, aber es hat da nichts zu suchen.

Es ist ein deutscher Aberglaube, anzunehmen, jemand könne durch künstliche und äußerliche Ressortteilungen seine Verantwortung abwälzen; zu glauben, es genüge, eine Schweinerei als »dienstlich« zu bezeichnen, um auf einem neuen Blatt a conto »Menschlichkeit« eine neue Rechnung zu beginnen; zu glauben, es gebe überhaupt irgend etwas auf der Welt, in das sich das menschliche Gefühl, hundertmal verjagt, tausendmal wiederkommend, nicht einschleiche. »Es ist ein Irrtum«, hat neulich in Stettin ein Unabsetzbarer im Talar gepredigt, »zu glauben, die Geschworenengerichte hätten nach dem Gefühl zu urteilen – sie haben lediglich nach dem Gesetz zu urteilen.« So sehen diese Urteile auch aus, seit die Unabsetzbaren die Laien beeinflussen – denn ein Urteil »lediglich nach dem Gesetz« gibt es nicht und kann es nicht geben.

Aber das ist die deutsche Lebensauffassung, die die Verständigung mit andern Völkern so schwer macht. Das »Menschliche« steht hierzulande im leichten Ludergeruch der Unordnung, der Aufsässigkeit, des unkontrollierbaren Durcheinanders; der Herr Obergärtner liebt die scharfen Kanten und möchte am liebsten bis Dienstschluß alle Wolken auf Vorderwolke anfliegen lassen, bestrahlt von einer quadratischen Sonne. . . . Sie haben sich das genau eingeteilt: das »Dienstliche« ist hart, unerbittlich, scharf, rücksichtslos, immer nur ein allgemeines Interesse berücksichtigend, das sich dahin auswirkt, die Einzelinteressen schwer zu beschädigen – das »Menschliche« ist das leise, in Ausnahmefällen anzuwendende Korrektiv sowie jene Stimmung um den Skattisch, wenn alles vorbei ist. Das »Menschliche« ist das, was keinen Schaden mehr anrichtet.

Sie spielen Dienst. Eine junge Frau besucht ihren Mann, der ist Kellner in einem kleinen Café. In Frankreich, in England, in romanischen Ländern spielt sich das so ab, daß sie ihn in der Arbeit nicht stören wird, ihm aber natürlich herzlich und vor

allen Leuten guten Tag sagt. Bei uns –? Bei uns spielen sie Dienst. »Denn er ist im Dienst und darf nicht aus der Rolle fallen, sonst gibt es Krach mit dem Chef, der hinter dem Kuchentisch steht.« Er darf nicht aus der Rolle fallen . . . Sie spielen alle, alle eine Rolle.

Sie sind Betriebsdirektoren und Kanzleiobersekretäre und Komparseriechefs, und wenn sie es eine Weile gewesen sind, dann glauben sie es und sind es wirklich. Daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen, ihr Betragen, ihre Ausflüchte und ihre Sauberkeit bei der Arbeit, ihre Trägheit des Herzens und ihr Fleiß des Gehirns vom »Menschlichen« herrühren, das sie, wie sollte es auch anders sein, nicht zu Hause gelassen haben, weil man ja seine moralischen Eingeweide nicht in der Garderobe abgeben kann –: davon ahnen sie nichts. Sie sind im »Dienst«; wenn ich im Dienst bin, bin ich ein Viech, und ich bin immer im Dienst.

Sie teilen, Schizophrene eines unsichtbaren Parademarsches, ihr Ich auf. »Ich als Oberpostschaffner« . . . schreibt einer; denn wenn er seine Schachspielerqualitäten hervorheben will, dann schreibt er: »Ich als Mitglied des Schachklubs Emanuel Lasker.« Der tiefe Denkfehler steckt darin, daß sie jedesmal mit der ganzen Person in einen künstlich konstruierten Teil kriechen; als ob der ganze Kerl Schachspieler wäre, durch und durch nichts als Schachspieler . . .! »In diesem Augenblick, wo ich zu Ihnen spreche, bin ich lediglich Vormundschaftsrichter« – das soll er uns mal vormachen! Und er macht es uns vor, denn es ist sehr bequem.

Daher alle die Ausreden: »Sehen Sie, ich bin ja menschlich durchaus Ihrer Ansicht« – daher die im tiefsten feige Verantwortungslosigkeit aller derer, die sich hinter ein Ressort verkriechen. Denn wer einem schlechten System dient, kann sich nicht in gewissen heiklen Situationen damit herausreden, daß er ja »eigentlich« und »menschlich« nicht mitspielt . . . Dient er? Dann trägt er einen Teil der Verantwortung.

Und so ist ihr deutscher Tag:

Morgens steht der Familienvater auf, drückt als Gatte einen Kuß auf die Stirn der lieben Gattin, küßt die Kinder als Vater und hat als Fahrgast Krach auf der Straßenbahn mit einem andern Fahrgast und mit dem Schaffner. Als Steuerzahler sieht er mißbilligend, wie die Straßen aufgerissen werden; als Intendantzsekretär betritt er das Büro, wobei er sich in einen Vorgesetzten und in einen Untergebenen spaltet; als Gast nimmt er in der Mittagspause ein Bier und eine Wurst zu sich und betrachtet als Mann wohlgefällig die Beine einer Wurstesserin. Er kehrt ins Büro zurück, diskutiert beim Kaffee, den er holen läßt, als Kollege und Flachwassersportler mit einem Kollegen einige Vereinsfragen, schält einen Dienstapfel, beschwert sich als Telephonabonnent bei der Aufsicht, hat als Onkel ein Telephongespräch mit seinem Neffen und kehrt abends heim – als Mensch? »Il est arrivé!« sagte jemand von einer Berühmtheit. »Oui«, antwortete Capus, »mais dans quel état!«

Der deutsche Mensch, der auch einmal »Mensch sein« will, eine Vorstellung, die mit aufgeknöpftem Kragen und Hemdsärmeln innig verknüpft ist – der deutsche Mensch ist ein geplagter Mensch. Nur im Grab ist Ruh . . . wobei aber zu befürchten steht, daß er als Kirchhofsbenutzer einen regen Spektakel mit einem nichtkonzessionierten Spuk haben wird . . .

Statt guter Gefühle die Sentimentalität jaulender Dorfköter; statt des Herzens eine Registriermaschine: Herz; statt des roten Fadens »Menschlichkeit«, der sich in Wahrheit durch alle Taue dieses Lebensschiffes zieht, die Gründung einer eignen Abteilung: Menschlichkeit – nicht einmal Entseelte sind es. Verseelt haben sie sich; die Todsünde am Leben begangen; mit groben Fingern Nervenenden verheddert, verknotet, falsch angeschlossen . . . und noch der letzte Justizverbrecher im Talar ist nach der Untat, unter dem Tannenbaum und am Harmonium, in Filzpantoffeln, auf dem Sportplatz und im Paddelboot, rein menschlich ein menschlicher Mensch.

Längs der Bahn tauchen die ersten Hausstrümmen auf — ungefähr bei Vitry fängt das an. Ruinen, dachlose Gebäude, herunterhängender Mörtel, Balken, die in die Luft ragen. Nur eine kleine Partie — dann präsentiert sich die Gegend wieder ordentlich und honett, sauber und schön aufgebaut. Viele Häuser scheinen neu. Der Zug hält. Auf dem Nebengleis steht ein Waggon. «FUMEURS» steht an einer Tür. Ein Pfosten verdeckt die ersten beiden Buchstaben, man kann nur den Rest des Wortes lesen.

Verdun, eine kleine Stadt der Provinz. Hat in der neuen Zeit schon einmal daran glauben müssen: im Jahre 1870. Die Besatzung, die damals mit allen militärischen Ehren kapituliert, zog ab, und die Stadt kam unter deutsche Verwaltung. Der deutsche Beamte, der ihr und dem Departement der Meuse vorgesetzt war, trug den Namen: von Bethmann-Hollweg.

Man kann ein kleines Heft kaufen: «Verdun vorher und nachher.» Es muß eine hübsche, nette und freundliche Stadt gewesen sein, mit kleinen Häusern am Fluß, einer Kathedrale, dem Auf und Ab der Wege auf dem welligen Terrain. Und nach jedem Bild von damals ist ein andres eingefügt. So schlimm sieht es jetzt nicht mehr aus: vieles ist aufgebaut, manche Teile haben gar nicht gelitten, das Rathaus ist fast unversehr geblieben. Aber es handelt sich ja nicht um Verdun, nicht um die kleine Stadt. Um Verdun herum lagen vierunddreißig Forts.

Gleich am Ausgang der Stadt die Zitadelle. Sie ist in den Fels gehauen, eine riesige Anlage mit Gängen, die in ihrer Gesamtlänge sechzehn Kilometer ausmachen. Dies und jenes darf man sich ansehen. Schlafräume der Soldaten und Offiziere, heizbar und mit elektrischem Licht. Hier, in diesem Verschlag, hat der General Pétain geschlafen. Ein kleiner Raum, mit Holzwänden, oben offen — Waschgeschirr, Eimer und das Bett stehen noch da. Daneben lagen in kleinen Kabinen zu vieren die Offiziere. In einem Saal steht ein langer Tisch. Auf dem standen in Särgen die Überreste von acht unbekanntem Kadavern, und ein Militär legte einen Blumenstrauß auf den einen: das wurde der soldat inconnu, der heute unter dem Arc de Triomphe zu Paris begraben liegt. Die sieben andern ruhen in einem gemeinschaftlichen Grab auf dem Kirchhof Faubourg Pavé bei Verdun. Das Bombardement hat der Felszitadelle nichts anhaben können — außen haben sich wohl Mauersteine gelockert, innen ist alles intakt geblieben. Und dann fahren wir hinaus, ins Freie.

Es ist eine weite, hügelige Gegend, mit viel Buschwerk und gar keinem Wald. Immer, wenn man auf eine Anhöhe kommt, kann man weit ins Land hineinsehen. Hier ist eine Million Menschen gestorben.

Hier haben sie sich bewiesen, wer recht hat in einem Streit, dessen Ziel und Zweck schon nach Monaten keiner mehr erkannte. Hier haben die Konsumenten von Krupp und Schneider-Creuzot die heimischen Industrien gehoben. (Und wer wen dabei beliefert hatte, ist noch gar nicht einmal sicher.)

Auf französischer Seite sind vierhunderttausend Menschen gefallen; davon sind annähernd dreihunderttausend nicht mehr auffindbar, vermißt, verschüttet, verschwunden... Die Gegend sieht aus wie eine mit Gras bewachsene Mondlandschaft, die Felder sind fast gar nicht bebaut, überall liegen Gruben und Vertiefungen, das sind die Einschläge. An den Wegen verbogene Eisenteile, zertrümmerte Unterstände, Löcher, in denen einst Menschen gehaust haben. Menschen? Es waren kaum noch welche.

Da drüben, bei Fleury, ist ein Friedhof, in Wahrheit ein Massengrab. Zehntausend sind dort untergebracht worden — zehntausendmal ein Lebensglück zerstört, eine Hoffnung vernichtet, eine kleine Gruppe Menschen unglücklich gemacht. Hier war das Niemandsland: drüben auf der Höhe lagen die Deutschen, hüben die Franzosen — dies war unbesetzt. Lerdien haben sich in die Luft hinaufgeschraubt und singen einen unendlichen Tonwirbel. Ein dünner Fadenregen fällt.

Der Wagen hält. Diese kleine Hügelgruppe: das ist das Fort Vaux. Ein französischer Soldat führt, er hat eine Karbidlampe in der Hand. Einer raucht einen beißenden Tabak, und man wittert die Soldatenatmosphäre, die überall gleich ist auf der ganzen Welt: den Brodem von Leder, Schweiß und Heu, Essensergeruch, Tabak und Menschenausdünstung. Es geht ein paar Stufen hinunter.

Hier. Um diesen Kohlenkeller haben sich zwei Nationen vier Jahre lang geschlagen. Da war der tote Punkt, wo es nicht weiter ging, auf der einen Seite nicht und auf der andern auch nicht. Hier hat es haltgemacht. Ausgemauerte Galerien, mit Beton ausgelegt, die Wände sind feucht und nassen. In diesem Holzgang lagen einst die Deutschen; gegenüber, einen Meter von ihnen, die Franzosen. Hier mordeten sie, Mann gegen Mann, Handgranate gegen Handgranate. Im Dunkeln, bei Tag und bei Nacht. Da ist die Telephonkabine. Da ist ein kleiner Raum, in dem wurde wegen der Übergabe parliert. Am 8. Juni 1916 fiel das Fort. Fiel? Die Leute muß-

ten truppweise herausgehakt werden, mit den Bajonetten, mit Flammenwerfern, mit Handgranaten und mit Gas. Sie waren die letzten zwei Tage ohne Wasser. An einer Mauer ist noch eine deutsche Inschrift, mit schwarzer Farbe aufgemalt, schwach zu entziffern. Und dann gehen wir ins Verbandszimmer.

Es ist ein enges Loch, drei Tische mögen darin Platz gehabt haben. Einer steht noch. An den Wänden hängen kleine Schränke. Oben ist, durch eine Treppe erreichbar, der Alkoven des Arztes. Ich habe einmal die alte Synagoge in Prag besucht, halb unter der Erde, wohin sich die Juden verkrochen, wenn draußen die Steine hagelten. Die Wände haben die Gebete eingesogen, der Raum ist voll Herzensnot. Dieses hier ist viel fürchterlicher. An den Wänden kleben die Schreie — hier wurde zusammengepfiffelt und unwickelt, hier verrückelt, erstickte, verbrüllte und kreperte, was oben zugrunde gerichtet war. Und die Helfer? Welcher doppelte Todesmut, in dieser Hölle zu arbeiten! Was konnten sie tun? Aus blutdurchnässten Lumpen auswickeln, was noch an Leben in ihnen stak, das verbrannte und zerstampfte Fleisch der Kameraden mit irgendwelchen Salben und Tinkturen bepinseln und schneiden und trennen, losmeißeln und amputieren...

Linderung? Sie wußten ja nicht einmal, ob sie diese Stümpfe noch lehendig herausbekönnen! Manchmal war alles abgeschnitten. Die Wasserholer, die Meldegänger — wohl eine der entsetzlichsten Aufgaben des Krieges, hier waren die wahren Helden, nicht im Stabsquartier! —, die Wasserholer, die sich mit einem Blechnapf in der Hand, aufopferten, kamen in den seltensten Fällen zurück. Und der nächste trat an... Wir sehen uns in dem leeren, blankgeschuerten Raum um. Niemand spricht ein Wort. Oben an dem Blechschirm der elektrischen Lampe sind ein paar braunrote Flecke. Wahrscheinlich Rost...

Vor dem Tor hat man für einige der Gefallenen Gräber errichtet, das sind seltene Ausnahmen, sie liegen allein, und man weiß, wer sie sind. An einem hängt ein kleiner Blechkranz mit silbernen Buchstaben: Mon mari.

Und an einem Abhang stehen alte Knarren, die flachen, schiefgeschnittenen Feldflaschen der Franzosen, verrostet, zerheult, löcherig. Das wurde einmal an die durstigen Lippen gehalten. Wasser floß in einen Organismus, damit er weiternorden konnte. Weiter, weiter —!

Drüben liegt das Fort Douaumont, das überraschend fiel: da die Höhe 304; da das Fort de Tavannes. Teure Namen, wie? Einem alten Soldaten, der hier gestanden hat und lebendig herausgekommen ist, muß merkwürdig zumute sein, wenn er jetzt diese Gegend wiedersieht, still, stumpf, kein Schuß. Weit da hinten am Horizont raucht das, was dem deutschen Idealismus 1914 so sehr gefehlt hat: das Erzlager von Briey. Und wir fahren weiter.

Die Sturmreihen sind in die Erde versunken, die armen Jungen, die man hier vorgetrieben hat, wenn sie hinten als Munitionsdreher ausgedient hatten. Hier vorn arbeiteten sie für die Fabrikherren viel besser und wirkungsvoller. Die Rüstungsindustrie war ihnen Vater und Mutter gewesen; Schule, Bücher, die Zeitung, die dreimal verfluchte Zeitung, die Kirche mit dem in den Landesfarben angestrichenen Herrgott — alles das war im Besitz der Industriekapitäne, verteilt und kontrolliert wie die Aktienpakete. Der Staat, das arme Luder, durfte die Nationalhymne singen und Krieg erklären. Gemacht, vorbereitet, geführt und beendet wurde er anderswo.

Und die Eltern? Dafür Söhne aufgezogen, Bettchen gedeckt, den Zeigefinger zum Lesen geführt, Erben eingesetzt? Man müßte glauben, sie sprächen: Weil ihr uns das einzige genommen habt, was wir hatten, den Sohn — dafür Vergeltung! Den Sohn, die Söhne haben sie ziemlich leicht hergegeben. Steuern zahlen sie weniger gern. Denn das Entarteste auf der Welt ist eine Mutter, die darauf noch stolz ist, das, was ihr Schoß einmal geboren, im Schlamm und Kot umsinken zu sehen. Bild und Orden unter Glas und Rahmen — «mein Arthur!» Und wem morgen wieder angeht —?

Der Führer nennt Namen und Zahlen. Er zeigt weit über das Land: da hinten, da ganz hinten lag das Quartier des Kronprinzen. Ein bißchen fern vom Schuß — aber ich weiß: das bringt das Geschäft so mit sich. Und das war früher auch so: die Söhne hatten schon damals die Zentrale für Heimatsdienst. Bäume stecken ihre hölzernen Stümpfe in die Luft, die Verse von Karl Kraus klingen auf: «Ich war ein Wald. Ich war ein Wald.» Das Buschwerk sprießt, überall zieht sich Stacheldraht zwischendurch. An einer Stelle steht ein Denkmal, ein verendeter Löwe. Das war der Punkt, bis zu dem die Deutschen vorgedrungen sind. (Übrigens findet sich nirgends auch nur die leiseste Beschimpfung des Gegners — immer und überall in den Schilderungen, den Beschreibungen, den Aufschriften wird der Feind als ein kämpfender Soldat geachtet und niemals anders bezeichnet.) Bis hierher ging es also. Das Reich erstreckte sich damals von Berlin bis zu dieser Stelle. Abschiedsküsse auf dem Bahnhof, die Fahrt — 8 Pferde oder 40 Mann — und dann der Tod in diesen Feldern. Das war der letzte Zipfel.

2

Und dahinter das Land. Da lag dieses ungeheure Heerlager, dieser Jahrmarkt der Eitelkeiten, diese Konzentration von Roheit, Stumpfsinn, Amtsverbrechen, falsch verstandener Heldenhaftigkeit; da fuhren, marschierten, rollten, telephonierten, schufteten und schossen die als Soldaten verkleideten Uhrmacher, Telegraphensekretäre, Gewerkschaftler, Oberlehrer, Bankbeamten, geführt und führend, betrügend und betrogen, mordend, ohne den Feind zu sehen, in der Kollektivität tödend, die Verantwortung immer auf den Nächsten abschiebend. Es war eine Fabrik der Schlacht, eine Mechanisierung der Schlacht, überpersönlich, unpersönlich. «Die Division» wurde eingesetzt, hineingeworfen — die Werfer blieben draußen —, sie wurde wieder herausgezogen. Achilles und Hektor kämpften noch miteinander; dieser Krieg wurde von der Stange gekauft. Und archaisch war nur noch die Terminologie, mit der man ihn umlog: das blitzende Schwert, die flatternden Fahnen, die gekreuzten Klingen. Landsknechte? Fabrikarbeiter des Todes.

Der Horizont ist grau, es ist, als sei kein Leben mehr in diesem Landstrich.

Da kämpften sie, Brust an Brust: Proletarier gegen Proletarier, Klassengenossen gegen Klassengenossen, Handwerker gegen Handwerker. Da zerfleischten sich einheitlich aufgebaute ökonomische Schichten, da wütete das Volk gegen sich selbst, ein Volk, ein einziges: das der Arbeit. Hinten rieben sich welche voller Angst die Hände.

Ein Mauerwerk taucht auf, das ist das Denkmal über der Tranchée des Baïonettes. Am 11. Juni 1916 wurde hier die Besetzung dieses Grabens — es war die zweite Linie — verschüttet. Keiner entrann. Man fand sie so unter der Erde, nur die Bajonette ragten aus der Erde. Der Graben ist seit diesem Tag so erhalten; ein Amerikaner, Herr Georges F. Rand, hat einen großen grauen Steinbau darüber errichten lassen. Unten, auf dem zugeschütteten Graben, stehen ein paar Kreuze, liegen Kränze und ragen die Bajonette. Drei Mann müssen außerhalb des Grabens postiert gewesen sein; die Läufe ihrer Gewehre ragen ein paar Zentimeter hoch aus dem Boden, man stolpert über sie. Eine Mutter kann ihr Kind hierherführen und sagen: «Siehst du? Da unten steht Papa.»

In der Nähe ist ein ossuaire, eine kleine Holzhalle, wo man die Gebeine der Soldaten, die nicht mehr zu identifizieren waren, gesammelt hat. Sie ruhen da, bis eine große Grabkapelle für sie fertiggestellt ist. Die Überbleibsel sind nach Sektoren geordnet. (Was die Offiziere aller Länder anbetrifft, so scheinen sie sämtlich an ansteckenden Krankheiten zugrunde gegangen zu sein — denn warum hat man sie so oft von den Mannschaften abgesondert?) Stereoskope sind aufgestellt mit Bildern aus den Mordtagen. Auf einem ist unter Steintrümmern ein Bein zu sehen. Ein abgerissenes Bein, der Benägelung nach ein deutsches.

Auf einem andern Bild sieht man einen deutschen Gefangenen, einen bärtigen, schlecht genährt aussehenden Mann. Er steht bis zu den Hüften im Graben, er hat kein Koppel mehr, er wartet, was nun noch mit ihm geschehen kann. Im Vordergrund ragen ein Paar Stiefel aus dem Schlamm und ein halber Körper. Den kann man nicht mehr gefangen nehmen. Die Franzosen und der Deutsche stehen da zusammen, der Betrachter muß glauben, einen Haufen Wahnsinniger vor sich zu haben. Und das waren sie ja wohl auch.

Jetzt regnet es in dichten Strömen. Der Wagen rollt. Der Schlamm spritzt. Und immer wieder Stacheldraht, Steinbrocken, verrostetes Eisen, Wellblech.

Ist es vorbei —?

Sühne, Buße, Absolution? Gibt es eine Zeitung, die heute noch, immer wieder, ausruft: «Wir haben geirrt! Wir haben uns belügen lassen!»? Das wäre noch der mildeste Fall. Gibt es auch nur eine, die nun den Lesern jahrelang das wahre Gesicht des Krieges eingetrommelt hätte, so, wie sie ihnen jahrelang diese widervärtige Mordheisterung eingebleut hat? «Wir konnten uns doch nicht beschuldigungen lassen!» Und nachher? als es keinen Zensor mehr gab? Was konntet ihr da nicht? Habt ihr einmal, ein einziges Mal nur, wenigstens nachher die volle, nackte, verlaust-blutige Wahrheit gezeigt? Nachrichten wollen die Zeitungen, Nachrichten wollen sie alle. Die Wahrheit will keine.

Und aus dem Grau des Himmels taucht mir eine riesige Gestalt auf, ein schlanker und ranker Offizier, mit ungeheuer langen Beinen, Wickelgamaschen, einer schnittigen Figur, den Scherben im Auge. Er feixt. Und kräht mit einer Stimme, die auf den Kasernenhöfen halb Deutschland angepiffen hat, und vor der sich eine Welt schütelt in Entsetzen:

«Nochmal! Nochmal! Nochmal —!»

Ignaz Wrobel (1924)

(Pseudonym v. Kurt Tucholsky)

Auf der Straße nach Okayama Asah ich Menschen, denen der Druck von der Atombombe ein Auge herausgerissen hatte, andere waren von Kopf bis Fuß mit Wunden bedeckt, eine Frau hielt eine Wärmflasche umklammert und meinte, es sei ihr Kind. Im Zentrum der Stadt klebte ein weißer Stoffetzen an einer Betonmauer, der Rest eines weißen Kittels. Mehr war von einem Arzt nicht übriggeblieben, sein Leichnam unauffindbar. Ein Brandfleck auf der Mauer wie von einer dünnen Gummiplatte mochte sein Kopf gewesen sein.

Tomio Yoshida

Schließlich endete die Nacht des Schreckens. Wir hatten kein Auge zugetan, trotzdem suchten wir, indem wir von Leiche zu Leichen gingen, den ganzen Tag über die Stellen ab, an die sich meine Frau mit den drei Kindern geflüchtet haben konnte. In Schulen, Parks, an Brücken und Flüssen... Aber nirgends fanden wir sie... Ich klagte dem Himmel mein Leid. Aber wen sollte ich dafür hassen? Den Gegner Amerika? Oder unser Japan? Wenn ich es heute ruhig bedenke, war es weder Amerika noch Japan. Das Übel ist der Krieg. Ist jeder einzelne, der einen Krieg unternimmt und ausführt.

Nisaku Kokubu

Südamerika ist krumm.  
Joh. Aug. Galletti (1750—1828)

Beschäftigt mit meinem Werk: «Die Hämorrhoiden in der Geschichte des preußischen Königshauses», blätterte ich neulich versonnen in einem Katalog der Staatsbibliothek. Das ist eine freundliche Arbeit. Schon nach vier Seiten hat mein geübtes Philologengehirn vergessen, wozu ich eigentlich hergekommen bin, und strahlend versenke ich mich in das Meer von Geschreibsel. Einmal bin ich auch auf mich selber gestoßen — Es gibt den Ausspruch eines hannoverschen Bauern, der den dummen Streichen der Studiker zusieht: «Wat se all maket, die Studenten!» Wat se wirklich all maket... Wenn die Deutschen keine Geschäftsordnungsdebatten abhalten, scheinen sie Bücher geschrieben zu haben. Hier ist es schön still, in der Bibliothek. Draußen klingeln die Bahnen: hier muffeln kurzzeitige Professoren in dicken Wälzern, freundliche, wenn auch großfüßige Mädchen laufen hin und her, die Bibliothekare sehen sauer aus, als wollten sie alle Studenten, die nicht Bescheid wissen, aufessen — eine Insel der Seligen.

Und wie ich da so blättere, stoße ich auf «Gallettiana». Was ist das? Wer ist Galletti? Ein Druckfehler für Valetti? Idi bat um das Buch.

Das Buch heißt so: «Gallettiana. Unfreiwillige Komik in Aussprüchen des Professors Joh. G. Aug. Galletti. Mit einem Bildnis Gallettis.»

Dieser Galletti war Professor am Gothaer Gymnasium, und seine bei ihm geblüht habenden Kathederblüten sind in dem Büchelchen gesammelt. Es ist herrlich.

Wissen Sie noch? Wir saßen da, ließen langsam, aber sorgfältig eine lange Bahn Tinte die Bank herunterlaufen und bohrten zischendurch ernsthaft in der Nase. Es war zum Sterben langweilig. Anstandshalber konnte man nicht immerzu nach der Uhr sehen. Fünf Minuten vor halb — das war ein Schicksalswort. Bring die ältesten deutschen Männer auf ihre Schulzeit zu sprechen, und du wirst in den meisten Fällen ein Wachfigurenkabine verschrullter Tröpfe vorgeführt bekommen, die übrigens jetzt so sachte aussterben; die von heute sind farbloser. Aber wir wollen nicht vom deutschen Schulmeister sprechen — sondern von Galletti. Von Galletti, den wir alle gekannt haben, weil in jeder Schule einer gewesen ist. Dieser war so:

Er liebte die überraschenden Dicta. «Gotha ist säbelförmig gebaut.» Bumm. Da weiß man doch. Und man sieht ordentlich das Surren, das durch die Klasse geht, wenn das Gehirn davon überlief und folgendes zutage förderte: «Als Humboldt den Chimborasso bestieg, war die Luft so dünn, daß er nicht mehr ohne Brille lesen konnte.» Das sind gar keine Witze mehr — das ist wirklich die Luft dieser Schulstuben, die übrigens am besten in jener deutschen Humoreske «Der Besuch im Karzer» eingefangen ist — neben der «Mayerias» ein Meisterstück dieses Genres. Und darauf wieder Galletti: «Die Afghanen sind ein sehr gebirgiges Volk.»

Er macht nicht nur die üblichen Schwupper — es sind mitunter geradezu nestroyhafte Sätze, die jener von sich gegeben hat. «Die Zimbern und Teutonen stammen eigentlich voneinander ab.» Mit Recht. Und besonders hübsch, wenn sich Papierdeutsch mit einer falschen Vorstellung mischt: «Karlmann verwechselte das Zeitliche mit dem Geistlichen und starb.» Man kann es nicht kürzer sagen. Und sollte dieses hier Ironie sein: «Maria Theresia hatte bei ihrer Thronbesteigung viele Feinde: die Preußen, die Russen und die Österreicher?» Nein, er ist sicherlich ein unpolitischer Uptertan gewesen, der Professor Galletti, so, wie ihn die Regierung brauchte, und nichts wird ihm ferner gelegen haben als ein Spaß, den er sich

niemals mit so ernsthaften Dingen zu machen erlaubt hätte. Hier gehts bei weitem nicht so tief wie bei dem, was die Lehrer an dem einzigen Schulvormittag Hanno Buddenbrooks sagen, jenem Vormittag, darin die ganze deutsche Schule eingefangen ist — hier schlägt nur einer Kobolz. Und da hörten sicherlich die frechsten Ruhestörer auf, Klamauk zu machen. Weil sie lachen mußten.

«Maximilian der Erste hatte die Hoffnung, den Thron auf seinem Haupt zu sehen.» Er wollte natürlich sagen: sich auf die Krone zu setzen; aber man kann sich irren. «Sie kriegten den Grumbach her, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, schlugen es ihm um den Kopf und ließen ihn laufen.» Und das wird nur noch von der unbestreitbaren Weisheit übertroffen: «Wäre Cäsar nicht über den Rubikon gegangen, so läßt sich gar nicht absehen, wohin er noch gekommen wäre.» Bei Gott: so war es.

Und abgesehen davon, daß es manchmal etwas wild hergeht: «Erst tötete Julianus sich, dann seinen Vater und dann sich» und: «Richard der Dritte ließ alle seine Nachfolger hinrichten» — am schönsten strahlt doch der «gewaltige Leuher» (so nannte sich unser Professor Michaelis immer und wir ihn auch, und Gott segne ihn, wenn er dieses hier liest!), am stärksten manifestiert sich das Gestirn Galletti, wenn er persönlich wird. Das ist gar nicht zu übertreffen.

«Der Lehrer hat immer recht, auch wenn er unrecht hat.» Lachen Sie nicht: das glaubt jeder preußische Schulrat — und so sieht er auch aus. «Als ich Sie von fern sah, Herr Hofrat Ettinger, glaubte ich, Sie wären Ihr Herr Bruder, der Buchhändler Ettinger, als Sie jedoch näher kamen, sah ich, daß Sie es selbst sind — und jetzt sehe ich nun, daß Sie doch Ihr Herr Bruder sind!» Na, Onkel Shakespeare? «Ich bin so müde, daß ein Bein das andere nicht sieht.» Na, Onkel Nestroy? Und dann, ganz Pallenbergisch: «Ich statuere mit Kant nicht mehr als zwei Kategorien unseres Denkvermögens, nämlich Zaum und Reit — ich wollte sagen: Raut und Zeim.» Und wenn dann die Klasse nur noch röchelte, dann fügte er hinzu: «Ich, der Herr Professor Uckert und ich — wir drei machten eine Reise», und dann prustete wohl selbst der Primus seine Bank voll. Bis der Lehrer aufstand, sagte: «Nächsten Dienstag ist Äquator» und das Lokal verließ.

Gewiß blühten in dem Tintengärtlein auch Kathederblüten. «Bei den Israeliten waren die Heuschrecken, was bei uns der Hafer ist» — das ist eine. Auch: «In Nürnberg werden viele Spielsachen verfertigt, unter anderen auch Juden» — eine tiefe Weisheit. Aber er war doch ein Philosoph, der Herr Professor Galletti. «Das Schwein führt seinen Namen mit Recht — denn es ist ein sehr unreinliches Tier.» Heiliger Mauthner, was sagst du nun? Daß das schon bei dem großen Lichtenberg steht —? Und wirklich erledigend ist dieser Ausspruch: «Die Gans ist das dümmste Tier; denn sie frißt nur so lange, als sie etwas findet.»

Ja, so war das. Natürlich hat das mit den richtigen Büchern von der Schule nichts zu tun: nichts mit meinem Lieblingsbuch Philippe Monniers: «Blaise, der Gymnasiast», nichts mit jener Schulgeschichte Heinrich Manns, nichts mit Freund Hein, nichts mit Hermann Hesse — dieser Galletti ist nur ein Stückchen Menschen-Original gewesen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufgehalten habe. Sie werden zu tun haben — nein, bitte, lassen Sie sich nicht stören. «Die Berliner», habe ich neulich zu meiner größten Freude bei Alfred Polgar gelesen, «sind alle intensiv mit ihrer Beschäftigung beschäftigt.» Sie sicherlich desgleichen.

Und auch ich muß gehen. Ich werde schleunigst von diesen «fremden Dingen», von diesen Allotriis absteigen und zu meiner ernsthaften Arbeit zurückkehren. Zu den Hämorrhoiden und ihren Hohenzollern. Ein Thema, wert, daß es behandelt werde. Denn wohinein steckt der deutsche Historiker am liebsten seine Nase —?

Auf Wiedersehn.

Peter Panter (1922)

(Pseudonym von  
Kurt Tucholsky)

## ES GIBT KEINEN NEUSCHNEE

Wenn du aufwärts gehst und dich hochaufatmend umsiehst, was du doch für ein Kerl bist, der solche Höhen erklimmen kann, du, ganz allein —: dann entdeckst du immer Spuren im Schnee. Es ist schon einer vor dir dagewesen.

Glaube an Gott. Verzweifle an ihm. Verwirf alle Philosophie. Laß dir vom Arzt einen Magenkrebs ansagen und wisse: es sind nur noch vier Jahre, und dann ist es aus. Glaub an eine Frau. Verzweifle an ihr. Führe ein Leben mit zwei Frauen. Stürze dich in die Welt. Zieh dich von ihr zurück...

Und alle diese Lebensgefühle hat schon einer vor dir gehabt; so hat schon einer geglaubt, gezweifelt, gelacht, geweint und sich nachdenklich in der Nase geborbt, genau so. Es ist immer schon einer dagewesen.

Das ändert nichts, ich weiß. Du erlebst es ja zum ersten Mal. Für dich ist es Neuschnee, der da liegt. Es ist aberkeiner, und diese Entdeckung ist zuerst sehr schmerzlich. In Polen lebte einmal ein armer Jude, der hatte kein Geld zu studieren, aber die Mathematik brannte ihm im Gehirn. Er las, was er bekommen konnte, die paar spärlichen Bücher, und er studierte und dachte, dachte für sich weiter. Und erfand eines Tages etwas, er entdeckte es, ein ganz neues System, und er fühlte: ich habe etwas gefunden. Und als er seine kleine Stadt verließ und in die Welt hinauskam, da sah er neue Bücher, und das, was er für sich entdeckte, gab es bereits: es ward die Differentialrechnung. Und da starb er. Die Leute sagen: an der Schwindsucht. Aber er ist nicht an der Schwindsucht gestorben.

Am merkwürdigsten ist das in der Einsamkeit. Daß die Leute im Getümmel ihre Standard-Erlebnisse haben, das willst du ja gern glauben. Aber wenn man so allein ist wie du, wenn man so meditiert, so den Tod einkalkuliert, sich so zurückzieht und so versucht, nach vorn zu sehen —: dann, sollte man meinen, wäre man auf Höhen, die noch keines Menschen Fuß je betreten hat. Und immer sind da Spuren, und immer ist einer dagewesen, und immer ist einer noch höher geklettert als du es je gekonnt hast, noch viel höher.

Das darf dich nicht entnützen. Klettere, steige, steige. Aber es gibt keine Spitze. Und es gibt keinen Neuschnee.

Kaspar Hauser (1931)

## BANGER MOMENT BEI REICHEN LEUTEN

Wenn ich bei den reichen Leuten eingeladen bin, also bei so reichen, daß es einen vor lauter Reichtum schon graust, dann ist da immer ein Augenblick, wo mir heiß wird und wo ich denke, daß mir nun gleich der Kragen platzt. Es ist alles so fein und so wunderbar herrlich: die Katzen sind noch hochmütiger als anderswo, die Hunde sind gut gezogen wie artig gebadete Kinder, das Stubenmädchen funktioniert

lautlos wie der Teetisch auf Rollen, den sie wie auf der Bühne vor sich herschiebt, die gnädige Frau spricht leise und fast halblaut, diskret, fein — alles ist selbstverständlich und gewiß nicht snobistisch, es klappt wie geölt: und ich habe das lebhafteste Bedürfnis, einmal in die Vorhalle zu gehen, mich in eine Ecke zu stellen und ganz laut: «Scheibenkleister!» zu rufen, nur, damit das innere Gleichgewicht wieder hergestellt ist. So fein geht es da manchmal zu. Was ist es —?

Also es ist zunächst und zu allerunterst: der Neid. Daran darf man nicht zweifeln. Nicht Mißgunst. Es ist die stille Wut, es nicht so weit im Leben gebracht zu haben wie jene — der tiefe Glaube, ohne den man sich ja selbstmorden müßte: genau so viel wert zu sein wie jene; die Ablehnung der Rangordnung, nach der diese den höheren Platz einnehmen, und ihre tiefste Anerkennung. Aber es ist doch noch etwas anderes.

Wenn es bei den reichen Leuten so fein zugeht, dann habe ich immer den Herzenswunsch, mir den Rock auszuziehen und zu der feinen gnädigen Frau und zu dem gnädigen Herrn zu sagen: «Kinder, nun laßt das mal alles beiseite — nun wollen wir uns einmal erzählen, wie es im menschlichen Leben wirklich zugeht —!» Aber das darf man doch nicht. («Man sieht, Herr Hauser, daß Sie noch nicht —» Komm raus in die Vorhalle.)

Sie leben wattiert. Es ist da etwas Anämisches, etwas von einem luftleeren Raum. Sie sind von der Erdkruste durch eine Schicht Geld getrennt — sie sind, *media in vita*, lebensfremd, unserm Leben fremd. Es gibt doch gewiß alte, reiche Familien, die es schon gewohnt sind, viel Geld zu haben, es zu verwalten, es verdienen zu lassen, solche, die sich höchlich wunderten, als selbstverständliche Geste etwa nicht zur Bank zu schicken: aber auch bei denen, gerade bei denen, fühle ich schärfstens, daß ihre Natürlichkeit so oft nicht natürlich ist, daß sie einen zu engen weiten Anzug tragen, der ihnen übrigens ausgezeichnet sitzt, daß ihre Gelockertheit anezogen ist, daß sich unter dem ganzen Gehabe von Selbstverständlichkeit etwas regt, das gar nicht reich ist. Ein Dickdarm ist nicht reich. Ein Herzmuskel ist nicht reich. Ein Oberschenkel ist nicht reich. Die Natur fühlt sich wohl im Reichtum — aber sie spielt das Spiel nicht mit; sie ist. Reich ist sie nicht.

Und darum dehne und strecke ich mich auf der kühlen Straße, wenn ich von den ganz reichen Leuten komme, und sage zu Paul: «Paule, wo jehn wir denn jetzt hin —?» Und dann gehn wir noch wohin und trinken einen Topf irgendeiner nassen Sache und bereden es alles miteinander und sind heilfroh, dem Backofen des Reichtums entronnen zu sein. Und für wen bin nun ich: ein Reicher? Wer beneidet mich?

Und dennoch hab ich harter Mann es immerdar gefühlt: mir ist ganz kannibalisch wohl, wenn ich wieder draußen bin.

Kaspar Hauser (1928)

(Pseudonym von  
Kurt Tscholsky)

Frau Vockerat: «Aber man muß doch seine Freude haben können an der Kunst.»

Johannes: «Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude.»

Gerhart Hauptmann

Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt er auf dem Sofa und nimmt übel.

Satire scheint eine durchaus negative Sache. Sie sagt: «Nein! Keine Satire, die zur Zeidmung einer Kriegaanleihe auffordert, ist eine. Die Satire beißt, lacht, pfeift und trommelt die große, bunte Indsknechtstrommel gegen alles, was stockt und träge ist.

Satire ist eine durchaus positive Sache. Nirgends verrät sich der Charakterlose schneller als hier, nirgends zeigt sich fixer, was ein wissenloser Hanswurst ist, einer, der heute den angreift und morgen den.

Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist: er will die Welt gut haben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.

Die Satire eines charaktervollen Künstlers, der um des Guten willen kämpft, verdient also nicht diese bürgerliche Nichtachtung und die empörte Fauchen, mit dem hierzulande diese Kunst abgetan wird.

Vor allem macht der Deutsche einen Fehler: er verwechselt dasargestellte mit dem Darstellenden. Wenn ich die Folgen der Trunksucht aufzeigen will, also dieses Laster bekämpfe, so kann ich nicht mit frommen Bibelsprüchen, sondern ich werde es am wirksamsten durch die packende Darstellung eines Mannes tun, der hoffnungslos betrunken ist. Ich hebe den Vorhang auf, der schonend über die Fäulnis gebreitet war, und sage: «Seht!» — In Deutschland nennt man dergleichen «Kraßheit». Aber Trunksucht ist ein böses Ding, sie schädigt das Volk, und nur schonungslose Wahrheit kann helfen. Und so ist das damals mit dem Weberelend gewesen, und mit der Prostitution ist es noch heute so.

Der Einfluß Krähwinkels hat die deutsche Satire in ihren so dürftigen Grenzen gehalten. Große Themen scheiden nahezu völlig aus. Der einzige «Simplizissimus» hat damals, als er noch die große, rote Bulldogge rechtens im Wappen führte, an all die deutschen Heiligener zu rühren gewagt: an den prügelnden Unteroffizier, an den fleckigen Bürokraten, an den Rohrstockpauker und an das rauhenmädchen, an den fetterhizigen Unternehmer und an den näselnden Offizier. Nun kann man gewiß über all diese Themen denken wie man mag, und es ist jedem unbenommen, einen Angriff für gerechtfertigt und einen anderen für übertrieben zu halten, aber die Berechtigung eines ehrlichen Mannes, die Zeit zu peitschen, darf nicht mit dicken Worten zunichte gemacht werden.

Übertreibt die Satire? Die Satire muß übertreiben und ist ihrem tiefsten Wesen nach ungerecht. Sie bläst die Wahrheit auf, damit sie deutlicher wird, und sie kann gar nicht anders arbeiten als nach dem Grundsatz: Es leiden die Gerechten mit den Ungerechten.

Aber nun sitzt zu tiefst im Deutschen die leidige Angewohnheit, nicht in Individuen, sondern in Ständen, in Korporationen zu denken und aufzutreten, und wehe, wenn du einer dieser zu nahe trittst. Warum sind unsere Witzblätter, unsere Lustspiele, unsere Komödien und unsere Filme so mager? Weil keiner wagt, dem dicken Kraken an den Leib zu gehen, der das ganze Land bedrückt und dadurch: fett, faul und lebensstötend.

Nicht einmal dem Landesfeind gegenüber hat sich die deutsche Satire herausgetraut. Wir sollten gewiß nicht den scheußlichen unter den französischen Kriegskarikaturen nacheifern, aber welche Kraft lag in denen, welche elementare Wut, welcher Wurf und welche Wirkung! Freilich: sie scheuten vor gar nichts zurück. Daneben hinter unsere bescheidenen Rechentafeln über U-Boot-Zahlen, taten niemandem etwas zuleide und wurden von keinem Menschen gelesen.

Wir sollten nicht so kleinlich sein. Wir alle — Volksschullehrer und Aufreiter und Professoren und Redakteure und Musiker und Ärzte und Beamte und Frauen und Volksbeauftragte — wir alle haben Fehler und komische Seiten und kleine und große Schwächen. Und wir müssen nun nicht immer gleich aufbegehren («Schlächtermeister, ahret eure heiligsten Güter!»), wenn einer wirklich einmal einen guten Witz über uns reißt. Boshaft kann er sein, aber ehrlich soll er sein. Das ist kein rechter Mann und kein rechter Stand, der nicht den ordentlichen Puff vertragen kann. Er mag sich mit denselben Mitteln dagegen wehren, er mag wiederschlagen — aber er wende sich nicht verletzt, empört, gekränkt das Haupt. Es wehte bei uns im öffentlichen Leben ein reinerer Wind, wenn nicht alle übel nähmen. So aber schwillt ständischer Dünkel zum Größenwahn an. Der deutsche Satiriker tanzt zwischen Berufsständen, Klassen, Konfessionen und Lokaleinrichtungen einen ständigen Eiertanz. Das ist gewiß recht graziös aber auf die Dauer etwas ermüdend. Die echte Satire ist blutreinigend: und wer gesundes Blut hat, der hat auch einen reinen Teint.

Was darf die Satire? Alles.

Ignaz Wrobel (1919)

MAN SOLLTE MAL . . .

Man sollte mal heimlich mitstenographieren, was die Leute so reden. Kein Naturalismus reicht da heran. Gewiß: in manchen Theaterstücken bemühen sich die Herren Dichter, dem richtigen Leben nachzuahmen — doch immer mit der nötigen epischen Verkürzung, wie das Fontane genannt hat, der sie bei Raabe vermißte, immer leicht stilisiert, für die Zwecke des Stücks oder des Buchs zurechtgemacht. Das ist nichts.

Nein, man sollte wortwörtlich mitstenographieren — einhundertundachtzig Silben in der Minute — was Menschen so schwabbeln. Ich denke, daß sich dabei folgendes ergäbe:

Die Alltagssprache ist ein Urwald — überwuchert vom Schlingengewächs der Füllsel und Füllwörter. Von dem ausklingenden «nicht wahr?» (sprich «nicha?») wollen wir gar nicht reden. Auch nicht davon, daß: «Bitte die Streichhölzer!» eine bare Unmöglichkeit ist, ein Chimborasso an Unhöflichkeit. Es heißt natürlich: «Ach, bitte, sein Sie doch mal so gut, mir eben mal die Streichhölzer, wenn Sie so freundlich sein wollen? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr!» — so heißt das.

Aber auch, wenn die Leute sich was erzählen — da gehts munter zu. Über Stock und Steine stolpert die Sprache, stößt sich die grammatikalischen Bindeglieder wund, o temporal o modil!

Das oberste Gesetz ist: der Gesprächspartner ist schwerhörig und etwas schwachsinnig — daher ist es gut, alles sechsmal zu sagen. «Darauf sagt er, er kann mir die Rechnung nicht geben! Er kann mir die Rechnung nicht geben! Sagt er ganz einfach. Na höre mal — wenn ich ihm sage, wenn ich ganz ruhig sage, Herr Wittkopp, gehm Sie mir mal bitte die Rechnung, dann kann er doch nicht einfach sagen, ich kann Ihnen die Rechnung nicht geben! Das hat er aber gesagt. Finnstes das? Sagt ganz einfach . . .» in infinitum.

Dahin gehört auch das zärtliche Nachstreicheln, das manche Leute Pointen angeidehen lassen. «Und da sieht er sie ganz traurig an und sagt: Wissen Sie was — ich bin ein alter Mann: geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre!» Pause. «Geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre. Hähäh.» Das ist wie Selterwasser, wenn es durch die Nase wiederkommt. . .

Zweites Gesetz: die Alltagssprache hat ihre eigene Grammatik. Der Berliner zum Beispiel kennt ein erzählendes Futurum. «Ich komm die Straße langjejangn — da wird mir doch der Kuhkopp nachbrilln: Un vajss nich, det Meechen den Ring zu jehml Na, da wer ick natierlich meinen linken Jummischuh auszuehen un ihn an Kopp schmeisn . . .»

Drittes Gesetz: Ein guter Alltagsdialog wickelt sich nie, niemals so ab wie auf dem Theater: mit Rede und Gegenrede. Das ist eine Erfindung der Literatur. Ein Dialog des Alltags kennt nur Sprechende — keine Zuhörenden. Die beiden Reden laufen also aneinander vorbei, berühren sich manchmal mit den Ellenbogen, das ist wahr — aber im großen und ganzen redet doch jeder seins. Dahin gehört der herrliche Übergang: «Nein.» Zum Beispiel:

«Ich weiß nicht (sehr wichtige Einleitungsredensart) — ich weiß nicht: wenn ich nicht nach Tisch meine Zigarre rauche, dann kann ich den ganzen Tag nicht arbeiten.» (Logische Lässigkeit: es handelt sich um den Nachmittag.) Darauf der andere: «Nein.» (Völlig idiotisch. Er meint auch gar nicht: nein. Er meint: mit mir ist das anders. Und fiberhaupt . . .) «Nein. Also wenn ich nach Tisch rauche, dann . . .» folgt eine genaue Lebensbeschreibung, die keinen Menschen interessiert.

Viertes Gesetz: Was gesagt werden muß, muß gesagt werden, auch wenn keiner zuhört, auch, wenn es um die entscheidende Sekunde zu spät kommt, auch wenns gar nicht mehr paßt. Was so in einer «angeregt plaudernden Gruppe» alles durcheinandergeschrien wird — das hat noch keiner mitstenographiert. Sollte aber mal einer. Wie da in der Luft nur für die lieben Engelein faule Pointen zerknallen und gute auch, wie kein Kettenglied des allgemeinen Unterhaltungsgeschreis in das andere einhakt, sondern alle mit weitgeöffneten Zangen etwas suchen, was gar nicht da ist: lauter Hüte ohne Kopf, Schnürsenkel ohne Stiefel, Solo-Zwillinge . . . das ist recht merkwürdig.

Ungeschriebene Sprache des Alltags! Schreibe sie doch einmal einer! Genau so, wie sie gesprochen wird: ohne Verkürzung, ohne Beschönigung, ohne Schminke und Puder, nicht zurechtgemacht! Man sollte mitstenographieren.

Und das so Erraffte dann am besten in ein Grammophon sprechen, es aufziehen und denen, die gesprochen haben, vorlaufen lassen. Sie wendeten sich mit Grausen und entliefen zu einem schönen Theaterstück, wissen Sie, so eins, Fritz, nimm die Beine da runter, wo man so schön natürlich spricht, reine wie im Leben, haben Sie eigentlich die Bergner, find ich gar nicht, na also, mir ist sie zu . . .

Man sollte mitstenographieren.

Peter Panter (1927)

(Pseudonyme von Kurt Tucholsky)

Jetzt, wo alle Leute den Krieg liquidieren; wo die letzten Erinnerungen zu Büchern gerinnen; wo leise, ganz leise die Zeit herankommt, da aus den Helden von gestern die Invaliden von morgen werden... da möchte denn einer sein Gewissen erleichtern, die Höhensonne bringt es an den Tag, es muß heraus, er hat es getragen siebzehn Jahr, nicht länger trägt er es mehr — aber hören wir ihn selbst:

«Vierzehn Tage vor der Versetzung nach Obersekunda wankte ich herum und gab Mamachen zu, daß es schiefe gegangen sei. Sitzengeblieben... Schülerelbstmorde kamen damals gerade auf, aber ich trug sie noch nicht — und um diese Versetzung war es besonders schade: sollte sie doch das Einjährige bringen, die Berechtigung zum Königlich Einjährig-Freiwilligen-Dienst — und weil es mit den Verben auf „*endgültig nicht klappte* und bei den Gleichungen mit drei Unbekannten ein kleiner Ausrutscher zu verzeichnen stand, winkten zwei Jahre Dienstzeit. (Ich wußte damals noch nicht, daß es vier werden sollten.) Mamachen war nicht beglückt, und ich bekam ein paar hinter die Ohren. («In Ihrem Alter — Wie alt waren Sie damals? — Ich als Vater... Sie als Sohn... Erlauben Sie mal, gerade vom Standpunkt der pädagogischen Propädeutik... ich gehe von dem Standpunkt aus... meine Einstellung ist irgendwie...») — also wer nu hier? Ihr oder ich? Ich!) bekam also ein paar hinter die Ohren. Das war am 14. März. Am 18. war Zensurenverteilung, aber der 18. sah mich nicht in der Aula, wo die Klassen rauschend aufstanden, um zu hören, wer versetzt worden sei... begossenen Gemütes zogen die Sitzengebliebenen, Verachteten, Ausgestoßenen, Nichtmehrdazugehörigen in ihre Klassenzimmer... Ich war nicht dabei. Ich lag zu Hause im Bett und spielte den eingebildeten Kranken, was ich so besorgte, daß ich wirklich krank wurde. Zwei Tage später kroch ich in die Bellevuestraße und holte mir vom Schulpedell mein Zeugnis.

Die Klippschule lag da, wo heute der Reichswirtschaftsrat seine Existenzberechtigung dadurch nachweist, daß er da ist — ich zotelte den langen Gang hinunter und traute mich gar nicht zu dem Kastellan hinein, der so eine Art Mittelding zwischen Feldwebel und Direktor war... Aber wider Erwarten freundlich gab er mir mein Zeugnis. Ich sah es an — und wollte es ihm zurückgeben. Das war nicht mein Zeugnis. Das war das Zeugnis eines, der versetzt worden war. Ich, ich war sitzengeblieben.

Da stand jedoch: Kaspar Hauser, und das war ich, und ich sah das Zeugnis an, und dann den Schuldieners (der wahrscheinlich heute Studienwachtmeister heißt), und dann ging ich ganz schnell wieder hinaus, aus Angst, sie könnten die Sache wieder rückgängig machen — und dann stelzte ich den langen Gang wieder herunter, froh, vergnügt, großer Mann... als ich auf der Bellevuestraße ankam, machte ich ein Gesicht wie: «Natürlich — was ist denn dabei? Ich habe mir nur mein Einjähriges abgeholt...!» Da hatte ich es — das Einjährige.

Dann nahmen die Verben auf „*an Schwierigkeiten zu*, die Trigonometrie auch, meine deutschen Aufsätze ließen mich erkennen, daß es nicht genügt, seine Muttersprache zu lieben — nein, man muß sie auch so schreiben, wie sich greise Schulumtskandidaten den deutschen Stil vorstellen. Adh von Groll gegen meine Lehrer ist nichts zurückgeblieben, ich habe ihn zerlacht und sie vergessen, alle miteinander. Und als es gar zu schlimm mit den deutschen Aufsätzen wurde, da setzte eine dicke IV meinem Streben einen Riegel vor; ich blieb nun wirklich sitzen, und mit den Augen die hoffnungslos in die Ferne gerückte Unterprima musternd, ging ich von der Schule ab. Und arbeitete weiter, um das Abitur als Externer zu bestehen.

Heute, wo trotz der übertriebenen Angst der Schüler und des lächerlichen Respekts der Eltern vor der «Bildung» so viel kleine Revolverschüsse langsam eine Reform des Unterrichts erzwingen, heute ist das ja alles anders. Aber damals wurde derjenige, der ein Abitur als Externer bauen wollte, wie ein Verbrecher behandelt; man kam sich vor, als stehe man als Entlastungszeuge vor einem Staatsanwalt... so etwa war die Atmosphäre. Ich arbeitete wie ein Neger.

«Kaspar», sagte mein Pauker eines Tages zu mir... also «Pauker» ist ein Kosewort; ich verdanke dem Mann sehr, sehr viel; er war ein wunderherrlicher Einpauker, weil er den Betrieb nicht ernster nahm, als unbedingt nötig, und wenn er dieses liest, dann wollen wir in Gedanken miteinander anstoßen, womit er will: mit einem sanften Burgunder oder einem scharfen schwedischen Schnaps — auf alle Fälle: Prost! — «Kaspar», sagte er zu mir, «in einem halben Jahr steigt das Examen. Das ist eine Nervenfrage. Wer garantiert uns, daß Sie wirklich alles aufgaben, was ich Ihnen eingetrichtert habe? Das mit der Hyperbel und Joachim Friedrich und mit den Nebenflüssen der Tunguska, kurz das, was einen gebildeten Menschen ausmacht, lachen Sie nicht! Wer garantiert uns, daß Sie nicht schlapp machen und da auf einmal alles vergessen, was Sie hier so schön gewußt haben? Niemand garantiert uns das. Infolgedessen wollen wir eine Generalprobe machen!» — «Wollen wir uns einen Schulrat engagieren, der mich zu Hause prüft?» schlug ich vor. «Af-

fe», sagte der Pauker. «Sie gehen hin und machen als Probe das Einjährige.» — «Ich habe das Einjährige», sagte ich. «Da machen Sie es eben noch einmal!» sagte der Pauker. «Wo?» sagte ich. «Vor der Kommission in der Heidestraße», sagte der Pauker. Bei Gott, dies geschah.

Lieber Panter, Sie werden meinen wirklichen Namen nicht in die Tante Voß setzen, denn vielleicht findet sich ein schneidiger junger Herr bei der Staatsanwaltschaft, der, während gerade kein Gotteslästerungsprozeß steigt, sich mit dieser Sache eine gute Nummer verdienen will... ich legte also der Militärkommission am Lehrter Bahnhof meine Papiere vor, alle — mit Ausnahme des Einjährigen aus der Bellevuestraße. Das behielt ich zu Hause. Und ich wurde zum Examen zugelassen. Und ich ging in dieses Examen.

Neben mir saßen durchgefallene Fähnriche aus den Pressen, gebildete Arbeiter, die sich ihre geistige Arbeit von den Nachtstunden abgetrotzt hatten — vor uns saßen schneidige Offiziere und einige traurige Zivilisten, und so wurden wir geprüft. Es ging sehr scharf her, von den zwölf jungen Herren kamen nur zwei durch — der andere war ein gewisser Salter, der Mann ist später trotz des Einjährigen vor die Hunde gegangen. Der eine war ich. Dies war meine Generalprobe für das Abitur.

Und da sitze ich nun und habe also zwei Einjährige, und vielleicht hat deswegen der Krieg so lange gedauert, und ich mußte es einmal erzählen, denn außer dem braven Lehrer weiß den Schmutz keiner, und es hat mich bedrückt, und nie getraue ich mich zu einem Psychoanalytiker — denn dann käme es heraus, dies und noch vieles andere — und ich sitze da mit meinen beiden Einjährigen und möchte mal fragen, ob vielleicht keiner das andere haben will...?»

Dies ist der Bericht des Mannes, der zwei Einjährige hat. Ergreift sein Sohn einmal die Laufbahn des mittleren Handwerkers, dann kann er dem ja das zweite mitgeben. Weil man doch ohne Examen nicht arbeiten darf, hierzulande.

## DER PRIMUS

Peter Panter (1929)

In einer französischen Versammlung neulich in Paris, wo es übrigens sehr deutschfreundlich herging, hat einer der Redner einen ganz entzückenden Satz gesagt, den ich mir gemerkt habe. Er sprach von dem Typus des Deutschen, analysierte ihn nicht ungeschickt und sagte dann, so ganz nebenbei: «Der Deutsche gleicht unserm Primus in der Klasse.» Wenn es mir die Leipziger Neuesten Nachrichten nicht verboten hätten, hätte ich Hurra! gerufen.

Können Sie sich noch auf unsern Klassenprimus besinnen? Kein dummer Junge, beileibe nicht. Fleißig, exakt, sauber, wußte alles und konnte alles und wurde — zur Förderung der Disziplin — vom Lehrer gar nicht gefragt, wenn ihm an der Nasenspitze anzusehen war, daß er diesmal keine Antwort wußte. Der Primus konnte alles so wie wir andern, wenn wir das Buch unter der Bank aufgeschlagen hatten und ablesen. Meist war er nicht mal ein ekelhafter Musterknabe (das waren die Streber auf den ersten Plätzen, die gern Primus werden wollten) — er war im großen ganzen ein ganz netter Mensch, wenn auch eine leise Würde von ihm sanft ausstrahlte, die einen die letzte Kameradschaft niemals empfinden ließ. Der Primus arbeitete wirklich alles, was aufgegeben wurde, er arbeitete mit Überzeugung und Pflichtgefühl, er machte seine Arbeit um der Arbeit willen, und er machte sie musterhaft.

Schön und gut.

Da waren aber noch andre in der Klasse, die wurden niemals Primus. Das waren Jungen mit Phantasie (kein Primus hat Phantasie) — Jungen, die eine fast intuitive Auffassungsgabe hatten, aber nicht seine Leistungsfähigkeit, Jungen mit ungleicher Arbeitskraft, schwankende, ewig ein wenig suspekten Gestalten. Sie verstanden ihre Dichter oder ihre Physik oder ihr Englisch viel besser als die andern, besser als der ewig gleich arbeitsame Primus und mitunter besser als der Lehrer. Aber sie brachten es zu nichts. Sie mußten froh sein, wenn man sie überhaupt versetzte.

Es müßte einmal aufgeschrieben werden, was Primi so späterhin im Leben werden. Es ist ja nicht grade gesagt, daß nur der Ultimus ein Newton wird, und daß es schon zur Dokumentierung von Talent oder gar Genie genügt, in der Klasse schlecht mitzukommen. Aber ich glaube nicht, daß es viele Musterschüler geben wird, die es im Leben weiter als bis zu einer durchaus mittelmäßigen Stellung gebracht haben.

Der Deutsche, wie er sich in den Augen eines Romanen spiegelt ist zu musterhaft. Pflicht — Gehorsam — Arbeit: es wimmelt nur so von solchen Worten bei uns, hinter denen sich Eitelkeit, Grausamkeit und Überheblichkeit verbergen. Das Land will seine Kinder alle zum Primus erziehen. Frankreich seine, zum Beispiel, zu Menschen England: zu Männern. Die Tugend des deutschen Primus ist ein Lafter, sein Fleiß eine unangenehme Angewohnheit, seine Artigkeit Mangel an Phantasie. In der Aula ist er eine große Nummer, und auch vor dem Herrn Direktor. Draußen zählt das alles nicht gar so sehr. Deutschland, Deutschland, über alles kann man dir hinwegsehen — aber daß du wirklich nur der Primus in der Welt bist: das ist...

## DIE ZENTRALE

Die Zentrale weiß alles besser. Die Zentrale hat die Übersicht, den Glauben an die Übersicht und eine Kartothek. In der Zentrale sind die Männer mit unendlichem Stunk untereinander beschäftigt, aber sie klopfen dir auf die Schulter und sagen: «Lieber Freund, Sie können das von Ihrem Einzelposten nicht so beurteilen! Wir in der Zentrale...»

Die Zentrale hat zunächst eine Hauptsorge: Zentrale zu bleiben. Gnade Gott dem untergeordneten Organ, das wagte, etwas selbständig zu tun! Ob es vernünftig war oder nicht, ob es nötig war oder nicht, ob es da gebrannt hat oder nicht —: erst muß die Zentrale gefragt werden. Wofür wäre sie denn sonst Zentrale! Dafür, daß sie Zentrale ist! merken Sie sich das. Mögen die draußen sehen, wie sie fertigwerden!

In der Zentrale sitzen nicht die Klugen, sondern die Schlaunen. Wer nämlich seine kleine Arbeit macht, der mag klug sein — schlau ist er nicht. Denn wäre ers, er würde sich darum drücken, und hier gibt es nur ein Mittel: das ist der Reformvorschlag. Der Reformvorschlag führt zur Bildung einer neuen Abteilung, die — selbstverständlich — der Zentrale unterstellt, angegliedert, beigegeben wird... Einer hackt Holz, und dreiunddreißig stehen herum — die bilden die Zentrale.

Die Zentrale ist eine Einrichtung, die dazu dient, Ansätze von Energie und Tatkraft der Unterstellten zu deppen. Der Zentrale fällt nichts ein, und die andern müssen es ausführen. Die Zentrale ist eine Kleinigkeit unfehlbarer als der Papst, sieht aber lange nicht so gut aus.

Der Mann der Praxis hats demgemäß nicht leicht. Er schimpft furchtbar auf die Zentrale, zerreißt alle ihre Ukase in kleine Stücke und wischt sich damit die Augen aus. Dies getan, heiratet er die Tochter eines Obermimen, avanciert und rückt in die Zentrale auf, denn es ist ein Avancement, in die Kartothek zu kommen. Dort selbst angelangt, räuspert er sich, rückt an der Krawatte, zieht die Manschetten grade und beginnt zu regieren: als durchaus gotteingesetzte Zentrale, voll tiefer Verachtung für die einfachen Männer der Praxis, tief im unendlichen Stunk mit den Zentralkollegen — so sitzt er da wie die Spinne im Netz, das die andern gebaut haben, verhindert gescheite Arbeit, gebietet unvernünftige und weiß alles besser.

(Diese Diagnose gilt für Kleinkinderbewahranstalten, Außenministerien, Zeitungen, Krankenkassen, Forstverwaltungen und Banksekretariate, und ist selbstverständlich eine herzhaft übertriebene, die für einen Betrieb nicht zutrifft: für deinen.)

(1925)

## DER MENSCH

Der Mensch hat zwei Beine und zwei Überzeugungen: eine, wenns ihm gut geht, und eine, wenns ihm schlecht geht. Die letztere heißt Religion.

Der Mensch ist ein Wirbeltier und hat eine unsterbliche Seele, sowie auch ein Vaterland, damit er nicht zu übermütig wird.

Der Mensch wird auf natürlichem Wege hergestellt, doch empfindet er dies als unnatürlich und spricht nicht gern davon. Er wird gemacht, hingegen nicht gefragt, ob er auch gemacht werden wolle.

Der Mensch ist ein nützliches Lebewesen, weil er dazu dient, durch den Soldatentod Petroleumaktien in die Höhe zu treiben, durch den Bergmannstod den Profit der Grubenherren zu erhöhen, sowie auch Kultur, Kunst und Wissenschaft.

Der Mensch hat neben dem Trieb der Fortpflanzung und dem, zu essen und zu trinken, zwei Leidenschaften: Krach zu machen und nicht zuzuhören. Man könnte den Menschen gradezu als ein Wesen definieren, das nie zuhört. Wenn er weise ist, tut er damit recht: denn Gescheites bekommt er nur selten zu hören. Sehr gern hören Menschen: Versprechungen, Schmeicheleien, Anerkennungen und Komplimente. Bei Schmeicheleien empfiehlt es sich, immer drei Nummern gröber zu verfahren, als man es gerade noch für möglich hält.

Der Mensch gönnt seiner Gattung nichts, daher hat er die Gesetze erfunden. Er darf nicht, also sollen die andern auch nicht.

Um sich auf einen Menschen zu verlassen, tut man gut, sich auf ihn zu setzen; man ist dann wenigstens für diese Zeit sicher, daß er nicht davonläuft. Manche verlassen sich auch auf den Charakter.

Der Mensch zerfällt in zwei Teile:

In einen männlichen, der nicht denken will, und in einen weiblichen, der nicht denken kann. Beide haben sogenannte Gefühle; man ruft diese am sichersten dadurch hervor, daß man gewisse Nervenpunkte des Organismus in Funktion setzt. In diesen Fällen sondern manche Menschen Lyrik ab.

Der Mensch ist ein pflanzen- und fleischfressendes Wesen; auf Nordpolfahrten frißt er hier und da auch Exemplare seiner eigenen Gattung; doch wird das durch den Faschismus wieder ausgeglichen.

Der Mensch ist ein politisches Geschöpf, das am liebsten zu Klumpen geballt sein Leben verbringt. Jeder Klumpen haßt die andern Klumpen, weil sie die andern sind, und haßt die eignen, weil sie die eignen sind. Den letzteren Haß nennt man Patriotismus.

Jeder Mensch hat eine Leber, eine Milz, eine Lunge und eine Fahne; sämtliche vier Organe sind lebenswichtig. Es soll Menschen ohne Leber, ohne Milz und mit halber Lunge geben; Menschen ohne Fahne gibt es nicht.

Schwache Fortpflanzungstätigkeit facht der Mensch gern an, und dazu hat er mancherlei Mittel: den Stierkampf, das Verbrechen, den Sport und die Gerichtspflege.

Menschen miteinander gibt es nicht. Es gibt nur Menschen, die herrschen, und solche, die beherrscht werden. Doch hat noch niemand sich selber beherrscht; weil der opponierende Sklave immer mächtiger ist als der regierungssüchtige Herr. Jeder Mensch ist sich selber unterlegen.

Wenn der Mensch fühlt, daß er nicht mehr hinten hoch kann, wird er fromm und weise; er verzichtet dann auf die sauern Trauben der Welt. Dieses nennt man innere Einkehr. Die verschiedenen Altersstufen des Menschen halten einander für verschiedene Rassen: Alte haben gewöhnlich vergessen, daß sie jung gewesen sind, oder sie vergessen, daß sie alt sind, und Junge begreifen nie, daß sie alt werden können.

Der Mensch möchte nicht gern sterben, weil er nicht weiß, was dann kommt. Bildet er sich ein, es zu wissen, dann möchte er es auch nicht gern, weil er das Alte noch ein wenig mitmachen will. Ein wenig heißt hier: ewig.

Im übrigen ist der Mensch ein Lebewesen, das klopft, schlechte Musik macht und seinen Hund bellen läßt. Manchmal gibt er auch Ruhe, aber dann ist er tot.

Neben den Menschen gibt es noch Sachsen und Amerikaner, aber die haben wir noch nicht gehabt und bekommen Zoologie erst in der nächsten Klasse.

(1931)

Kurt Tucholsky

(1890 - 1935)

B.Traven

1925 erhielt der Leiter des Verlags der Büchergilde ein deutschsprachiges Manuskript eines bis anhin unbekanntes Autors aus Mexiko (Tampico, Postfach 1208) zugesandt, der jede Angabe zur Person verweigerte und mit B.Traven signierte, ohne auch nur zu verraten, was das B. dieses Pseudonyms bedeuten solle. Der Text hiess "Das Totenschiff" und war mit amerikanischen Ausdrücken gespickt. In seinem Begleitbrief schrieb der unbekanntes Autor, es handle sich um eine Uebersetzung aus dem Englischen.

Im gleichen Jahr schickte B.Traven auch den Roman "Die Baumwollpflücker" an einen anderen deutschen Verlag. Beide Manuskripte wurden 1926 gedruckt und waren von da an grosse Erfolge mit immer wieder neuen Auflagen.

B.Traven schickte nun - neben kleineren Erzählungen - weitere Romane aus Mexiko an seine Verleger:

Der Schatz der Sierra Madre (1927)

Die Brücke im Dschungel (1929)

Die weisse Rose (1929)

Der Karren (1931)

Regierung (1931)

Der Marsch ins Reich der Caoba (1933)

Die Troza (1936)

Die Rebellion der Gehenkten (1936)

Ein General kommt aus dem Dschungel (1940)

Die Romane ab 1933 konnten in Deutschland, wo die Nazis all seine Werke verbrennen liessen, erst nach 1945 wieder verkauft werden.

Aslan Norval (1960) ist ein Spätwerk Travens, das in den USA spielt.

Mehrere seiner Werke wurden verfilmt, z.B. "Das Totenschiff", "Der Schatz der Sierra Madre" und "Die Rebellion der Gehenkten".

Viele Journalisten und Literaturwissenschaftler sind immer wieder der Frage nachgegangen, wer sich hinter dem Pseudonym B.Traven versteckt.

Ausgehend vom Bericht über eine Expedition in Chiapas, über welche B.Traven das Buch "Land des Frühlings" schrieb, führte die Spur zu dem zurückgezogen in Mexiko lebenden T.Torsvan. Dieser Name ist aber ebenso fingiert wie der von Hal Croves, der bei den Verfilmungen jeweils als Bevollmächtigter Travens auftrat.

Schliesslich mehrten sich die Stimmen, die hinter Traven den aus Deutschland geflohenen Ret Marut erkannten. Ret Marut war Schauspieler in Düsseldorf, mit wenig Erfolg, und publizierte daneben ebenso erfolglose Romane und Erzählungen. Bekannt wurde er erst in der Zeit des 1. Weltkriegs, als er die pazifistische Zeitschrift "Der Ziegelbrenner" im Selbstverlag herausgab.

In der deutschen Revolution, insbesondere in der kurzlebigen Münchner Räterepublik, spielte Ret Marut beim Versuch, das Pressewesen revolutionären Zwecken dienlich zu machen, eine wichtige Rolle. Er wurde von den konterrevolutionären Truppen gefangengenommen, konnte aber kurz vor seiner Erschiessung entfliehen. Dann verliert sich seine

Spur, bis er 1923 in London auftaucht. Dort, wie schon früher in Deutschland, machte Ret Marut geltend, um 1890 in San Francisco geboren zu sein. Die dortigen Geburtsregister wurden 1906 durch ein Erdbeben zerstört. Die amerikanischen Behörden anerkannten diese Herkunft jedoch nicht, sodass Marut/Traven zeit seines Lebens, ähnlich wie seine Romanfigur G.Gale im "Totenschiff", ohne amtlich bestätigte Identität blieb. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1969 erklärte B.Traven Torsvan, (so hiess er in seinen mexikanischen Papieren), dass er Ret Marut gewesen sei.

Nach dieser Entschlüsselung stellt sich jedoch immer noch die Frage, wer denn Ret Marut war. Die bisherigen Forschungen vertreten verschiedene Thesen, u.a. diejenige, dass Ret Marut als Sohn einer Schauspielerin ein - je nach These direkter oder indirekter - Spross des Hauses Hohenzollern sei. Der Amerikaner W.Wyatt verfolgt die Spur Travens zurück ins deutsch-polnische Grenzgebiet und behauptet die Identität mit dem Arbeitersohn Otto Albert Max Feige. All diese Thesen sind bis jetzt nicht schlüssig beweisbar, es gibt für jede dieser Theorien bloss einige mehr oder weniger plausible Hinweise. So ist es B.Traven gelungen, sein Geheimnis mit ins Grab zu nehmen, und der Leser seines Werks muss sich an seine Empfehlung halten, den Autor aus seinem Werk heraus zu verstehen und nicht umgekehrt.

## Isaak Emmanuilowitsch Babel

Geboren am 1. /13. Juli 1894 in Odessa in der Vorstadt Moldawanka; erschossen am 27. Januar 1940 in Moskau.

Autor von Romanen, Theaterstücken und Erzählungen. Er wurde in einer armen jüdischen Familie geboren und überlebte den Odessaer Judenpogrom von 1905. Sein Großvater gehörte jedoch zu den über 300 Opfern. Höhere Bildung blieb ihm verwehrt, weil viele Schulen die Zahl jüdischer Schüler begrenzten, ungeachtet ihrer Begabungen.

Babel studierte in Kiew und zog nach Petrograd (später Leningrad, heute Sankt Petersburg). Dort lernte er sein literarisches Vorbild Maxim Gorki kennen.

Im ersten Weltkrieg war er zunächst Frontsoldat, dann Übersetzer für den Geheimdienst. Im Lauf der russischen Revolution war Babel ab 1917 Mitglied im regionalen Komitee der Bolschewiki in Odessa, einer Einheit zur Requirierung von Nahrungsmitteln, im Narkompros (Kommissariat für Erziehung und Bildung) sowie Reporter für Zeitungen in den Städten Tiflis und St. Petersburg. Am 9. August 1919 heiratete er Jewgenija Gronfein in Odessa.

Im Jahr 1920 meldete er sich auf dem Höhepunkt des russischen Bürgerkriegs als Freiwilliger zur Roten Armee und wurde als Kriegsberichterstatter der Reiterarmee des Generals Budjonny zugeteilt. Er wurde Zeuge des erfolglosen Versuches dieser Reiterarmee, das polnische Kernland zu besetzen, nachdem der Vorstoß der polnischen Armee auf dem Territorium der Ukraine vorher erfolgreich abgewehrt worden war. Babels ehrliche, ungeschönte und sprachkräftige Beschreibung der Brutalität des Krieges begeisterten seine Leser, verärgerten aber General Budjonny. Nur dank Gorkis Eingreifen unterblieb das Einstampfen des Buches „Die Reiterarmee“, das sofort in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Babel kehrte nach Odessa zurück und publizierte Kurzgeschichten. Er schloss Freundschaft mit dem Schriftsteller Ilja Ehrenburg. 1925 emigrierte seine erste Frau Jewgenija Gronfein nach Paris.

Als Stalin den Einheits-Kunststil des "Sozialistischen Realismus" vorschrieb, zog sich Babel aus dem öffentlichen Leben zurück und veröffentlichte nur noch wenige Arbeiten.

1935 reiste Babel nach Paris und hielt dort eine Ansprache auf dem Kongress antifaschistischer Schriftsteller. Nach seiner Rückkehr arbeitete er mit dem Filmregisseur Sergei Eisenstein zusammen und war Mitarbeiter an Drehbüchern verschiedener sowjetischer Filme.

Am 5. Mai 1939 wurde er ins Gebäude des NKWD, die berühmte Polizeikasernen Lubjanka, abtransportiert.



Polizeifoto Isaak Babels, Mai 1939

Nach einem erzwungenen Geständnis zu angeblichen Kontakten mit „Staatsfeinden“, das er vor Gericht widerrief, wurde er am 26. Januar 1940 zum Tod verurteilt und am Tag darauf im Gefängnis Butyrka erschossen. Seine zweite Frau, Antonina Nikolajewna Piroshkowna, erfuhr dies erst 15 Jahre später. Vorher wurde ihr immer wieder gesagt, er lebe noch. Babels Manuskripte beschlagnahmte der NKWD und verbrannte sie.

Nach dem Tod Stalins, am 23. Dezember 1954, wurde Babel öffentlich von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen freigesprochen. Dies ermöglichte die erneute Veröffentlichung seiner erhalten gebliebenen Werke ab 1957, von denen viele in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden.

# Ödön von Horváth

Geboren bin ich am 9. Dezember 1901, und zwar in Fiume an der Adria, nachmittags um dreiviertelfünf (nach einer anderen Überlieferung um halbfünf). Als ich zweiunddreißig Pfund wog, verließ ich Fiume, trieb mich teils in Venedig und teils auf dem Balkan herum und erlebte allerhand, u. a. die Ermordung S. M. des Königs Alexanders von Serbien samt seiner Eehälfte. Als ich 1,20 Meter hoch wurde, zog ich nach Budapest und lebte dort bis 1,21 Meter. War dortselbst ein eifriger Besucher zahlreicher Kinderspielplätze und fiel durch mein verträumtes und hohhaftes Wesen unliebenswert auf. Bei einer ungefähren Höhe von 1,52 erwachte in mir der Eros, aber vorerst ohne mir irgendwelche besondere Scherereien zu bereiten – (meine Liebe zur Politik war damals bereits ziemlich vorhanden).

Mein Interesse für Kunst, insbesondere für die schöne Literatur, regte sich relativ spät (bei einer Höhe von rund 1,70), aber erst ab 1,79 war es ein Drang, zwar kein unwiderstehlicher, jedoch immerhin. Als der Weltkrieg ausbrach, war ich bereits 1,67 und als er dann aufhörte bereits 1,80 (ich schoß im Krieg sehr rasch empor). Mit 1,69 hatte ich mein erstes ausgesprochen sexuelles Erlebnis – und heute, wo ich längst aufgehört habe zu wachsen (1,84), denke ich mit einer sanften Wehmut an jene ahnungsschwangeren Tage zurück.

Heut geh ich ja nurmehr in die Breite – aber hierüber kann ich Ihnen noch nichts mitteilen, denn ich bin mir halt noch zu nah.

Ich wurde in Fiume geboren, bin in Belgrad, Budapest, Preßburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Paß – aber »Heimat«? Kenn ich nicht. Ich bin eine typisch altösterreichisch-ungarische Mischung: magyarisch, kroatisch, deutsch, tschechisch – mein Name ist magyarisch, meine Muttersprache ist deutsch. Ich spreche weitaus am besten Deutsch, schreibe nurmehr Deutsch, gehöre also dem deutschen Kulturkreis an, dem deutschen Volke. Allerdings: der Begriff »Vaterland«, nationalistisch gefälscht, ist mir fremd... Also, wie gesagt: Ich habe keine Heimat und leide natürlich nicht darunter, sondern freue mich meiner Heimatlosigkeit, denn sie befreit mich von einer unnötigen Sentimentalität.

- 1919 Oedön von Horváth kommt in die Obhut eines Onkels nach Wien und besucht dort das Realgymnasium.  
Sommer: Abitur in Wien; anschliessend Uebersiedlung nach München.  
Herbst: Immatrikulation an der Universität in München
- 1923 Mit 22 Jahren zieht er in das Landhaus seiner Eltern nach Murnau. Intensive schriftstellerische Arbeit, doch vernichtet er fast alle seiner Manuskripte. Neben kurzen Prosaskizzen Niederschrift der "Sportmärchen", die - 1924 und später - in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen gedruckt werden.
- 1924-1928 Horváth schreibt viel. Veröffentlichung zahlreicher kleiner Werke.
- 1929 Der Ullstein-Verlag bietet ihm einen Vertrag und damit die Möglichkeit, als freier Schriftsteller zu leben.  
13. Oktober: "Sladek der schwarze Reichswehrmann" gelangt zur Uraufführung und provoziert heftige Angriffe der Nationalsozialisten.
- 1931 4. Juli: Aufführung einer entpolitisierten Fassung der "Italienischen Nacht". Horváth erklärt, dass er soeben die "Geschichten aus dem Wiener Wald" abgeschlossen habe, an denen er lange Zeit gearbeitet hatte. Er wird erneut von den Nationalsozialisten angegriffen.  
Herbst: Auf Vorschlag von Carl Zuckmayer erhält er den Kleist-Preis.  
2. November: Die Uraufführung von "Geschichten aus dem Wiener Wald" am Deutschen Theater in Berlin wird zu einem entscheidenden Erfolg.
- 1933 Seine Popularität in der Bevölkerung wächst. "Glaube Liebe Hoffnung" wird in Berlin von den Nazis abgesetzt. Auch andere geplante Aufführungen an deutschen Bühnen finden nicht mehr statt. Das Haus seiner Eltern wird von der SA durchsucht. Um die ungarische Staatsbürgerschaft zu behalten, muss Oedön nach Budapest reisen.
- 1934 Horváth reist nach Berlin, um den Nationalsozialismus zu studieren, da er ein Theaterstück über dieses Thema plant.
- 1936 In rascher Folge entstehen die Stücke "Figaro lässt sich scheiden" und "Don Juan kommt aus dem Krieg".  
Als er im August seine Eltern in Possenhofen besucht, wird ihm mitgeteilt, dass ihm die Aufenthaltsbewilligung entzogen sei und er binnen 24 Stunden Deutschland zu verlassen habe.
- 1937 Im Herbst erscheint in Amsterdam der Roman "Jugend ohne Gott" und wird ein ausserordentlicher Erfolg; zahlreiche ausländische Agenturen erwerben Uebersetzungsrechte.
- 1938 Starke Depressionen, Unzufriedenheit im Künstlerischen, verstärkt durch finanzielle Sorgen, hindern Horváth an der Verwirklichung weiterer Pläne.  
Er reist quer durch Europa: Budapest-Jugoslawien-Triest-Venedig-Mailand-Zürich-Brüssel-Amsterdam-Paris  
1. Juni: Oedön von Horváth hat die Absicht, am nächsten Morgen nach Zürich zu reisen. Gegen 19.30 Uhr wird er durch einen stürzenden Baum, gegenüber dem Théâtre Marigny getötet.  
7. Juni: Bestattung auf dem Friedhof St. Ouen, im Norden von Paris.

## Vom unartigen Ringkämpfer

War das ein unartiger Ringkämpfer!

Wie der kratzte, fauchte, biß und schlug! Haare ausriß, Bein stellte und Finger brach (selbst wenn der Gegner nur seine Hälfte wog!) – bei Gott! es war platterdings das unsportlichste Ungeheuer, das jemals die Matte entweihte!

Und wie eitel er war!

Sah über alles hinweg (wohl weil sein kurzes Köpfchen kraft seines Corpus alles überragte) und sprach nur mit dem Spiegel, vor dem er gar gerne, manchmal sogar schäkernd, seine Muskeln spielen ließ. Und als er sieben Jahre unbesiegt blieb, schwor er schier jeden Eid, daß es vor ihm noch nie einen Weltmeister gegeben habe.

Eines Abends nun kam er an einem alten Kloster vorbei, dessen Kirchlein sich einst einen Turm gebaut, wohl um des lieben Gottes Stimme besser erhören zu können. Und rings um das Zifferblatt auf seiner Stirne mahnten die Worte aus Stein:

»Unser Herr Tod  
Kennt kein Gebot«

Als dies der unartige Weltmeister las, da fuhr ihm die Schlange Übermut ganz in den Bauch und juckte ihn dortselbst derart, daß er mit seinen Riesen Händen das Türmlein um den Hals packte; und feist grinsend preßte er dessen Kehle zu – bis die Turmspitze entseelt herabhing, wie eines Erhängten Kopf in Zipfelmütze.

Nach dieser Untat verschwand unser starker Mann überaus befriedigt in dem Gasthof um die Ecke, zum »Asketen Sport«. Dort trank er roten und weißen Ungarwein und ließ die Päpstin der Amazonen hochleben – denn dies war die einzige Frau, die er schätzte.

Und als er sie das siebenundsiebzigstmal hochleben ließ, da ward er plötzlich von dem Verlangen nach jener Einsiedelei geplagt, von der die Sage geht, daß man sie meistens nur durch einen hinteren Ausgang erreichen kann. Dort schrieb er, während er sich entleerte, mit Kreide an die Wand:

»Unser Herr Tod  
Kennt kein Gebot«

Da traf ihn der Schlag.

Ein anderer Weltmeister war eingetreten und legte den unartigen Ringkämpfer auf beide Schultern, obwohl er körperlich weit leichter war, denn er bestand ja nur aus Knochen –

Aber er besaß eine brillante Technik!!

## Vom artigen Ringkämpfer

Manche Menschen besitzen das Pech, zu spät geboren worden zu sein. Hätte zum Beispiel der Ringkämpfer, den dies Märlein des öfteren ringen sah, Sonne und Sterne nur tausend Jahre früher von der Erde aus erblickt, so wäre er wahrscheinlich Begründer einer Dynastie geworden – so aber wurd er nur Weltmeister.

Nichtsdestotrotz war er artig gegen jedermann. Selbst gegen unartige Gegner, selbst gegen ungerechte Richter. Nie hörte man ihn murren – er verbeugte sich höflich und rang bescheiden weiter; und legte alles auf beide Schultern.

So ward er Beispiel und Ehrenmitglied aller Ringkämpfer-Kongregationen.

Eines Nachts nun (es war nach seinem berühmten Siege über den robusten kannibalensischen Herkules) setzte sich Satan in persona an sein Bett und sprach wie eine Mutter zu ihrem Kinde:

»Ach, du mein artiges zuckersüßes Würmchen, wenn du mir folgst und den bösen Erzengel besiegst, so schenk ich dir auch etwas Wunderwunderschönes!«

»Was denn?« frug gar neugierig unser braver Ringkämpfer.

»Die Welt!« flüsterte Satan und stach mit dem Zeigefinger in die Luft.

Doch da gähnte der artige Knabe:

»Danke dafür – bin ja bereits Weltmeister.«

Bertolt Brecht

Geschichten des

Herrn Keuner

#### Form und Stoff

Herr K. betrachtete ein Gemälde, das einigen Gegenständen eine sehr eigenwillige Form verlieh. Er sagte: »Einigen Künstlern geht es, wenn sie die Welt betrachten, wie vielen Philosophen. Bei der Bemühung um die Form geht der Stoff verloren. Ich arbeitete einmal bei einem Gärtner. Er händigte mir eine Gartenschere aus und hieß mich einen Lorbeerbaum beschneiden. Der Baum stand in einem Topf und wurde zu Festlichkeiten ausgeliehen. Dazu mußte er die Form einer Kugel haben. Ich begann sogleich mit dem Abschneiden der wilden Triebe, aber wie sehr ich mich auch mühte, die Kugelform zu erreichen, es wollte mir lange nicht gelingen. Einmal hatte ich auf der einen, einmal auf der andern Seite zu viel weggestutzt. Als es endlich eine Kugel geworden war, war die Kugel sehr klein. Der Gärtner sagte enttäuscht: »Gut, das ist die Kugel, aber wo ist der Lorbeer?«

#### Der natürliche Eigentumstrieb

Als jemand in einer Gesellschaft den Eigentumstrieb natürlich nannte, erzählte Herr K. die folgende Geschichte von den altingesessenen Fischern: »An der Südküste von Island gibt es Fischer, die das dortige Meer vermittlems festverankerter Bojen in einzelne Stücke zerlegt und unter sich aufgeteilt haben. An diesen Wasserfeldern hängen sie mit großer Liebe als an ihrem Eigentum. Sie fühlen sich mit ihnen verwachsen, würden sie, auch wenn keine Fische mehr darin zu finden wären, niemals aufgeben und verachten die Bewohner der Hafencstädte, an die sie, was sie fischen, verkaufen, da diese ihnen als ein oberflächliches, der Natur entwöhntes Geschlecht vorkommen. Sie selbst nennen sich wasserständig. Wenn sie größere Fische fangen, behalten sie dieselben bei sich in Bottichen, geben ihnen Namen und hängen sehr an ihnen als an ihrem Eigentum. Seit einiger Zeit soll es ihnen wirtschaftlich schlecht gehen, jedoch weisen sie alle Reformbestrebungen mit Entschiedenheit zurück, so daß schon mehrere Regierungen, die ihre Gewohnheiten mißachteten, von ihnen gestürzt wurden. Solche Fischer beweisen unwiderlegbar die Macht des Eigentumstriebes, dem der Mensch von Natur aus unterworfen ist.«

#### Wenn die Haifische Menschen wären

»Wenn die Haifische Menschen wären«, fragte Herr K. die kleine Tochter seiner Wirtin, »wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?« »Sicher«, sagte er. »Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug. Sie würden sorgen, daß die Kästen immer frisches Wasser hätten, und sie würden überhaupt allerhand sanitäre Maßnahmen treffen. Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haifischen nicht wegstürbe vor der Zeit. Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste; denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige. Es gäbe natürlich auch Schulen in den großen Kästen. In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt. Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten. Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. Sie würden unterrichtet werden, daß es das Größte und Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und daß sie alle an die Haifische glauben müßten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen. Man würde den Fischlein beibringen, daß diese Zukunft nur gesichert sei, wenn sie Gehorsam lernten. Vor allen niedrigen, materialistischen, egoistischen und marxistischen Neigungen müßten sich die Fischlein hüten und es sofort den Haifischen melden, wenn eines von ihnen solche Neigungen verriete. Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie natürlich auch untereinander Kriege führen, um fremde Fischkästen und fremde Fischlein zu erobern. Die Kriege würden sie von ihren eigenen Fischlein führen lassen. Sie würden die Fischlein lehren, daß zwischen ihnen und den Fischlein der anderen Haifische ein riesiger Unterschied bestehe. Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen. Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in anderer Sprache schweigende Fischlein tötete, würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheften und den Titel Held verleihen. Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst. Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben, ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln läßt, dargestellt wären. Die Theater auf dem Meeresgrund würden zeigen, wie heldenmütige Fischlein begeistert in die Haifischrachen schwimmen, und die Musik wäre so schön, daß die Fischlein unter ihren Klängen, die Kapelle voran, träumerisch, und in allerangenehmste Gedanken eingelullt, in die Haifischrachen strömten. Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, daß die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen. Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische

Menschen wären, daß alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind. Einige von ihnen würden Ämter bekommen und über die anderen gesetzt werden. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleineren auffressen. Das wäre für die Haifische nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen. Und die größeren, Posten habenden Fischlein würden für die Ordnung unter den Fischlein sorgen, Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kastenbau usw. werden. Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären.«

»Wenn die Haifische Menschen wären«, fragte Herr K. die kleine Tochter seiner Wirtin, »wären sie dann netter zu den kleinen Fischen?« »Sicher«, sagte er. »Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie im Meer für die kleinen Fische gewaltige Kästen bauen lassen, mit allerhand Nahrung drin, sowohl Pflanzen als auch Tierzeug. Sie würden sorgen, daß die Kästen immer frisches Wasser hätten, und sie würden überhaupt allerhand sanitäre Maßnahmen treffen. Wenn zum Beispiel ein Fischlein sich die Flosse verletzen würde, dann würde ihm sogleich ein Verband gemacht, damit es den Haifischen nicht wegstürbe vor der Zeit. Damit die Fischlein nicht trübsinnig würden, gäbe es ab und zu große Wasserfeste; denn lustige Fischlein schmecken besser als trübsinnige. Es gäbe natürlich auch Schulen in den großen Kästen. In diesen Schulen würden die Fischlein lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt. Sie würden zum Beispiel Geographie brauchen, damit sie die großen Haifische, die faul irgendwo liegen, finden könnten. Die Hauptsache wäre natürlich die moralische Ausbildung der Fischlein. Sie würden unterrichtet werden, daß es das Größte und

Schönste sei, wenn ein Fischlein sich freudig aufopfert, und daß sie alle an die Haifische glauben müßten, vor allem, wenn sie sagten, sie würden für eine schöne Zukunft sorgen. Man würde den Fischlein beibringen, daß diese Zukunft nur gesichert ist, wenn sie Gehorsam lernten. Vor allen niedrigen, materialistischen, egoistischen und marxistischen Neigungen müßten sich die Fischlein hüten und es sofort den Haifischen melden, wenn eines von ihnen solche Neigungen verriete. Wenn die Haifische Menschen wären, würden sie natürlich auch untereinander Kriege führen, um fremde Fischkästen und fremde Fischlein zu erobern. Die Kriege würden sie von ihren eigenen Fischlein führen lassen. Sie würden die Fischlein lehren, daß zwischen ihnen und den Fischlein der anderen Haifische ein riesiger Unterschied bestehe. Die Fischlein, würden sie verkünden, sind bekanntlich stumm, aber sie schweigen in ganz verschiedenen Sprachen und können einander daher unmöglich verstehen. Jedem Fischlein, das im Krieg ein paar andere Fischlein, feindliche, in einer anderen Sprache schweigende Fischlein, tötete, würden sie einen kleinen Orden aus Seetang anheften und den Titel Held verleihen. Wenn die Haifische Menschen wären, gäbe es bei ihnen natürlich auch eine Kunst. Es gäbe schöne Bilder, auf denen die Zähne der Haifische in prächtigen Farben,

Bertolt Brecht wurde am 10. Februar 1898 in Augsburg geboren. Am 14. August 1956 starb er in Ost-Berlin. 1933–1948 Emigration in Dänemark, Schweden, Finnland, den USA und in der Schweiz. Friedrich Dürrenmatt hat Brecht den größten Dramatiker unserer Zeit genannt. Das Gesamtwerk Brechts, u. a. »Baal«; »Trommeln in der Nacht«; »Die Dreigroschenoper«; »Leben des Galilei«; »Der gute Mensch von Sezuan«; »Mutter Courage und ihre Kinder«; »Herr Puntila und sein Knecht Matti«; »Der kaukasische Kreidekreis«, betreut der Suhrkamp Verlag.

Max Frisch schrieb über Brecht: »Die Faszination, die Brecht immer wieder hat, schreibe ich vor allem dem Umstand zu, daß hier ein Leben wirklich vom Denken aus gelebt wurde. (Während unser Denken meistens nur eine nachträgliche Rechtfertigung ist; nicht das Lenkende, sondern das Geschleppte.)«

Die »Geschichten von Herrn Keuner« hat Brecht ab 1935 bis in die fünfziger Jahre geschrieben. Hier werden sie erstmals separat veröffentlicht. Sie zeigen Brecht als Meister der kurzen Prosa, als Meister klarer, sachlicher Formen und einer aggressiven, sozialen Kritik.

Siegfried Unseld: »Diese Geschichten sind ein Juwel deutscher Prosa. Sie erzählen von Brecht selbst, so die Geschichte »Herrn K's Lieblingstier«, die fast ein Selbstportrait ist, sowie ein Portrait seiner Moral, seiner Lehre, seiner Weisheit: Das Schicksal des Menschen ist der Mensch.«

ihre Rachen als reine Lustgärten, in denen es sich prächtig tummeln läßt, dargestellt wären. Die Theater auf dem Meeresgrund würden zeigen, wie heldenmütige Fischlein begeistert in die Haifischrachen schwimmen, und die Musik wäre so schön, daß die Fischlein unter ihren Klängen, die Kapelle voran, träumerisch, und in allerangenehmste Gedanken eingelullt, in die Haifischrachen strömten. Auch eine Religion gäbe es da, wenn die Haifische Menschen wären. Sie würde lehren, daß die Fischlein erst im Bauch der Haifische richtig zu leben begännen. Übrigens würde es auch aufhören, wenn die Haifische Menschen wären, daß alle Fischlein, wie es jetzt ist, gleich sind. Einige von ihnen würden Ämter bekommen und über die anderen gesetzt werden. Die ein wenig größeren dürften sogar die kleineren auffressen. Das wäre für die Haifische nur angenehm, da sie dann selber öfter größere Brocken zu fressen bekämen. Und die größeren, Posten habenden Fischlein würden für die Ordnung unter den Fischlein sorgen, Lehrer, Offiziere, Ingenieure im Kastenbau usw. werden. Kurz, es gäbe überhaupt erst eine Kultur im Meer, wenn die Haifische Menschen wären.«

# Bertolt Brecht

## Geschichten vom Herrn Keuner

Warten

Vom jungen Keuner

Jemand erzählte vom jungen Keuner, er habe ihn einem Mädchen, das ihm sehr gefiel, eines Morgens sagen hören: »Ich habe heute nacht von Ihnen geträumt. Sie waren sehr vernünftig.«

Über die Wahrheit

Zu Herrn Keuner, dem Denkenden, kam der Schüler Tief und sagte: »Ich will die Wahrheit wissen.«  
»Welche Wahrheit? Die Wahrheit ist bekannt. Willst du die über den Fischhandel wissen? Oder die über das Steuerwesen? Wenn du dadurch, daß sie dir die Wahrheit über den Fischhandel sagen, ihre Fische nicht mehr hoch bezahlst, wirst du sie nicht erfahren«, sagte Herr Keuner.

Liebe zu wem?

Von der Schauspielerin Z. hieß es, sie habe sich aus unglücklicher Liebe umgebracht. Herr Keuner sagte: »Sie hat sich aus Liebe zu sich selbst umgebracht. Den X. kann sie jedenfalls nicht geliebt haben. Sonst hätte sie ihm das kaum angetan. Liebe ist der Wunsch, etwas zu geben, nicht zu erhalten. Liebe ist die Kunst, etwas zu produzieren mit den Fähigkeiten des andern. Dazu braucht man von dem andern Achtung und Zuneigung. Das kann man sich immer verschaffen. Der übermäßige Wunsch, geliebt zu werden, hat wenig mit echter Liebe zu tun. Selbstliebe hat immer etwas Selbstmörderisches.«

Herr K. wartete auf etwas einen Tag, dann eine Woche, dann noch einen Monat. Am Schlusse sagte er: »Einen Monat hätte ich ganz gut warten können, aber nicht diesen Tag und diese Woche.«

Der unentbehrliche Beamte

Von einem Beamten, der schon ziemlich lange in seinem Amt saß, hörte Herr K. rühmenderweise, er sei unentbehrlich, ein so guter Beamter sei er. »Wieso ist er unentbehrlich?« fragte Herr K. ärgerlich. »Das Amt liefe nicht ohne ihn«, sagten seine Lober. »Wie kann er da ein guter Beamter sein, wenn das Amt nicht ohne ihn liefe?« sagte Herr K., »er hat Zeit genug gehabt, sein Amt so weit zu ordnen, daß er entbehrlich ist. Womit beschäftigt er sich eigentlich? Ich will es euch sagen: mit Erpressung!«

Architektur

In einer Zeit, wo eben kleinbürgerliche Kunst-auffassungen in der Regierung herrschten, wurde G. Keuner von einem Architekten gefragt, ob er einen großen Bauauftrag übernehmen solle oder nicht. »Hunderte von Jahren bleiben die Fehler und Kompromisse in unserer Kunst stehen!« rief der Verzweifelte aus. G. Keuner antwortete: »Nicht mehr. Seit der gewaltigen Entwicklung der Zerstörungsmittel sind eure Bauten nur Versuche, wenig verbindliche Vorschläge. Anschauungsmaterial für Diskussionen der Bevölkerung. Und was die kleinen scheußlichen Verzierungen betrifft, die Säulchen usw., lege sie als überflüssig an, so daß eine Spitzhacke den großen reinen Linien schnell zu ihrem Recht verhelfen kann. Vertraue auf unsere Menschen, auf schnelle Entwicklung!«

Herr Keuner begegnete Herrn Wirr, dem Kämpfer gegen die Zeitungen. »Ich bin ein großer Gegner der Zeitungen«, sagte Herr Wirr, »ich will keine Zeitungen.« Herr Keuner sagte: »Ich bin ein größerer Gegner der Zeitungen: ich will andere Zeitungen.«

»Schreiben Sie mir auf einen Zettel«, sagte Herr Keuner zu Herrn Wirr, »was Sie verlangen, damit Zeitungen erscheinen können. Denn Zeitungen werden erscheinen. Verlangen Sie aber ein Minimum. Wenn Sie zum Beispiel Bestechliche zuließen, sie zu verfertigen, so wäre es mir lieber, als daß Sie Unbestechliche verlangten, denn ich würde sie dann einfach bestechen, damit sie die Zeitungen verbesserten. Aber selbst wenn Sie Unbestechliche verlangten, so wollen wir doch anfangen, solche zu suchen, und wenn wir keine finden, so wollen wir doch anfangen, welche zu erzeugen. Schreiben Sie auf einen Zettel, wie die Zeitungen sein sollen, und wenn wir eine Ameise finden, die den Zettel billigt, so wollen wir gleich anfangen. Die Ameise wird uns mehr helfen, die Zeitungen zu verbessern, als ein allgemeines Geschrei über die Unverbesserlichkeit der Zeitungen. Eher nämlich wird ein Gebirge durch eine einzige Ameise beseitigt als durch das Gerücht, es sei nicht zu beseitigen.«

Wenn die Zeitungen ein Mittel zur Unordnung sind, so sind sie auch ein Mittel zur Ordnung. Gerade Leute wie Herr Wirr bewiesen durch ihre Unzufriedenheit den Wert der Zeitungen. Herr Wirr meint, der heutige Unwert der Zeitungen beschäftige ihn, aber in Wirklichkeit ist es der morgige Wert.

Herr Wirr hielt den Menschen für hoch und die Zeitungen für unverbesserbar, Herr Keuner hingegen hielt den Menschen für niedrig und die Zeitungen für verbesserbar. »Alles kann besser werden«, sagte Herr Keuner, »außer dem Menschen.«

»Viele Fehler«, sagte Herr K., »entstehen dadurch, daß man die Redenden nicht oder zu wenig unterbricht. So entsteht leicht ein trügerisches Ganzes, das, da es ganz ist, was niemand bezweifeln kann, auch in seinen einzelnen Teilen zu stimmen scheint, obwohl doch die einzelnen Teile nur zu dem Ganzen stimmen.

Viele Ungelegenheiten entstehen dadurch oder dauern dadurch fort, daß man nach Ausmerzung schädlicher Gepflogenheiten dem Bedürfnis, das noch danach besteht, einen zu dauernden Ersatz bietet. Der Genuß erzeugt selber das Bedürfnis. Um in einem Bild zu sprechen: Für solche Leute, die das Bedürfnis, viel zu sitzen, empfinden, weil sie schwächlich sind, soll man im Winter Bänke aus Schnee errichten, damit die Bänke im Frühjahr, wenn die jungen Leute stärker geworden, die alten gestorben sind, gleichfalls und ohne Maßnahme verschwinden.«

### Die Rolle der Gefühle

Herr Keuner war mit seinem kleinen Sohn auf dem Land. Eines Vormittags traf er ihn in der Ecke des Gartens und weinend. Er erkundigte sich nach dem Grund des Kummers, erfuhr ihn und ging weiter. Als aber bei seiner Rückkehr der Junge immer noch weinte, rief er ihn her und sagte ihm: »Was hat es für einen Sinn zu weinen bei einem solchen Wind, wo man dich überhaupt nicht hört.« Der Junge stutzte, begriff diese Logik und kehrte, ohne weitere Gefühle zu zeigen, zu seinem Sandhaufen zurück.

## BERTOLT BRECHT

Geboren 1898 in Augsburg als Sohn eines kaufmännischen Angestellten und späteren Direktors einer Papierfabrik. Gestorben 1956 in Berlin. – Brecht studierte seit 1917 in München, zuerst an der Philosophischen, dann an der Medizinischen Fakultät. Als Kriegsgegner suchte er Verbindung mit der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Zur gleichen Zeit schrieb er seine ersten Stücke und zahlreiche Gedichte. (*Baal*, entstanden 1918, *Trommeln in der Nacht*, 1919.) Seit 1924 war er als Dramaturg am «Deutschen Theater» Max Reinhardts in Berlin tätig. 1927 erschien *Bertolt Brechts Hauspostille*, eine Auswahl seiner frühen lyrischen Gedichte und Balladen. Für Brechts weitere Entwicklung wurden das «Politische Theater» des Regisseurs Erwin Piscator, die Zusammenarbeit mit dem Komponisten Kurt Weill (*Die Dreigroschenoper*, 1928) und das Studium des Marxismus (1926–1930) von entscheidender Bedeutung. Die marxistische Doktrin des Klassenkampfes und des Kollektivismus prägte die Stücke aus dem Beginn der dreißiger Jahre (*Die heilige Johanna der Schlachthöfe*, entstanden 1929/30; *Die Maßnahme*, 1930; *Die Mutter*, 1932). Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung ging Brecht 1933 in die Emigration. Sein Weg führte ihn über die Schweiz, Dänemark, Schweden, Finnland und die Sowjetunion in die USA nach Kalifornien. 1949 kehrte er nach Deutschland zurück und gründete in Ost-Berlin mit seiner Frau, der Schauspielerin Helene Weigel, das «Berliner Ensemble». Die bedeutendsten Stücke Brechts entstanden im Exil, ebenso seine wichtigsten Schriften zum Theater. (*Leben des Galilei*, entstanden 1938/39, in zwei neuen Fassungen nach dem 2. Weltkrieg; *Mutter Courage und ihre Kinder*, 1939; *Der gute Mensch von Sezuan*, 1938–42; diese drei Stücke wurden während des Krieges am Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt. *Der kaukasische Kreidekreis*, 1944/45.) Unter der erzählenden Prosa kommt den Beispielerzählungen und parabelartigen Formen besondere Bedeutung zu, so den *Geschichten vom Herrn Keuner* (1930–53, z. T. erst aus dem Nachlaß veröffentlicht).

Texte nach B. Brecht: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Hg. vom Suhrkamp-Verlag in Zusammenarbeit mit E. Hauptmann. – Frankfurt a. M. 1967.

### Gedichte

#### Großer Dankchoral

- 1 Lobet die Nacht und die Finsternis, die euch umfängen!  
Kommet zuhauf  
Schaut in den Himmel hinauf:  
Schon ist der Tag euch vergangen.
- 5 Lobet das Gras und die Tiere, die neben euch leben und sterben!  
Sehet, wie ihr  
Lebet das Gras und das Tier  
Und es muß auch mit euch sterben.

**Gedichte:** Die drei ersten hier aufgenommenen Gedichte stammen aus *Bertolt Brechts Hauspostille*.

- 9 Lobet den Baum, der aus Aas aufwächst jauchzend zum Himmel!  
Lobet das Aas  
Lobet den Baum, der es fraß  
Aber auch lobet den Himmel.
- 13 Lobet von Herzen das schlechte Gedächtnis des Himmels!  
Und daß er nicht  
Weiß euren Nam' noch Gesicht  
Niemand weiß, daß ihr noch da seid.
- 17 Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!  
Schauet hinan:  
Es kommet nicht auf euch an  
Und ihr könnt unbesorgt sterben.

#### Vom ertrunkenen Mädchen

- 1 Als sie ertrunken war und hinunterschwamm  
Von den Bächen in die größeren Flüsse  
Schien der Opal des Himmels sehr wundersam  
Als ob er die Leiche begütigen müsse.
- 5 Tang und Algen hielten sich an ihr ein  
So daß sie langsam viel schwerer ward.  
Kühl die Fische schwammen an ihrem Bein  
Pflanzen und Tiere beschwerten noch ihre letzte Fahrt.
- 9 Und der Himmel ward abends dunkel wie Rauch  
Und hielt nachts mit den Sternen das Licht in Schweben.  
Aber früh ward er hell, daß es auch  
Noch für sie Morgen und Abend gebe.
- 13 Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war  
Geschah es (sehr langsam), daß Gott sie allmählich vergaß  
Erst ihr Gesicht, dann die Hände und ganz zuletzt erst ihr Haar.  
Dann ward sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.

**Vom ertrunkenen Mädchen:** Vgl.  
G. Heym, *Ophelia*, S. 318f.

Erinnerung an die Marie A.

- 1 An jenem Tag im blauen Mond September  
Still unter einem jungen Pflaumenbaum  
Da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe  
In meinem Arm wie einen holden Traum.  
Und über uns im schönen Sommerhimmel  
War eine Wolke, die ich lange sah  
Sie war sehr weiß und ungeheuer oben  
Und als ich auf sah, war sie nimmer da.
- 9 Seit jenem Tag sind viele, viele Monde  
Geschwommen still hinunter und vorbei.  
Die Pflaumenbäume sind wohl abgehauen  
Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?  
So sag ich dir: Ich kann mich nicht erinnern  
Und doch, gewiß, ich weiß schon, was du meinst.  
Doch ihr Gesicht, das weiß ich wirklich nimmer  
Ich weiß nur mehr: ich küßte es dereinst.
- 17 Und auch den Kuß, ich hätt ihn längst vergessen  
Wenn nicht die Wolke dagewesen wär  
Die weiß ich noch und werd ich immer wissen  
Sie war sehr weiß und kam von oben her.  
Die Pflaumenbäume blühn vielleicht noch immer  
Und jene Frau hat jetzt vielleicht das siebte Kind  
Doch jene Wolke blühte nur Minuten  
Und als ich auf sah, schwand sie schon im Wind.

<Die Schaukel>

- Ich sehe dies System, und äußerlich  
Ist's lang bekannt, nur nicht im  
Zusammenhang! Da sitzen welche, Wenige, oben  
Und Viele unten, und die oben schreien  
5 Hinunter: Kommt herauf, damit wir alle  
Oben sind, aber genau hinsehend siehst du was  
Verdecktes zwischen denen oben und denen unten  
Was wie ein Weg aussieht, doch ist's kein Weg  
Sondern ein Brett, und jetzt siehst du's ganz deutlich  
10 's ist ein Schaukelbrett, dieses ganze System

- Ist eine Schaukel mit zwei Enden, die voneinander  
Abhängen, und die oben  
Sitzen oben nur, weil jene unten sitzen  
Und nur solange jene unten sitzen, und  
15 Säßen nicht mehr oben, wenn jene heraufkämen  
Ihren Platz verlassend, so daß  
Sie wollen müssen, diese säßen unten  
In Ewigkeit und kämen nicht herauf.  
Auch müssen's unten mehr als oben sein  
20 Sonst hält die Schaukel nicht. 's ist nämlich eine Schaukel.

Von allen Werken

- Von allen Werken die liebsten  
Sind mir die gebrauchten.  
Die Kupfergefäße mit den Beulen und den abgeplatteten Rändern  
Die Messer und Gabeln, deren Holzgriffe  
15 Abgegriffen sind von vielen Händen: solche Formen  
Schienen mir die edelsten. So auch die Steinfliesen um alte Häuser  
Welche niedergetreten sind von vielen Füßen, abgeschliffen  
Und zwischen denen Grasbüschel wachsen, das  
Sind glückliche Werke.
- 10 Eingegangen in den Gebrauch der vielen  
Oftmals verändert, verbessern sie ihre Gestalt und werden köstlich  
Weil oftmals gekostet.  
Selbst die Bruchstücke von Plastiken  
Mit ihren abgehauenen Händen liebe ich. Auch sie  
15 Lebten mir. Wenn auch fallen gelassen, wurden sie doch getragen.  
Wenn auch überrannt, standen sie doch nicht zu hoch.  
Die halbzerfallenen Bauwerke  
Haben wieder das Aussehen von noch nicht vollendeten  
Groß geplanten: ihre schönen Maße  
20 Sind schon zu ahnen; sie bedürfen aber  
Noch unseres Verständnisses. Andererseits  
Haben sie schon gedient, ja, sind schon überwunden. Dies alles  
Beglückt mich.

Fragen eines lesenden Arbeiters

Wer baute das sieben-torige Theben?  
In den Büchern stehen die Namen von Königen.  
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?  
Und das mehrmals zerstörte Babylon –

In Polen, im Jahr Neununddreißig  
War eine blutige Schlacht  
Die hatte viele Städte und Dörfer  
Zu einer Wildnis gemacht.

Die Schwester verlor den Bruder  
Die Frau den Mann im Heer;  
Zwischen Feuer und Trümmerstätte  
Fand das Kind die Eltern nicht mehr.

Aus Polen ist nichts mehr gekommen  
Nicht Brief noch Zeitungsbericht.  
Doch in den östlichen Ländern  
Läuft eine seltsame Geschichte.

Schnee fiel, als man sich's erzählte  
In einer östlichen Stadt  
Von einem Kinderkreuzzug  
Der in Polen begonnen hat.

Da trippelten Kinder hungernd  
In Trüpplein hinab die Chausseen  
Und nahmen mit sich andere, die  
In zerschossenen Dörfern stehn.

Sie wollten entrinnen den Schlachten  
Dem ganzen Nachtmahr  
Und eines Tages kommen  
In ein Land, wo Frieden war.

Da war ein kleiner Führer  
Das hat sie aufgerichtet'.  
Er hatte eine große Sorge:  
Den Weg, den wußte er nicht.

Eine Elfjährige schleppte  
Ein Kind von vier Jahr  
Hatte alles für eine Mutter  
Nur nicht ein Land, wo Frieden war.

Ein kleiner Jude marschierte im Trupp  
Mit einem samtenen Kragen  
Der war das weißeste Brot gewohnt  
Und hat sich gut geschlagen.

Und ging ein dünner Grauer mit  
Hielt sich abseits in der Landschaft.  
Er trug an einer schrecklichen Schuld:  
Er kam aus einer Nazigesandtschaft.

Und da war ein Hund  
Gefangen zum Schlachten  
Mitgenommen als Esser  
Weil sie's nicht übers Herz brachten.

Da war eine Schule  
Und ein kleiner Lehrer für Kalligraphie.  
Und ein Schüler an einer zerschossenen Tankwanc  
Lernte schreiben bis zu Frie...

Da war auch eine Liebe.  
Sie war zwölf, er war fünfzehn Jahr.  
In einem zerschossenen Hofe  
Kämmte sie ihm sein Haar.

Die Liebe konnte nicht bestehen  
Es kam zu große Kält:  
Wie sollen die Bäumchen blühen  
Wenn so viel Schnee drauf fällt?

Da war auch ein Begräbnis  
Eines Jungen mit samtenem Kragen  
Der wurde von zwei Deutschen  
Und zwei Polen zu Grab getragen.

Protestant, Katholik und Nazi war da  
Ihn der Erde einzuhändigen.  
Und zum Schluß sprach ein kleiner Kommunist  
Von der Zukunft der Lebendigen.

So gab es Glaube und Hoffnung  
Nur nicht Fleisch und Brot.  
Und keiner schelt sie mir, wenn sie was stahln  
Der ihnen nicht Obdach bot.

Und keiner schelt mir den armen Mann  
Der sie nicht zu Tische lud:  
Für ein halbes Hundert, da braucht es  
Mehl, nicht Opfermut.

Sie zogen vornehmlich nach Süden.  
Süden ist, wo die Sonn  
Mittags um zwölf steht  
Gradaus davon.

Sie fanden zwar einen Soldaten  
Verwundet im Tannengries.  
Sie pflegten ihn sieben Tage  
Damit er den Weg ihnen wies.

Er sagte ihnen: Nach Bilgoray!  
Muß stark gefiebert haben  
Und starb ihnen weg am achten Tag.  
Sie haben auch ihn begraben.

Und da gab es ja Wegweiser  
Wenn auch vom Schnee verweht  
Nur zeigten sie nicht mehr die Richtung an  
Sondern waren umgedreht.

Das war nicht etwa ein schlechter Spaß  
Sondern aus militärischen Gründen.  
Und als sie suchten nach Bilgoray  
Konnten sie es nicht finden.

Sie standen um ihren Führer.  
Der sah in die Schneeluft hinein  
Und deutete mit der kleinen Hand  
Und sagte: Es muß dort sein.

Einmal, nachts, sahen sie ein Feuer  
Da gingen sie nicht hin.  
Einmal rollten drei Tanks vorbei  
Da waren Menschen drin.

Einmal kamen sie an eine Stadt  
Da machten sie einen Bogen.  
Bis sie daran vorüber waren  
Sind sie nur nachts weitergezogen.

Wo einst das südöstliche Polen war  
Bei starkem Schneewehn  
Hat man die fünfundfünfzig  
Zuletzt gesehn.

Wenn ich die Augen schließe  
Seh ich sie wandern  
Von einem zerschossenen Bauerngehöft  
Zu einem zerschossenen andern.

Über ihnen, in den Wolken oben  
Seh ich andre Züge, neue, große!  
Mühsam wandernd gegen kalte Winde  
Heimatlose, Richtungslose

Suchend nach dem Land mit Frieden  
Ohne Donner, ohne Feuer  
Nicht wie das, aus dem sie kamen  
Und der Zug wird ungeheuer.

Und er scheint mir durch den Dämmer  
Bald schon gar nicht mehr derselbe:  
Andere Gesichtlein seh ich  
Spanische, französische, gelbe!

In Polen, in jenem Januar  
Wurde ein Hund gefangen  
Der hatte um seinen mageren Hals  
Eine Tafel aus Pappe hängen.

Darauf stand: Bitte um Hilfe!  
Wir wissen den Weg nicht mehr.  
Wir sind fünfundfünfzig  
Der Hund führt euch her.

Wenn ihr nicht kommen könnt  
Jagt ihn weg.  
Schießt nicht auf ihn  
Nur er weiß den Fleck.

Die Schrift war eine Kinderhand.  
Bauern haben sie gelesen.  
Seitdem sind eineinhalb Jahre um.  
Der Hund ist verhungert gewesen.

( 1948 )

35

Wir brauchen Theater, das nicht nur Empfindungen, Einblicke und Impulse ermöglicht, die das jeweilige historische Feld der menschlichen Beziehungen erlaubt, auf dem die Handlungen jeweils stattfinden, sondern das Gedanken und Gefühle verwendet und erzeugt, die bei der Veränderung des Feldes selbst eine Rolle spielen.

36

Das Feld muß in seiner historischen Relativität gekennzeichnet werden können. Dies bedeutet den Bruch mit unserer Gewohnheit, die verschiedenen gesellschaftlichen Strukturen vergangener Zeitalter ihrer Verschiedenheiten zu entkleiden, so daß sie alle mehr oder weniger wie das unsere aussehen, welches durch diese Operation etwas immer schon Vorhandenes, also schließlich Ewiges bekommt. Wir aber wollen ihre Unterschiedlichkeit belassen und ihre Vergänglichkeit im Auge halten, so daß auch das unsere als vergänglich eingesehen werden kann.

38

Die *historischen Bedingungen* darf man sich freilich nicht denken (noch werden sie aufgebaut werden) als dunkle Mächte (Hintergründe), sondern sie sind von Menschen geschaffen und aufrechterhalten (und werden geändert werden von ihnen): was eben da gehandelt wird, macht sie aus.

39

Wenn nun eine Person historisiert, der Epoche entsprechend antwortet und anders antworten würde in andern Epochen, ist sie da nicht *jedermann schlecht*? Ja, nach den Zeitläuften oder der Klasse antwortet hier jemand verschieden; lebte er zu anderer Zeit oder noch nicht so lang oder auf der Schattenseite des Lebens, so antwortete er unfehlbar anders, aber wieder ebenso bestimmt und wie jedermann antworten würde in dieser Lage zu dieser Zeit: ist da nicht zu fragen, ob es nicht noch weitere Unterschiede der Antwort gibt? Wo ist er selber, der Lebendige, Unverwechselbare, der nämlich, der mit seinesgleichen nicht ganz gleich ist? Es ist klar, daß das Abbild ihn sichtbar machen muß, und das wird geschehen, indem dieser Widerspruch im Abbild gestaltet werden wird. Das historisierende Abbild wird etwas von den Skizzen an sich haben, die um die herausgearbeitete Figur herum noch die Spuren anderer Bewegungen und Züge aufweisen./

40

Solche Abbilder erfordern freilich eine Spielweise, die den beobachtenden Geist frei und beweglich erhält. Er muß sozusagen laufend fiktive Montagen an unserm Bau vornehmen können, indem er die gesellschaftlichen Triebkräfte in Gedanken abschaltet oder durch andere ersetzt, durch welches Verfahren ein aktuelles Verhalten etwas *Unnatürliches* bekommt, wodurch die aktuellen Triebkräfte ihrerseits ihre Natürlichkeit einbüßen und handelbar werden.

41

Dies ist, wie der Flußbauer einen Fluß sieht, zusammen mit seinem erstmaligen Bett und manchem fiktiven Bett, das er hätte haben können, wäre die Neigung des Plateaus verschieden oder die Wassermenge anders. Und während er in Gedanken einen neuen Fluß sieht, hört der Sozialist in Gedanken neue Arten von Gesprächen bei den Landarbeitern am Fluß. Und so sollte unser Zuschauer im Theater Vorgänge, die unter solchen Landarbeitern spielen, mit diesen Skizzenspuren und Echos ausgestattet finden.

42

Die Spielweise, welche zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg am Schiffbauerdammtheater in Berlin ausprobiert wurde, um solche Abbilder herzustellen, beruht auf dem *Verfremdungseffekt* (V-Effekt). Eine verfremdende Abbildung ist eine solche, die den Gegenstand zwar erkennen, ihn aber doch zugleich fremd erscheinen läßt. Das antike und mittelalterliche Theater verfremdete seine Figuren mit Menschen- und Tiermasken, das asiatische benutzt noch heute musikalische und pantomimische V-Effekte. Die Effekte verhinderten zweifellos die Einfühlung, jedoch beruhte diese Technik eher mehr denn weniger auf hypnotisch suggestiver Grundlage als diejenige, mit der die Einfühlung erzielt wird. Die gesellschaftlichen Zwecke dieser alten Effekte waren von den unsern völlig verschieden.

43

Die alten V-Effekte entziehen das Abgebildete dem Eingriff des Zuschauers gänzlich, machen es zu etwas Unabänderlichem; die neuen haben nichts Bizarres an sich, es ist der unwissenschaftliche Blick, der das Fremde als bizarr stempelt. Die neuen Verfremdungen sollten nur den gesellschaftlich beeinflussbaren Vorgängen den Stempel des Vertrauten wegnehmen, der sie heute vor dem Eingriff bewahrt.

44

Das lange nicht Geänderte nämlich scheint unänderbar. Allenthalben treffen wir auf etwas, das zu selbstverständlich ist, als daß wir uns bemühen müßten, es zu verstehen. Was sie miteinander erleben, scheint den Menschen das gegebene menschliche Erleben. Das Kind, lebend in der Welt der Greise, lernt, wie es dort zugeht. Wie die Dinge eben laufen, so werden sie ihm geläufig. Ist einer kühn genug, etwas nebenhinaus zu wünschen, wünschte er es sich nur als Ausnahme. Selbst wenn er, was die »Vorsehung« über ihn verhängt, als das erkenne, was die Gesellschaft für ihn vorgesehen hat, müßte ihm die Gesellschaft, diese mächtige Sammlung von Wesen seinesgleichen, wie ein Ganzes, das größer ist als die Summe seiner Teile, ganz unbeeinflussbar vorkommen – und dennoch wäre das Unbeeinflussbare ihm vertraut, und wer mißtraut dem,

was ihm vertraut ist? Damit all dies viele Gegebene ihm als ebensoviel Zweifelhafte erscheinen könnte, müßte er jenen fremden Blick entwickeln, mit dem der große Galilei einen ins Pendeln gekommenen Kronleuchter betrachtete. Den verwunderten diese Schwingungen, als hätte er sie so nicht erwartet und verstünde es nicht von ihnen, wodurch er dann auf die Gesetzmäßigkeiten kam. Diesen Blick, so schwierig wie produktiv, muß das Theater mit seinen Abbildungen des menschlichen Zusammenlebens provozieren. Es muß sein Publikum wundern machen, und dies geschieht vermittelt einer Technik der Verfremdungen des Vertrauten.

45

Welche Technik es dem Theater gestattet, die Methode der neuen Gesellschaftswissenschaft, die materialistische Dialektik, für seine Abbildungen zu verwerten. Diese Methode behandelt, um auf die Beweglichkeit der Gesellschaft zu kommen, die gesellschaftlichen Zustände als Prozesse und verfolgt diese in ihrer Widersprüchlichkeit. Ihr existiert alles nur, indem es sich wandelt, also in Uneinigkeit mit sich selbst ist. Dies gilt auch für die Gefühle, Meinungen und Haltungen der Menschen, in denen die jeweilige Art ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens sich ausdrückt.

46

Es ist eine Lust unseres Zeitalters, das so viele und mannigfache Veränderungen der Natur bewerkstelligt, alles so zu begreifen, daß wir eingreifen können. Da ist viel im Menschen, sagen wir, da kann viel aus ihm gemacht werden. Wie er ist, muß er nicht bleiben; nicht nur, wie er ist, darf er betrachtet werden, sondern auch, wie er sein könnte. Wir müssen nicht von ihm, sondern auf ihn ausgehen. Das heißt aber, daß ich mich nicht einfach an seine Stelle, sondern ihm gegenüber setzen muß, uns alle vertretend. Darum muß das Theater, was es zeigt, verfremden.

47

Um V-Effekte hervorzubringen, mußte der Schauspieler alles unterlassen, was er gelernt hatte, um die Einfühlung des Publikums in seine Gestaltungen herbeiführen zu können. Nicht beabsichtigend, sein Publikum in Trance zu versetzen, darf er sich selber nicht in Trance versetzen. Seine Muskeln müssen locker bleiben, führt doch zum Beispiel ein Kopfwenden mit angezogenen Halsmuskeln die Blicke, ja mitunter sogar die Köpfe der Zuschauer »magisch« mit, womit jede Spekulation oder Gemütsbewegung über diese Geste nur geschwächt werden kann. Seine Sprechweise sei frei von pfäffischem Singsang und jenen Kadenzen, die die Zuschauer einlullen, so daß der Sinn verlorenght. Selbst Besessene darstellend, darf er selber nicht besessen wirken; wie sonst könnten die Zuschauer ausfinden, was die Besessenen besitzt?

48

In keinem Augenblick läßt er es zur restlosen Verwandlung in die Figur kommen. Ein Urteil: »Er spielte den Lear nicht, er war Lear«, wäre für ihn vernichtend. Er hat seine Figur lediglich zu zeigen oder, besser gesagt, nicht nur lediglich zu erleben; dies bedeutet nicht, daß er, wenn er leidenschaftliche Leute gestaltet, selber kalt sein muß. Nur sollten seine eigenen Gefühle nicht grundsätzlich die seiner Figur sein, damit auch die seines Publikums nicht grundsätzlich die der Figur werden. Das Publikum muß da völlige Freiheit haben.

Dies, daß der Schauspieler in zweifacher Gestalt auf der Bühne steht, als Laughton und als Galilei, daß der zeigende Laughton nicht verschwindet in dem gezeigten Galilei, was dieser Spielweise auch den Namen »die epische« gegeben hat, bedeutet schließlich nicht mehr, als daß der wirkliche, der profane Vorgang nicht mehr verschleiert wird – steht doch auf der Bühne tatsächlich Laughton und zeigt, wie er sich den Galilei denkt. Schon indem es ihn bewunderte, vergäße das Publikum natürlich Laughton nicht, auch wenn er die restlose Verwandlung versuchte, aber es ginge dann doch seiner Meinungen und Empfindungen verlustig, welche vollkommen in der Figur aufgegangen wären. Er hätte ihre Meinungen und Empfindungen zu seinen eigenen gemacht, so daß also tatsächlich nur ein einziges Muster derselben herauskäme: Er würde es zu dem unsrigen machen. Um diese Verkümmern zu verhüten, muß er auch den Akt des Zeigens zu einem künstlerischen machen. Um eine Hilfsvorstellung zu benutzen: Wir können die eine Hälfte der Haltung, die des Zeigens, um sie selbständig zu machen, mit einer Geste ausstatten, indem wir den Schauspieler rauchen lassen und ihn uns vorstellen, wie er jeweils die Zigarre weglegt, um uns eine weitere Verhaltensart der erdichteten Figur zu demonstrieren. Wenn man aus dem Bild alles Hastige herausnimmt und sich das Lässige nicht nachlässig denkt, haben wir einen Schauspieler vor uns, der unssehrwohl unsernoder seinen Gedanken überlassen könnte.

50

Noch eine andere Änderung in der Übermittlung der Abbildungen durch den Schauspieler ist nötig, und auch sie macht den Vorgang *profaner*. Wie der Schauspieler sein Publikum nicht zu täuschen hat, daß nicht er, sondern die erdichtete Figur auf der Bühne stehe, so hat er es auch nicht zu täuschen, daß, was auf der Bühne vorgeht, nicht einstudiert sei, sondern zum erstenmal und einmalig geschehe. Die Schillersche Unterscheidung, daß der Rhapsode seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Mime die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe<sup>1</sup>, trifft nicht mehr so zu. Es soll in seinem Spiel durchaus ersichtlich sein, daß »er schon am Anfang und in der Mitte das Ende weiß«, und er soll »so durchaus eine ruhige Freiheit behalten«. In lebendiger Darstellung erzählt er die Geschichte seiner Figur, mehr wissend als diese und das *Jetzt* wie das *Hier* nicht als eine Fiktion, ermöglicht durch die Spielregel, setzend, sondern es trennend vom Gestern und dem andern Ort, wodurch die Verknüpfung der Begebnisse sichtbar werden kann.

51

Dies ist besonders wichtig bei der Darstellung von Massenergebnissen oder wo die Umwelt sich stark verändert, wie bei Kriegen und Revolutionen. Der Zuschauer kann dann die Gesamtlage und den Gesamtverlauf vorgestellt bekommen. Er kann zum Beispiel eine Frau, während er sie sprechen hört, im Geist noch anders sprechen hören, sagen wir in ein paar Wochen, und andere Frauen eben jetzt anderswo anders. Dies wäre möglich, wenn die Schauspielerin so spielte, als ob die Frau die ganze Epoche zu Ende gelebt hätte und nun, aus der Erinnerung, von ihrem Wissen des Weitergehens her, das äußerte, was von ihren Äußerungen für diesen Zeitpunkt wichtig war, denn wichtig ist da, was wichtig wurde. Eine solche Verfremdung einer Person als »gerade dieser Person« und »gerade dieser Person gerade jetzt« ist nur möglich, wenn nicht die Illusionen geschaffen werden: der Schauspieler sei die Figur, und die Vorführung sei das Geschehnis.

<sup>1</sup> Briefwechsel mit Goethe, 26. 12. 1797.

was ihm vertraut ist? Damit all dies viele Gegebene ihm als ebensoviel Zweifelhaftes erscheinen könnte, müßte er jenen fremden Blick entwickeln, mit dem der große Galilei einen ins Pendeln gekommenen Kronleuchter betrachtete. Den verwunderten diese Schwingungen, als hätte er sie so nicht erwartet und verstünde es nicht von ihnen, wodurch er dann auf die Gesetzmäßigkeiten kam. Diesen Blick, so schwierig wie produktiv, muß das Theater mit seinen Abbildungen des menschlichen Zusammenlebens provozieren. Es muß sein Publikum wundern machen, und dies geschieht vermittels einer Technik der Verfremdungen des Vertrauten.

45

Welche Technik es dem Theater gestattet, die Methode der neuen Gesellschaftswissenschaft, die materialistische Dialektik, für seine Abbildungen zu verwerten. Diese Methode behandelt, um auf die Beweglichkeit der Gesellschaft zu kommen, die gesellschaftlichen Zustände als Prozesse und verfolgt diese in ihrer Widersprüchlichkeit. Ihr existiert alles nur, indem es sich wandelt, also in Uneinigkeit mit sich selbst ist. Dies gilt auch für die Gefühle, Meinungen und Haltungen der Menschen, in denen die jeweilige Art ihres gesellschaftlichen Zusammenlebens sich ausdrückt.

46

Es ist eine Lust unseres Zeitalters, das so viele und mannigfache Veränderungen der Natur bewerkstelligt, alles so zu begreifen, daß wir eingreifen können. Da ist viel im Menschen, sagen wir, da kann viel aus ihm gemacht werden. Wie er ist, muß er nicht bleiben; nicht nur, wie er ist, darf er betrachtet werden, sondern auch, wie er sein könnte. Wir müssen nicht von ihm, sondern auf ihn ausgehen. Das heißt aber, daß ich mich nicht einfach an seine Stelle, sondern ihm gegenüber setzen muß, uns alle vertretend. Darum muß das Theater, was es zeigt, verfremden.

47

Um V-Effekte hervorzubringen, mußte der Schauspieler alles unterlassen, was er gelernt hatte, um die Einfühlung des Publikums in seine Gestaltungen herbeiführen zu können. Nicht beabsichtigend, sein Publikum in Trance zu versetzen, darf er sich selber nicht in Trance versetzen. Seine Muskeln müssen locker bleiben, führt doch zum Beispiel ein Kopfwenden mit angezogenen Halsmuskeln die Blicke, ja mitunter sogar die Köpfe der Zuschauer »magisch« mit, womit jede Spekulation oder Gemütsbewegung über diese Geste nur geschwächt werden kann. Seine Sprechweise sei frei von pfäffischem Singsang und jenen Kadenzen, die die Zuschauer einlullen, so daß der Sinn verlorengelht. Selbst Besessene darstellend, darf er selber nicht besessen wirken; wie sonst könnten die Zuschauer afinden, was die Besessenen besitzt?

48

In keinem Augenblick läßt er es zur restlosen Verwandlung in die Figur kommen. Ein Urteil: »Er spielte den Lear nicht, er war Lear«, wäre für ihn vernichtend. Er hat seine Figur lediglich zu zeigen oder, besser gesagt, nicht nur lediglich zu erleben; dies bedeutet nicht, daß er, wenn er leidenschaftliche Leute gestaltet, selber kalt sein muß. Nur sollten seine eigenen Gefühle nicht grundsätzlich die seiner Figur sein, damit auch die seines Publikums nicht grundsätzlich die der Figur werden. Das Publikum muß da völlige Freiheit haben.

Dies, daß der Schauspieler in zweifacher Gestalt auf der Bühne steht, als Laughton und als Galilei, daß der zeigende Laughton nicht verschwindet in dem gezeigten Galilei, was dieser Spielweise auch den Namen »die epische« gegeben hat, bedeutet schließlich nicht mehr, als daß der wirkliche, der profane Vorgang nicht mehr verschleiert wird – steht doch auf der Bühne tatsächlich Laughton und zeigt, wie er sich den Galilei denkt. Schon indem es ihn bewunderte, vergäße das Publikum natürlich Laughton nicht, auch wenn er die restlose Verwandlung versuchte, aber es ginge dann doch seiner Meinungen und Empfindungen verlustig, welche vollkommen in der Figur aufgegangen wären. Er hätte ihre Meinungen und Empfindungen zu seinen eigenen gemacht, so daß also tatsächlich nur ein einziges Muster derselben herauskäme: Er würde es zu dem unsrigen machen. Um diese Verkümmern zu verhüten, muß er auch den Akt des Zeigens zu einem künstlerischen machen. Um eine Hilfsvorstellung zu benutzen: Wir können die eine Hälfte der Haltung, die des Zeigens, um sie selbständig zu machen, mit einer Geste ausstatten, indem wir den Schauspieler rauchen lassen und ihn uns vorstellen, wie er jeweils die Zigarre weglegt, um uns eine weitere Verhaltensart der erdichteten Figur zu demonstrieren. Wenn man aus dem Bild alles Hastige herausnimmt und sich das Lässige nicht nachlässig denkt, haben wir einen Schauspieler vor uns, der uns sehr wohl unsern oder seinen Gedanken überlassen könnte.

50

Noch eine andere Änderung in der Übermittlung der Abbildungen durch den Schauspieler ist nötig, und auch sie macht den Vorgang *profaner*. Wie der Schauspieler sein Publikum nicht zu täuschen hat, daß nicht er, sondern die erdichtete Figur auf der Bühne stehe, so hat er es auch nicht zu täuschen, daß, was auf der Bühne vorgeht, nicht einstudiert sei, sondern zum erstenmal und einmalig geschehe. Die Schillersche Unterscheidung, daß der Rhapsode seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Mime die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe<sup>1</sup>, trifft nicht mehr so zu. Es soll in seinem Spiel durchaus ersichtlich sein, daß »er schon am Anfang und in der Mitte das Ende weiß«, und er soll »so durchaus eine ruhige Freiheit behalten«. In leibiger Darstellung erzählt er die Geschichte seiner Figur, mehr wissend als diese und das *Jetzt* wie das *Hier* nicht als eine Fiktion, ermöglicht durch die Spielregel, setzend, sondern es trennend vom Gestern und dem andern Ort, wodurch die Verknüpfung der Begebnisse sichtbar werden kann.

51

Dies ist besonders wichtig bei der Darstellung von Massenereignissen oder wo die Umwelt sich stark verändert, wie bei Kriegen und Revolutionen. Der Zuschauer kann dann die Gesamtlage und den Gesamtverlauf vorgestellt bekommen. Er kann zum Beispiel eine Frau, während er sie sprechen hört, im Geist noch anders sprechen hören, sagen wir in ein paar Wochen, und andere Frauen eben jetzt anderswo anders. Dies wäre möglich, wenn die Schauspielerin so spielte, als ob die Frau die ganze Epoche zu Ende gelebt hätte und nun, aus der Erinnerung, von ihrem Wissen des Weitergehens her, das äußerte, was von ihren Äußerungen für diesen Zeitpunkt wichtig war, denn wichtig ist da, was wichtig wurde. Einesolche Verfremdung einer Person als »gerade dieser Person« und »gerade dieser Person gerade jetzt« ist nur möglich, wenn nicht die Illusionen geschaffen werden: der Schauspieler sei die Figur, und die Vorführung sei das Geschehnis.

<sup>1</sup> Briefwechsel mit Goethe, 26. 12. 1797.

I

Marie Farrar, geboren im April  
Unmündig, merkmillos, rachitisch, Waise  
Bislang angeblich unbescholten, will  
Ein Kind ermordet haben in der Weise:  
Sie sagt, sie habe schon im zweiten Monat  
Bei einer Frau in einem Kellerhaus  
Versucht, es abzutreiben mit zwei Spritzen  
Angeblich schmerzhaft, doch ging's nicht heraus.  
Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

2

Sie habe dennoch, sagt sie, gleich bezahlt  
Was ausgemacht war, sich fortan geschnürt  
Auch Sprit getrunken, Pfeffer drin vermahlt  
Doch habe sie das nur stark abgeführt.  
Ihr Leib sei zusehends geschwollen, habe  
Auch stark geschmerzt, beim Tellerwaschen oft.  
Sie selbst sei, sagt sie, damals noch gewachsen.  
Sie habe zu Marie gebetet, viel erhofft.  
Auch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

3

Doch die Gebete hätten, scheinbar, nichts genützt.  
Es war auch viel verlangt. Als sie dann dicker war  
Hab ihr in Frühmetten geschwindelt. Oft hab sie  
geschwitzt

Auch Angstschweiß, häufig unter dem Altar.  
Doch hab den Zustand sie geheimgehalten  
Bis die Geburt sie nachher überfiel.  
Es sei gegangen, da wohl niemand glaubte  
Daß sie, sehr reizlos, in Versudung fiel.  
Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

4

An diesem Tag, sagt sie, in aller Früh  
Ist ihr beim Stiegenwischen so, als krallten  
Ihr Nägel in den Baud. Es schüttelt sie.  
Jedoch gelingt es ihr, den Schmerz geheimzuhalten.  
Den ganzen Tag, es ist beim Wäschehängen  
Zerbricht sie sich den Kopf; dann kommt sie drauf  
Daß sie gebären sollte, und es wird ihr  
Gleich schwer ums Herz. Erst spät geht sie hinauf.  
Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

5

Man holte sie noch einmal, als sie lag:  
Schnee war gefallen, und sie mußte kehren.  
Das ging bis elf. Es war ein langer Tag.  
Erst in der Nacht konnt sie in Ruhe gebären.  
Und sie gebar, so sagt sie, einen Sohn.  
Der Sohn war ebenso wie andere Söhne.  
Doch sie war nicht, wie andre Mütter sind, obschon –  
Es liegt kein Grund vor, daß ich sie verhöhne.  
Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen

6

So laßt sie also weiter denn erzählen  
Wie es mit diesem Sohn geworden ist  
(Sie wolle davon, sagt sie, nichts verhehlen)  
Damit man sieht, wie ich bin und du bist.  
Sie sagt, sie sei, nur kurz im Bett, von Übel-  
keit stark befallen worden, und allein  
Hab sie, nicht wissend, was geschehen sollte  
Mit Mühe sich bezwungen, nicht zu schrein.  
Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

7

Mit letzter Kraft hab sie, so sagt sie, dann  
Da ihre Kammer auch eiskalt gewesen  
Sich zum Abort geschleppt und dort auch (wann  
Weiß sie nicht mehr) geborn ohn Federlesen  
So gegen Morgen zu. Sie sei, sagt sie  
Jetzt ganz verwirrt gewesen, habe dann  
Halb schon erstarrt, das Kind kaum halten können  
Weil es in den Gesindabort hereinschneln kann.  
Und ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

8

Dann zwischen Kammer und Abort – vorher, sagt sie  
Sei noch gar nichts gewesen – fing das Kind  
Zu schreien an, das hab sie so verdrossen, sagt sie  
Daß sie's mit beiden Fäusten, ohne Aufhörn, blind  
So lang geschlagen habe, bis es still war, sagt sie.  
Hierauf hab sie das Tote noch durchaus

Zu sich ins Bett genommen für den Rest der Nacht  
Und es versteckt am Morgen in dem Wäschehaus.  
Doch ihr, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf vor allem.

9

Marie Farrar, geboren im April  
Gestorben im Gefängnishaus zu Meissen  
Ledige Kindesmutter, abgeurteilt, will  
Euch die Gebrechen aller Kreatur erweisen.  
Ihr, die ihr gut gebärt in saubern Wochenbetten  
Und nennt »gesegnet« euren schwangeren Schoß  
Wollt nicht verdammen die verworfnen Schwachen  
Denn ihre Sünd war schwer, doch ihr Leid groß.  
Darum, ich bitte euch, wollt nicht in Zorn verfallen  
Denn alle Kreatur braucht Hilf von allen.

Bertolt Brecht

## WENN HERR K. EINEN MENSCHEN LIEBTE

Bertolt Brecht

»Was tun Sie«, wurde Herr K. gefragt, »wenn Sie einen Menschen lieben?« – »Ich mache einen Entwurf von ihm«, sagte Herr K., »und Sorge, daß er ihm ähnlich wird.« – »Wer? Der Entwurf?« – »Nein«, sagte Herr K., »der Mensch.«

## DU SOLLST DIR KEIN BILDNIS MACHEN

Max Frisch

Es ist bemerkenswert, daß wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, daß sie uns in der Schwebelage des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, daß jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und daß auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, daß wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertigwerden: weil wir sie lieben; solange wir sie lieben. Man höre bloß die Dichter, wenn sie lieben; sie tapfen nach Vergleichen, als wären sie betrunken, sie greifen nach allen Dingen im All, nach Blumen und Tieren, nach Wolken, nach Sternen und Meeren. Warum? So wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll, unfaßbar ist der Mensch, den man liebt –  
Nur die Liebe erträgt ihn so.

Warum reisen wir?

Auch dies, damit wir Menschen begegnen, die nicht meinen, daß sie uns kennen ein für allemal; damit wir noch einmal erfahren, was uns in diesem Leben möglich sei –

Es ist ohnehin schon wenig genug.

Unsere Meinung, daß wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe, jedesmal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht

sind – nicht weil wir das andere kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muß es sein. Wir können nicht mehr! Wir künden ihm die Bereitschaft auf, weitere Verwandlungen einzugehen. Wir verweigern ihm den Anspruch alles Lebendigen, das unfaßbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, daß unser Verhältnis nicht mehr lebendig sei.

»Du bist nicht«, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte: »wofür ich Dich gehalten habe.«

Und wofür hat man sich denn gehalten?

Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat.

Du sollst dir kein Bildnis machen, heißt es, von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfaßbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an uns begangen wird, fast ohne Unterlaß wieder begehen –

Ausgenommen wenn wir lieben.

## ÜBER DIE LIEBE

Bertolt Brecht

Ich spreche nicht über die fleischlichen Freuden, obgleich über sie viel zu sagen wäre, noch über die Verliebtheit, über die weniger zu sagen ist. Mit diesen beiden Erscheinungen käme die Welt aus, aber die Liebe muß gesondert betrachtet werden, da sie eine Produktion ist. Sie verändert den Liebenden und den Geliebten, ob in guter oder in schlechter Weise. Schon von außen erscheinen Liebende wie Produzierende, und zwar solche einer hohen Ordnung. Sie zeigen die Passion und Unhinderbarkeit, sie sind weich ohne schwach zu sein, sie sind immer auf der Suche nach freundlichen Handlungen, die sie begehen könnten (in der Vollendung nicht nur zum Geliebten selber). Sie bauen ihre Liebe und verleihen ihr etwas Historisches, als rechneten sie mit einer Geschichtsschreibung. Für sie ist der Unterschied zwischen keinem Fehler und nur einem Fehler ungeheuer – welchen Unterschied die Welt ruhig vernachlässigen kann. Machen sie ihre Liebe zu etwas Außerordentlichem, haben sie nur sich selber zu danken, fallieren sie, können sie sich so wenig mit den Fehlern des Geliebten entschuldigen wie etwa die Führer des Volks mit den Fehlern des Volks. Die Verpflichtung, die sie eingehen, sind Verpflichtungen gegen sich selber; niemand könnte die Strenge aufbringen in Bezug auf die Verletzungen der Verpflichtungen, die sie aufbringen. Es ist das Wesen der Liebe wie anderer großer Produktion, daß die Liebenden vieles ernst nehmen, was andere leichtthin behandeln, die kleinsten Berührungen, die unmerklichsten Zwischentöne. Den Besten gelingt es, ihre Liebe in völligen Einklang mit anderen Produktionen zu bringen; dann wird ihre Freundlichkeit zu einer allgemeinen, ihre erfinderische Art zu einer Vielen nützlichen, und sie unterstützen alles Produktive.

*Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die  
Emigration*

1  
Als er Siebzig war und war gebrechlich  
Drängte es den Lehrer doch nach Ruh  
Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich  
Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.  
Und er gürtete den Schuh.

2  
Und er packte ein, was er so brauchte:  
Wenig. Doch es wurde dies und das.  
So die Pfeife, die er immer abends rauchte  
Und das Büchlein, das er immer las.  
Weißbrot nach dem Augenmaß.

3  
Freute sich des Tals noch einmal und vergaß es  
Als er ins Gebirg den Weg einschlug.  
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases  
Kauend, während er den Alten trug.  
Denn dem ging es schnell genug.

4  
Doch am vierten Tag im Felsgesteine  
Hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:  
„Kostbarkeiten zu verzollen?“ – „Keine.“  
Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: „Er hat gelehrt.“  
Und so war auch das erklärt.

5  
Doch der Mann in einer heitren Regung  
Fragte noch: „Hat er was rausgekrigt?“  
Sprach der Knabe: „Daß das weiche Wasser in Bewegung  
Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.  
Du verstehst, das Harte unterliegt.“

6  
Daß er nicht das letzte Tageslicht verlöre  
Trieb der Knabe nun den Ochsen an  
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre  
Da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann  
Und er schrie: „He, du! Halt an!

7  
Was ist das mit diesem Wasser, Alter?“  
Hielt der Alte: „Intressiert es dich?“  
Sprach der Mann: „Ich bin nur Zollverwalter  
Doch wer wen besiegt, das intressiert auch mich.  
Wenn du's weißt, dann sprich!

8  
Schreib mir's auf! Diktier es diesem Kinde!  
So was nimmt man doch nicht mit sich fort.  
Da gibt's doch Papier bei uns und Tinte  
Und ein Nachtmahl gibt es auch: ich wohne dort.  
Nun, ist das ein Wort?“

9  
Über seine Schulter sah der Alte  
Auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh.  
Und die Stirne eine einzige Falte.  
Ach, keirr Sieger trat da auf ihn zu.  
Und er murmelte: „Auch du?“

10  
Eine höfliche Bitte abzuschlagen  
War der Alte, wie es schien, zu alt.  
Denn er sagte laut: „Die etwas fragen  
Die verdienen Antwort.“ Sprach der Knabe: „Es wird auch schon kalt.“  
„Gut, ein kleiner Aufenthalt.“

11  
Und von seinem Ochsen stieg der Weise  
Sieben Tage schrieben sie zu zweit.  
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise  
Mit den Schmugglern in der ganzen Zeit).  
Und dann war's soweit.

12  
Und dem Zöllner händigte der Knabe  
Eines Morgens einundachtzig Sprüche ein.  
Und mit Dank für eine kleine Reisegabe  
Bogen sie um jene Föhre ins Gestein.  
Sagt jetzt: kann man höflicher sein?

13  
Aber rühmen wir nicht nur den Weisen  
Dessen Name auf dem Buche prangt!  
Denn man muß dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.  
Darum sei der Zöllner auch bedankt:  
Er hat sie ihm abverlangt.

An die Nachgeborenen

1

Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!  
Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn  
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende  
Hat die furchtbare Nachricht  
Nur noch nicht empfangen.

Was sind das für Zeiten, wo  
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.

Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!  
Der dort ruhig über die Straße geht,  
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde,  
Die in Not sind?

Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt.  
Aber glaubt mir: das ist nur ein Zufall. Nichts  
Von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich sattzuessen.  
Zufällig bin ich verschont. (Wenn mein Glück aussetzt  
Bin ich verloren.)  
Man sagt mir: IB und trink du! Sei froh, daß du hast!

Aber wie kann ich essen und trinken, wenn  
Ich dem Hungernden entreiße, was ich esse, und  
Mein Glas Wasser einem Verdurstenden fehlt?  
Und doch esse und trinke ich.

Ich wäre gerne auch weise.  
In den alten Büchern steht, was weise ist:  
Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit  
Ohne Furcht verbringen.

Aber ohne Gewalt auskommen,  
Böses mit Gutem vergelten  
Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen,  
Gilt für weise.  
Alles das kann ich nicht:  
Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!

2

In die Städte kam ich zur Zeit der Unordnung  
Als da Hunger herrschte.  
Unter die Menschen kam ich zur Zeit des Aufruhrs  
Und ich empörte mich mit ihnen.  
So verging meine Zeit,  
Die auf Erden mir gegeben war.

Mein Essen aß ich zwischen den Schlachten.  
Schlafen legte ich mich unter die Mörder.  
Der Liebe pflegte ich achtlos  
Und die Natur sah ich ohne Geduld.

So verging meine Zeit  
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Straßen führten in den Sumpf zu meiner Zeit.  
Die Sprache verriet mich dem Schlächter.  
Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden  
Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich.  
So verging meine Zeit  
Die auf Erden mir gegeben war.

Die Kräfte waren gering. Das Ziel  
Lag in großer Ferne.  
Es war deutlich sichtbar, wenn auch für mich  
Kaum zu erreichen.  
So verging meine Zeit  
Die auf Erden mir gegeben war.

3

Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut  
In der wir untergegangen sind  
Gedenkt  
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht  
Auch der finsternen Zeit  
Der ihr entronnen seid.

Gingen wir doch, öfter als die Schuhe die Länder wechselnd  
Durch die Kriege der Klassen, verzweifelt  
Wenn da nur Unrecht war und keine Empörung.

Dabei wissen wir doch:  
Auch der Haß gegen die Niedrigkeit  
Verzerrt die Züge.  
Auch der Zorn über das Unrecht  
Macht die Stimme heiser. Ach, wir  
Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit  
Konnten selber nicht freundlich sein.  
Ihr aber, wenn es soweit sein wird  
Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist  
Gedenkt unsrer  
Mit Nachsicht.

Bertolt  
Brecht

Auf einen chinesischen Theewurzelbäuren

Die Schlechten fürchten deine Klauen.  
Die Guten freuen sich deiner Grazie.  
Derlei  
Hörte ich gern  
Von meinem Vers.

# Was für ein Fund! Was für ein Pfund!

In Brüttsellen im Kanton Zürich sind etwa 60 Jahre alte Brecht-Texte aufgetaucht. Bevor die letzte Rezeptionslawine losbricht, druckt die *Weltwoche* exklusiv fünf unbekannte Geschichten von Herrn Keuner. Dazu zeigen wir ungesehene Fotos des Dramatikers im Schweizer Exil. Von Julian Schütt

Brechts Papiere schienen gezählt. Für jede Notiz aus seinem Nachlass ein Spezialist, der sie bis zum letzten Punkt auswertete. Die «Grosse kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe» wuchs auf dreissig Bände an. Mindestens fünf mitunter mehrbändige Biografien, eine «Brecht-Chronik» von 1315 Seiten Umfang und rund 300 000 Google-Ergebnisse zu Bertolt Brecht registrieren sämtliche Regungen des Dichters. Die Brecht-Gemeinde richtete sich darauf ein, einen Klassiker zu verwalten, so wie es der Dichter bereits im Exil vorausgesehen hatte für den Fall, dass die Nazis besiegt würden: «Entweder werde ich binnen kurzem völlig vergessen und mit dem Kehrlicht der Geschichte weggefegt sein, oder – ein Klassiker.» Man kannte Brecht in allen Facetten: in der «Verkleidung» (Elias Canetti) des Proletariats und als Empfänger des Stalinpreises, wusste, dass er punkto Frauen und Copyright ein Scheusal sein konnte. Entdeckungen, schien es, waren bei ihm nicht mehr zu machen.

## Ins Bild gerückt

Dabei hätte man nur nach Brüttsellen im Kanton Zürich fahren müssen. Dort fielen dem Berner Schriftsteller und Forscher Werner Wüthrich gleich schachtelweise Originaldokumente in die Hände: hektografierte Bühnenmanuskripte, Typoskripte, Bühnenentwürfe von Theo Otto, Briefe, eine Mappe mit «Geschichten vom Herrn Keuner», darunter fünfzehn unbekannte Texte. Fünf davon werden nun in der *Weltwoche* zum ersten Mal gedruckt, zusammen mit vor kurzem erst aufgetauchten Fotos des Dichters während seines Exils in der Schweiz. Die gesamte «Zürcher Fassung» der Keuner-Geschichten erscheint Mitte September im Suhrkamp-Verlag. Mit den neu aufgefundenen Texten sind nun insgesamt 121 dem Keuner-Komplex zuzurechnende Geschichten, Aussprüche und Fragmente bekannt. Eine erste Sammlung veröffentlichte Brecht bereits 1930 in Heft 1 der «Versuche». Eine weitere Auswahl erschien 1948 im Band «Kalendergeschichten», den der Autor in Zürich zusammenstellte.

Eher noch hätte man den spektakulären Fund in Feldmeilen am Zürichsee erwartet, seit längerem ein geschichtsträchtiger Ort für die Brecht-Forschung. Zwischen November 1947 und Oktober 1948 lebte Brecht mit der Familie dort in einer Dachwohnung, Renata und Hanswalter Mertens-Bertozzi hatten sie ihnen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die Roma-

nistin Reni Mertens übersetzte später Werke Brechts ins Italienische und wurde eine bekannte Dokumentarfilmerin. Max Frisch fuhr wöchentlich nach Feldmeilen, erinnerte sich an Gespräche «draussen auf dem Kiesklebedach». Brecht bereitete sich auf Berlin vor: «Man weiss nie, was eines Tages von uns verlangt wird», sagte er einmal, «plötzlich heisst es, wir lehnen das Falsche. Man muss die Leute nicht im Unklaren lassen: wir sind Seiltänzer, wir brauchen das Seil, um darauf zu tanzen – sonst verwenden sie das Seil plötzlich, um jemand dran aufzuhängen.»

Als er längst in Ostberlin war, scheint Brecht insgeheim noch mit dem «Arbeitsdepot» (Werner Wüthrich) in der Schweiz gerechnet zu haben, einige Bücher und Materialien musste man ihm nach Deutschland schicken, andere liess er bewusst in Feldmeilen zurück. Natürlich gab es auch Dokumente, die er seiner Gastgeberin, Übersetzerin, Helferin aus Dankbarkeit vermachtete. Nach Reni Mertens' Tod im Dezember 2000 nahm sich eine ihrer Töchter der Brecht-Bestände an. So landete die Hinterlassenschaft in Brüttsellen, wo sich dann am 9. Januar 2002 Werner Wüthrich meldete. Seit 2003 liegt der erste Teil von Wüthrichs Buch «Bertolt Brecht und die Schweiz» vor, ein Standardwerk schon jetzt.

## Durchhalteparolen im Exil

Auf der Innenklappe der Zürcher Mappe mit «Geschichten vom Herrn Keuner» steht: «die Wahrheit mein Haus und mein Wagen» Was wie eine Geheimbotschaft klingt, erweist sich als Durchhalteparole Brechts im Exil. Schon während seines «dänischen Sibiriens» (1933–1939) hing über dem Arbeitstisch ein solcher Kassiber: Die Nazis hätten ihm sein Haus, sein Auto, sein Publikum genommen. Das wolle er zurückhaben. Auch «die» Wahrheit hätten sie sich aneignen wollen. Um sie ihnen zu entreissen, brauche es, so Brecht in den «Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit», neben Mut und Klugheit, die «Kunst», die Wahrheit als Waffe handhabbar zu machen, das «Urteil», jene auszuwählen, in deren Händen sie wirksam werde, und die «List», sie unter diesen zu verbreiten.

Die eine oder andere der unbekanntenen Keuner-Geschichten dürfte um 1948 in der Schweiz entstanden sein, so auch der hier erstmals gedruckte Text «Herr K. und die deutsche Politik». Der geflüchtete deutsche Journalist

Armin Kesser erinnert sich an Diskussionen bei Weihnachtsstollen in Feldmeilen, in denen es um die Geschichte und Zukunft Deutschlands ging. Kesser schien Brechts Theorie vom Faschismus als dem bewaffneten Kapitalismus unzutreffend, die Dinge lägen doch weit komplizierter. «Es ist so bequem, die Dinge etwas plump zu sehen», antwortete Brecht, ganz ähnlich wie Keuner in «Herr K. und die deutsche Politik».

Brecht äusserte sich als Exilierter fast nie an öffentlichen Anlässen zu Politischem. Er wusste oder ahnte zumindest, dass er bespitzelt wurde und jederzeit ausgewiesen werden konnte. Selbst Stalins Geheimdienst überwachte ihn bei seinen Moskauer Aufenthalten. Die Abreise 1947 aus den USA war wohl eher eine Flucht. Er hatte eine Vorladung vom FBI bekommen und musste vor dem «House Committee on Un-American Activities» erscheinen. Dem Filmer Erwin Leiser sagte er lakonisch dazu: «Wenn man beschuldigt wird, die Freiheitsstatue stehlen zu wollen, ist es Zeit, sich aus dem Staube zu machen.»

## Abhörgerät der PTT

Am 5. November 1947 traf der Staatenlose in Zürich ein. Und hier beschatteten ihn, wie Werner Wüthrich herausfand, Staatsschutz und Spionageabwehr – vielleicht auf Drängen der amerikanischen Behörden. Im Nebenraum des vermeintlichen kommunistischen Agenten installierte die PTT ein Abhörgerät, örtliche Polizeibeamte observierten die «vermuteten Zusammenkünfte von Linksextremisten». Noch schlimmer war, dass man ihm die unbefristete Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz verweigerte. In einem Brief an die Schauspieler in Theresie Giehse meinte Brecht Ende April 1948, für die Ausübung seines Handwerks seien «Wohnungen mit mehr als einem Ausgang und Taschen für eilige Reisen unentbehrlich». Auch die DDR wird für ihn nicht zum gelobten Land. Im Alter träumte er, trotz schlechter Erfahrungen in der Schweiz, von einem Haus in Charlie Chaplins Nähe am Genfersee.

Herr Keuner ist ebenfalls ein von der Emigration gezeichneter, ein Alter Ego, Sprachrohr, eine Spiel- und Projektionsfigur, auch ein Pseudonym Brechts. Wie Erdmut Wizisla, Leiter des Brecht-Archivs und Herausgeber der neuen Keuner-Texte, in seinem kenntnisreichen Nachwort ausführt, enthalten die Geschichten Anweisungen, wie man sich verhält in der Ver-



*Wissen ist Macht:* Die Schweizer Spionageabwehr wollte genau wissen, was der Dramatiker in Feldmeilen treibt.



*Wer weiss, wozu es gut ist:* Brecht studierte das Patent für einen zusammenlegbaren Waschtisch im Hintergrund Theresenstift.

bannung und in der Illegalität. Keuner gibt sich diskret und bescheiden, macht sich absichtlich klein. «Der Denkende benützt kein Licht zuviel, kein Stück Brot zuviel, keinen Gedanken zuviel», heisst es an einer Stelle. Keuner entzieht sich jeder schnellen Einordnung, er ist rau, höflich, verschlagen, anpassungsfähig, irritierend oft, aber nie langweilig.

Aufschlussreich die Deutung Walter Benjamins, ein Verfolgter auch er, der über die Figur direkt mit Brecht gesprochen hat: «In der Tat ist Herr Keuner der alle Betreffende, allen Gehörende, nämlich der Führer», schreibt Benjamin. «Er ist es nur ganz anders, als man sich einen Führer gewöhnlich vorstellt; beileibe kein Rhetor, kein Demagog, kein Effekthascher oder Kraftmensch.» Einen Strohmann des Dichters, der den «moralisch Unbedingten» wie den «Amoralisten» spiele, sah der Schriftsteller Günther Anders in Keuner. Der Dramatiker Heiner Müller wiederum warnte davor, die Figur mit ihrem Erfinder zu verwechseln. Sie war für ihn «der Schatten der Leninschen Parteidisziplin», ein «Kleinbürger im Mao-Look, die Rechenmaschine der Revolution».

Die Forscher situieren Keuner je nach Gusto in der Nähe von Kafkas K., Paul Valérys Ideenungeheuer Monsieur Teste, Musils Mann ohne Eigenschaften. Den einen erscheint er als Jesuit, andern als chinesischer Mandarin, wiederandern, die Keunervom englischen Wort «coiner» ableiten, als Falschmünzer.

Die berühmteste Keuner-Geschichte ist wohl «Wenn die Haifische Menschen wären», in der die kleinen Fische lernen, wie man in den Rachen der Haifische schwimmt. Ein beliebter Schulbuchtext, vermutlich in Dänemark entstanden, der sich laut Wizisla in der «Zürcher Fassung» als Geschenk des Autors an seine Figur entpuppt. Die Geschichten stellen, so Brecht, «Vorspruch zum Erstdruck, «einen Versuch dar, Gesten zitierbar zu machen». Das deckt sich mit einer von Brechts berühmten Formeln für sein episches Theater: «Aus dem Gedächtnis spielen (Gesten, Haltungen zitieren).»

Warum hat Brecht die fünfzehn unbekanntesten Keuner-Texte nicht veröffentlicht? Genügte sie ihm qualitativ nicht? War ihm einiges zu privat? Oder zögerte er, weil er zu wenig einschätzen konnte, wer seine Leser in Deutschland waren? In «Herr Keuner und der Ausdruck», einem der neu aufgetauchten Texte, heisst es: «Wie dürfte ich jedem die gleiche Geschichte erzählen? Wie für jeden der gleiche sein?»

**Bertolt Brecht:** Geschichten vom Herrn Keuner. Zürcher Fassung. Hg. von Erdmut Wizisla. Suhrkamp, 2004. 120 S., Fr. 27.10  
**Werner Wüthrich:** Bertolt Brecht und die Schweiz. Chronos, 2003. 600 S., Fr. 68.–

Bertolt Brecht

## Neue «Geschichten von Herrn Keuner»

### Musik von der Stange

Eines Tages sang Herr Keuner in einer kleinen Gesellschaft zwei Lieder vor, die annähernd dieselbe Melodie hatten. Er wurde dafür getadelt. Entweder, wurde ihm vorgehalten, passt die Melodie zum ersten Lied, dann passt sie nicht zum zweiten, oder umgekehrt. Zu beiden könnte sie nur passen, wenn eines der Gedichte genügte und das andere überflüssig wäre. Herr Keuner wehrte sich und sagte: «Meine beiden Lieder können in ungefähr dem gleichen Gestus vorgetragen werden (ohne sich deshalb gegenseitig zu verdrängen, da der Gestus nicht die Hauptsache ist, oder, wenn er die Hauptsache ist, doch mehrere Lieder brauchen könnte), also ist auch die gleiche oder ähnliche Melodie am Platze. Man kann Kleider schneidern, die einem Menschen so sehr stehen, dass sie einem anders aussehenden nicht stehen würden, aber solche Kleider mag ich nicht. Es kann sich dabei auch höchstens um Sonntagskleider handeln. Berufskleider können Kleider von der Stange sein.»

### Herr K. und die deutsche Politik

Herr K. sagte: «Als Grossbürgertum und Adel nur noch durch eine Diktatur über alle andern Klassen das kapitalistische System aufrechterhalten konnten, verzichteten sie zugleich auf manche individuelle Freiheiten. Wie kann das Proletariat hoffen, ohne einen solchen Verzicht seine Diktatur errichten zu können, ohne die es den Sozialismus nie aufbauen kann?» «Das heisst die Dinge sehr vereinfachen», sagte ein Hörer. «So ist es», sagte Herr K. befriedigt.

«Für gewöhnlich», sagte Herr K., «sucht ein Mörder sich mit dem Nachweis zu entschuldigen, dass er den Mord unbedingt begehen musste, wenn er weiterleben wollte. Die deutschen Kapitalisten, die immer wieder Kriege machen, welche übrigens immer wieder verloren werden, meiden die Entschuldigung, sie müssten sie machen, wie die Pest. Warum? Weil das hiesse, der Kapitalismus kann nicht existieren ohne Krieg. Was die Wahrheit ist und der Grund dafür, dass man ihn abschaffen muss.» «Das heisst, sich das Argumentieren leicht machen», sagte ein Hörer. «Das ist meine Absicht», sagte Herr K.

«Ich bin für den Polizeistaat», sagte Herr K. «Was», rief ein Hörer, «haben wir nicht zwölf Jahre einen Polizeistaat gehabt?» Herr K. antwortete: «Zwölf Jahre lang haben Verbrecher als Polizei gegen die anständigen Menschen gestanden. Sie sind

abgesetzt, aber nicht verschwunden. Wenn sich jetzt die anständigen Menschen weigern, als Polizei gegen diese Verbrecher Dienst zu tun, was werden diese tun?» «Aber wo bleibt die Freiheit?» sagte der Hörer. «Das ist sie», sagte Herr K. traurig.

### Herr Keuner vertritt die Leute

Herr Keuner verhielt sich Freunden gegenüber, wenn sie Fehler begangen hatten, meist sehr nachsichtig und hilfsbereit, aber zu Zeiten nahm er auch die Haltung eines fremden und gleichgültigen Menschen ein. Das nannte er die Leute vertreten. Er legte Wert darauf, sie das Urteil der Leute spüren zu lassen. «Es ist nicht freundschaftlich gegenüber Freunden», sagte er, «ihnen gegenüber keine Besorgnis zu zeigen, sein Gesicht zu verlieren. Gerade Freunden gegenüber muss man sein Gesicht bewahren. Das eben ist Freundschaft.»

### Herr Keuner über Höflichkeit

Herr Keuner führte als einen Beweis von Höflichkeit folgendes Verhalten einer Prinzessin B an.

Sie hatte ihn miteinigen seiner Freunde zu einem Abendessen in ihr Haus eingeladen. Es gab gutes Essen, auch waren einige schöne Bilder zu sehen. Aber vor allem zeigte sich die Gastgeberin als eine kluge und humorvolle Frau, die die kleinen Spässe mitmachte, die Herr Keuner liebte. Herr Keuner war sehr zufrieden. Als er sich verabschiedete, wollte er sich bedanken. Da brachte die Gastgeberin, noch im Flur des Hauses, eine Liste von Namen, an die sie im Dienst einer guten Sache Briefe geschrieben hatte, eine Liste, welche mehrere Seiten umfasste. Damit gab sie zu erkennen, dass sie ein Recht auf den Besuch und das Gespräch nicht aus dem guten Essen, den schönen Bildern, ja nicht einmal aus ihrem angenehmen Wesen ableitete, sondern aus einer nützlichen Tätigkeit in einer guten Sache.

Dieses Eingehen auf die Denkart des Eingeladenen erschien Herrn Keuner als ein Beweis grosser Höflichkeit.

### Ruhm

Einen Mann, der ihm beistehen geholfen hatte, rühmte Herr Keuner sehr. «Du rühmst ihn wohl so, dass er dir bald wieder hilft», sagte ein Zuhörer boshaft/geärgert. «Ach wo», wehrte sich Herr Keuner, «aber ich möchte, dass mir nur von berühmten Leuten geholfen wird.»

# Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum (Hg.) **Heil Hitler, Herr Lehrer** Volksschule 1933–1945

## Die Berliner Volksschule im Krieg

Am 13. Dezember 1941 schrieb der Berliner Schüler Horst H. folgenden Deutschaufsatz, für den er die Note „gut“ erhielt:

„Wie zeige ich mich unseren Soldaten würdig?

Einteilung

- A) Einleitung: Unsere Soldaten und ihre Opfer
- B) Hauptteil
  - I) Beitrag zur Rüstungsproduktion (Altmaterial)
  - II) Haltung im Kriege
- C) Schluß: Ein Wort des Führers

Unsere Soldaten haben in großartigen Siegeszügen halb Europa besiegt, haben die Engländer in Afrika, auf Kreta und in Norwegen besiegt und stehen jetzt mit einem Gegner im Kampf, wie er grausamer gar nicht sein kann. Ihre großen Opfer können nur wenig von uns erwidert werden.

Eine Notwendigkeit, die man gar nicht als Opfer bezeichnen kann, ist das Sammeln von Altmaterial, das, von der Technik umgearbeitet, unseren Soldaten in Form von Waffen und Maschinen, Bekleidung und technischen Hilfsmitteln zugute kommt. Sammle ich Altmaterial, so tue ich nur meine Pflicht und liefere meinen bescheidenen Anteil zur Unterstützung der Front.

Gerade jetzt im Kriege soll ich mehr denn je zeigen, daß ich ein Deutscher bin und mich auch den ungewohnten Umständen anpassen kann. Ich darf z. B. nicht über etwaiges Fehlen von Lebensmitteln murren. Diese sind entweder knapp infolge Einfuhrschwierigkeiten, oder sie kommen unseren Soldaten in erhöhtem Maße zugute. Auch die Verdunkelung ist eine unangenehme Begleiterscheinung des Krieges, doch soll sie von mir weder zu Verbrechen benutzt werden, noch soll ich sie mutwillig außer acht lassen. Bei alledem muß ich stets daran denken, daß unsere Soldaten mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Ein Verrat an unseren Soldaten, die jetzt im Kampf mit den jüdisch-bolschewistischen Horden liegen, wäre es, wenn man mit Juden verkehrt. Sie (sind) gekennzeichnet worden, damit man sie verachte.

Mein ganzes Leben muß in dieser Zeit vom Gedanken an unsere Soldaten bestimmt sein; denn, was die Front opfert, kann überhaupt durch nichts vergolten werden!“

War Horst H. kriegsbegeistert? Durfte er nur nicht murren, oder murrte er wirklich nicht? Verachtete er Juden (dies seit dem 1. September 1941 einen gelben Stern tragen mußten, sobald sie sechs Jahre alt waren)? War sein gesamtes jugendliches Leben vom Gedanken an „unsere Soldaten“ geprägt, die im Dezember 1941 fast schon ein halbes Jahr auch in der Sowjetunion kämpften?

Schüleraufsätze geben nicht unbedingt wieder, was ihre Verfasser wirklich dachten, wohl aber was von ihnen verlangt und ihnen zuvor vermittelt wurde. Darum geht es im nächsten Abschnitt: Wie bereitete die Schule auf den Krieg vor, und wie versuchte sie im Krieg bei den Schülern eine Identifikation mit der Kriegspolitik zu erreichen?

## Die Schule stimmt auf den Krieg ein

Während die Nationalsozialisten dem Ausland und der deutschen Bevölkerung ständig versicherten, ihre Politik sei vom Friedenswillen bestimmt, begann schon im Herbst 1933 die geheime Wiederaufrüstung. Im Alltag der HJ, in den Lehrplänen und Schulbüchern wurde physische und psychische Wehrtüchtigung durchgängiges Prinzip. In dem von Theodor Müller verfaßten Lehrerhandbuch „Erdkunde, Heimatkunde und Geopolitik als völkisches Bildungsgut“, erschienen in der „Schriftenreihe zur Neugestaltung des Volksschulunterrichts“, das hier stellvertretend zitiert sei (vgl. ausführlicher im Abschnitt über die Unterrichtsin-

halte), heißt es beispielsweise: „Die Erziehung zur Wehrhaftigkeit umfaßt den ganzen Menschen, körperlich, geistig und seelisch.“ Der Erdkundeunterricht trägt zur Erziehung zu Wehrwille und Wehrbereitschaft „wie aller Unterricht bei, wenn er den Kindern Nationalstolz und Rassebewußtsein, Vaterlandsliebe, Gemeinschaftsgeist und heldischen Sinn weckt. Die wertvollsten Dienste aber vermag die Erdkunde – neben der Geschichte – für die wehrkundliche Belehrung als die geistige Wehrhaftmachung zu leisten. (...) Diese Wehrkunde knüpft in zielbewußter Auswertung besonders an die Behandlung des deutschen Lebensraumes an. Da ist zunächst die Lage Deutschlands im Herzen des Abendlandes, die uns mehr Nachbarn gegeben hat, als sie ein anderes Volk der Erde besitzt. Da ist das Problem der deutschen Grenzen, die nach ihrem Verlauf und ihrer Beschaffenheit als ‚wehrschwach‘ bezeichnet werden müssen. (...) Auch die wirtschaftliche Ausstattung eines Raumes ist wehrkundlich von hoher Bedeutung. Sind doch die ungenügende Ernährungsgrundlage und mangelnde Rohstoffversorgung mit schuld an unserem Zusammenbruch im Weltkriege. Der Unterricht wird bei der Betrachtung der deutschen Wirtschaft eingehend bei den Bestrebungen verweilen, die die Ernährung unseres Volkes auf alle Fälle sicherstellen sollen.“ (S. 49f.)

Die Unterrichtsziele nahmen militaristische Traditionen des Kaiserreichs wieder auf; in der Verbindung mit rassistisch-sozialdarwinistischen Vorstellungen und Volksgemeinschaftsideologemen erhielten diese freilich eine neue, aggressivere Dimension, die sich sowohl nach innen und außen richtete.

Bei einer großen Zahl von Lehrern, die Teilnehmer des Ersten Weltkrieges waren, stieß die Aufwertung dieses Teils ihrer Biographie auf Zustimmung:

„Viele Kollegen hatten“, erinnert sich Lehrer T., seit 1926 an der 124. Gemeindeschule beschäftigt, „den Ersten Weltkrieg mitgemacht. Die freut sich nun, daß ihre Verdienste, die in der Weimarer Zeit so ein bißchen vergessen waren, wieder hervorgehoben wurden, Ritterkreuz und so.“

Ihre Erlebnisberichte aus dem Krieg wurden zum offiziellen Bestandteil des Lehrplans und nahmen im Unterricht breiten Raum ein, ließen den Krieg als etwas Selbstverständliches und Spannendes erscheinen.

Die Schüler waren keinesfalls ausschließlich passive Objekte der Wehrtüchtigung und Kriegseinstimmung. Beispielhaft läßt sich das am Flugmodellbau zeigen. Dem Basteln von einfachen Gleitfliegern aus Pappe bis hin zu aufwendigen Segelflugmodellen wurde im sechsten und siebten Schuljahr im Zeichen- bzw. Werkunterricht Vorrang eingeräumt. Ewin S., seit 1931 Lehrer an einer Volksschule im Bezirk Spandau, erinnert sich:

„Im Werkunterricht wurden bald nur noch Flugzeugmodelle gebaut. Das hat den Jungs Spaß gemacht. Wir hatten in der Werkstatt 16 Hobelbänke, und den Jungs machte das Modellbauen mehr Spaß als Kästen oder so etwas zu machen; die waren ganz begeistert. Wir haben auch viele Preise gewonnen, beim Meinhäuser-Flugwettbewerb, ich glaube, das war 1935. Die besten Schulen aus den Bezirken, die im Vergleichsfliegen ermittelt worden waren, gingen zum Meinhäuser-Fliegen. Gewertet wurde nach der Größe, der Bauart des Flugzeugs und wie lange es fliegt. Die meisten Flugzeuge waren Modellsegler. Wir hatten auch ein Modell mit Propellerantrieb gebaut. Einige unserer Flugzeuge sind soweit geflogen, daß wir sie nicht wiedergefunden haben. Wir haben so viele Preise bekommen, daß ich mit einem Dutzend Jungs hingefahren bin, um sie abzuholen. Da waren große Gemälde mit Flugzeugen. Wandpokale und ich weiß nicht was noch alles dabei. Als Volksschüler hätten wir die Gymnasiasten geschlagen! Den Kindern hat es unheimlich Spaß gemacht, die haben nicht darüber nachgedacht, daß die Fliegerei etwas mit Luftwaffe zu tun hat.“

Aber es bleibt nicht bei Modellbau und Flugwettbewerben. Luftwaffenstützpunkte, zivile Flugplätze, Segelflugschulen, Ausstellungen und Sonderveranstaltungen des Nationalsozialistischen Fliegerkorps, das auch die Ausbildung der Lehrer im Flugmodellbau durchführte, wurden besucht. Wie in Leibeserziehung das Bedürfnis nach körperlicher Bewegung und NS-Ideologie zusammenfanden, so gingen hier technisches Interesse, Freude am Basteln und Kriegseinstimmung zwanglos Hand in Hand.

Sammelbilder über deutsche Helden in Afrika, Filme wie „Der Urwald ruft“, „Die Reitervon Deutsch-Ostafrika“ und Veranstaltungen der VDA-Schulgruppen sorgten dafür, daß das Interesse für „Deutschlands Rechtsauf Kolonien“ und die „Eingliederung der Auslandsdeutschen ins Reich“ geweckt wurde. Die Berliner Ausgabe der NSLB-Zeitschrift „Der deutsche Erzieher“ (bis 1938: „Reichszeitung der deutschen Erzieher“) empfahl Lehrern für die Behandlung der „Kolonialfrage“ im Unterricht der Volksschule:

„Für dieses Alter brauchen wir packende Erzählungen, Jagdschilderungen, Reiseerlebnisse, Berichte von Kämpfen um die Erschließung des Landes, einfache und eindrucksvolle Lebensbilder großer Persönlichkeiten und Helden der Kolonialgeschichte; alles das, was die heranwachsende Jugend fesseln und fortreißen kann. (...) Der Biologieunterricht setzt sich mit der rassistischen Seite der Kolonialfrage auseinander. Er zeigt den nordischen Menschen als Kulturpionier im Kampfe mit Steppe, Urwald, fremder Tierwelt und einem ihm feindlichen Klima. Dadurch wird das Verständnis geweckt für die Herren- und Führerrolle, die der weiße Mann kraft seiner Überlegenheit bei der Erschließung des Landes spielen muß.“ (Nr. 6, 1938)

Ansprache des Reichsführers-SS Heinrich Himmler  
an das Offizierskorps der Leibstandarte-SS,  
7. September 1940.

Ein Grundsatz muß für den SS-Mann absolut gelten: ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. Das, was in den Völkern an gutem Blut unserer Art vorhanden ist, werden wir uns holen, indem wir ihnen, wenn notwendig, die Kinder rauben und sie bei uns großziehen. Ob die anderen Völker in Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10000 russische Weiber an Entkräftung umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird. Wir werden niemals roh und herzlos sein, wo es nicht sein muß; das ist klar. Wir Deutschen, die wir als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch zu diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen, aber es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorgen zu machen und ihnen Ideale zu bringen, damit unsere Söhne und Enkel es noch schwerer haben mit ihnen. Wenn mir einer kommt und sagt: „Ich kann mit den Kindern oder den Frauen den Panzergraben nicht bauen. Das ist unmenschlich, denn dann sterben die daran“, – dann muß ich sagen: „Du bist ein Mörder an deinem eigenen Blut, denn wenn der Panzergraben nicht gebaut wird, dann sterben deutsche Soldaten, und das sind Söhne deutscher Mütter. Das ist unser Blut.“ Das ist das, was ich dieser SS einimpfen möchte und – wie ich glaube – eingepflicht habe, als eines der heiligsten Gesetze der Zukunft: Unsere Sorge, unsere Pflicht, ist unser Volk und unser Blut; dafür haben wir zu sorgen und zu denken, zu arbeiten und zu kämpfen, und für nichts anderes. Alles andere kann uns gleichgültig sein.

Aus der Reichstagsrede Adolf Hitlers vom 30.1.1939

... Wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa! ...

Heinrich Böll

Die zahlreichen autobiographischen Äußerungen von Heinrich Böll sind der persönlichste Teil seines literarischen Schaffens. In ihnen gibt der Autor Auskunft über sich selbst, über sein Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen, zur Zeit und zur Gesellschaft, zur Kirche und zum Glauben. Böll ist ein moralischer Schriftsteller; er nimmt den Satz, daß Schriftsteller zum Richter ihrer Zeit berufen seien, sehr ernst.

Der dtv-Band ‚Hierzulande‘ (10027/DM 6,80) enthält den berühmt gewordenen ‚Brief an einen jungen Katholiken‘, Bekenntnisse Bölls zu seiner Heimatstadt Köln, der ‚Stadt der alten Gesichter‘, zum Rhein, zu den einfachen armen Leuten; er enthält Äußerungen über das ‚Risiko des Schreibens‘, über Schriftsteller und Sprache.

Hier Böll (stark gekürzt!) über seine Kindheit:

## Über mich selbst (1958)

Geboren bin ich in Köln, wo der Rhein, seiner mittelrheinischen Lieblichkeit überdrüssig, breit wird, in die totale Ebene hinein auf die Nebel der Nordsee zufließt; wo weltliche Macht nie so recht ernst genommen worden ist, geistliche Macht weniger ernst, als man gemeinhin in deutschen Landen glaubt; wo man Hitler mit Blumentöpfen bewarf, Göring öffentlich verlachte, den blutrünstigen Gecken, der es fertigbrachte, sich innerhalb einer Stunde in drei verschiedenen Uniformen zu präsentieren; ich stand, zusammen mit Tausenden Kölner Schulkindern Spalier, als er in der dritten Uniform, einer weißen, durch die Stadt fuhr; ich ahnte, daß der bürgerliche Unernst der Stadt gegen die neu heraufziehende Mechanik des Unheils nichts ausrichten würde; geboren in Köln, das seines gotischen Domes wegen berühmt ist, es aber mehr seiner romanischen Kirchen wegen sein müßte; das die älteste Judengemeinde Deutschlands beherbergte und sie preisgab; Bürgersinn und Humor richteten gegen das Unheil nichts aus, jener Humor, so berühmt wie der Dom, in seiner offiziellen Erscheinungsform schreckenerregend, auf der Straße manchmal von Größe und Weisheit . . .

. . . Meine erste Erinnerung: Hindenburgs heimkehrende Armee, grau, ordentlich, trostlos zog

sie mit Pferden und Kanonen an unserem Fenster vorüber; vom Arm meiner Mutter aus blickte ich auf die Straße, wo die endlosen Kolonnen auf die Rheinbrücken zumarschierten; später: die Werkstatt meines Vaters: Holzgeruch, der Geruch von Leim, Schellack und Beize; der Anblick frischgehobelter Bretter, das Hinterhaus einer Mietskaserne, in der die Werkstatt lag; mehr Menschen, als in manchem Dorf leben, lebten dort, sangen, schimpften, hängten ihre Wäsche auf die Recks; noch später: die klangvollen germanischen Namen der Straßen, in denen ich spielte: Teutoburger-, Eburonen-, Veleddastraße, und die Erinnerung an Umzüge, wie mein Vater sie liebte, Möbelwagen, biertrinkende Packer, das Kopfschütteln meiner Mutter, die ihren Herd liebte, auf dem sie das Kaffeewasser immer kurz vor dem Siedepunkt zu halten verstand. Nie wohnten wir weit vom Rhein entfernt, spielten auf Flößen, in alten Festungsgräben, in Parks, deren Gärtner streikten; Erinnerung an das erste Geld, das ich in die Hand bekam, es war ein Schein, der eine Ziffer trug, die Rockefellers Konto Ehre gemacht hätte: 1 Billion Mark; ich bekam eine Zuckerstange dafür . . .

. . . Schreiben wollte ich immer, versuchte es schon früh, fand aber die Worte erst später.

DANN GIBT ES NUR EINS!

Du. Mann an der Maschine und Mann in der Werkstatt.  
Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Wasserrohre  
und keine Kochtöpfe mehr machen – sondern Stahlhelme und  
Maschinengewehre, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Mädchen hinterm Ladentisch und Mädchen im Büro.  
Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst Granaten füllen und  
Zielfernrohre für Scharfschützengewehre montieren, dann  
gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Besitzer der Fabrik. Wenn sie dir morgen befehlen, du  
sollst statt Puder und Kakao Schießpulver verkaufen, dann  
gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Forscher im Laboratorium. Wenn sie dir morgen be-  
fehlen, du sollst einen neuen Tod erfinden gegen das alte  
Leben, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Dichter in deiner Stube. Wenn sie dir morgen befehlen,  
du sollst keine Liebeslieder, du sollst Haßlieder singen, dann  
gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Arzt am Krankenbett. Wenn sie dir morgen befehlen, du  
sollst die Männer kriegstauglich schreiben, dann gibt es  
nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Pfarrer auf der Kanzel. Wenn sie dir morgen befehlen, du  
sollst den Mord segnen und den Krieg heilig sprechen, dann  
gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Kapitän auf dem Dampfer. Wenn sie dir morgen be-  
fehlen, du sollst keinen Weizen mehr fahren – sondern Ka-  
nonen und Panzer, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Pilot auf dem Flugfeld. Wenn sie dir morgen befehlen,  
du sollst Bomben und Phosphor über die Städte tragen, dann  
gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Schneider auf deinem Brett. Wenn sie dir morgen be-  
fehlen, du sollst Uniformen zuschneiden, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Richter im Talar. Wenn sie dir morgen befehlen, du  
sollst zum Kriegsgericht gehen, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Mann auf dem Bahnhof. Wenn sie dir morgen befehlen,  
du sollst das Signal zur Abfahrt geben für den Munitionszug  
und für den Truppentransport, dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Mann auf dem Dorf und Mann in der Stadt. Wenn sie  
morgen kommen und dir den Gestellungsbefehl bringen,  
dann gibt es nur eins:  
Sag NEINI!

Du. Mutter in der Normandie und Mutter in der Ukraine, du  
Mutter in Frisko und London, du, am Hoangho und am  
Mississippi, du, Mutter in Neapel und Hamburg und Kairo  
und Oslo – Mütter in allen Erdteilen, Mütter in der Welt,  
wenn sie morgen befehlen, ihr sollt Kinder gebären, Kranken-  
schwestern für Kriegslazarette und neue Soldaten für neue

Sagt NEINI Mütter, sagt NEINI!

Denn, wenn ihr nicht NEIN sagt, wenn IHR nicht nein sagt,  
Mütter, dann:  
dann:

In den lärmenden dampfdunstigen Hafenstädten werden die  
großen Schiffe stöhnend verstummen und wie titanische  
Mammuskadaver wasserleichtig träge gegen die toten ver-  
einsamten Kaimauern schwanken, algen-, tang- und muschel  
überwest den früher so schimmernden dröhnenden Leib,  
friedhöflich fischfaulig duftend, mürbe, siech, gestorben –  
die Straßenbahnen werden wie sinnlose glanzlose glasäugige  
Käfige blöde verbeult und abgeblättert neben den verwirrten  
Stahlskeletten der Drähte und Gleise liegen, hinter morscher  
dachdurchlöcherter Schuppen, in verlorenen kraterzerrissene  
Straßen –  
eine schlammgraue dickbreiige bleierne Stille wird sich herar-  
wälzen, gefräßig, wachsend, wird anwachsen in den Schulen  
und Universitäten und Schauspielhäusern, auf Sport- und  
Kinderspielplätzen, grausig und gierig, unaufhaltsam –

der sonnige saftige Wein wird an den verfallenen Hängen  
verfaulen, der Reis wird in der verdorrten Erde vertrocknen,  
die Kartoffel wird auf den brachliegenden Äckern erfrieren  
und die Kühe werden ihre totstiefen Beine wie umgekippte  
Melkschemel in den Himmel strecken –

in den Instituten werden die genialen Erfindungen der große  
Ärzte sauer werden, verrotten, pilzig verschimmeln –

in den Klüchen, Kammern und Kellern, in den Kühlhäusern  
und Speichern werden die letzten Säcke Mehl, die letzten  
Gläser Erdbeeren, Kürbis und Kirschsäfte verkommen – das  
Brot unter den umgestürzten Tischen und auf zersplitterten  
Tellern grün werden und die ausgelaufene Butter wird  
stinken wie Schmierseife, das Korn auf den Feldern wird

neben verrosteten Pflügen hangesunken sein wie ein er-  
schlagenes Heer, und die qualmenden Ziegelschornsteine, das  
Essen und die Schlotte der stampfenden Fabriken werden,  
vom ewigen Gras zugedeckt, zerbröckeln – zerbröckeln – zer-  
bröckeln –

dann wird der letzte Mensch, mit zerfetzten Gedärmen und  
verpesteter Lunge, antwortlos und einsam unter der giftig  
glühenden Sonne und unter wankenden Gestirnen umher-  
irren, einsam zwischen den unübersehbaren Massengräbern  
und den kalten Götzen der gigantischen betonklotzigen ver-  
ödeten Städte, der letzte Mensch, dürr, wahnsinnig, lästernd  
klagend – und seine furchtbare Klage: WARUM? wird un-  
gehört in der Steppe verrinnen, durch die geborstenen Ruin-  
wehen, versickern im Schutt der Kirchen, gegen Hochbunke  
klatschen, in Blutlachen fallen, ungehört, antwortlos, letzter  
Tierschrei des letzten Tieres Mensch –  
all dieses wird eintreffen, morgen, morgen vielleicht, viel-  
leicht heute nacht schon, vielleicht heute nacht, wenn – –  
wenn – –

wenn ihr nicht NEIN sagt.

PAUL CELAN

Todesfuge

Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends  
 wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts  
 wir trinken und trinken  
 wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng  
 Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der  
 schreibt  
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes  
 Haar Margarete  
 er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne  
 er pfeift seine Rüden herbei  
 er pfeift seine Juden hervor läßt schaufeln ein Grab in der Erde  
 er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
 wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends  
 wir trinken und trinken  
 Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen  
 der schreibt  
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes  
 Haar Margarete  
 Dein aschernes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den  
 Lüften da liegt man nicht eng

Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet  
 und spielt  
 er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen  
 sind blau  
 stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr andern spielt weiter zum  
 Tanz auf

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
 wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends  
 wir trinken und trinken  
 ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete  
 dein aschernes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen  
 Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus  
 Deutschland

er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch  
 in die Luft  
 dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
 wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus  
 Deutschland  
 wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken  
 der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau  
 er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau  
 ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete  
 er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft  
 er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein  
 Meister aus Deutschland  
 dein goldenes Haar Margarete  
 dein aschernes Haar Sulamith

Die Krüge

Für Klaus Demus

An den langen Tischen der Zeit  
 zechen die Krüge Gottes.  
 Sie trinken die Augen der Sehenden leer und die Augen der  
 Blinden,  
 die Herzen der waltenden Schatten,  
 die hohle Wange des Abends.  
 Sie sind die gewaltigsten Zecher:  
 sie führen das Leere zum Mund wie das Volle  
 und schäumen nicht über wie du oder ich.

Espenbaum, dein Laub blickt weiß ins Dunkel.  
 Meiner Mutter Haar wird nimmer weiß.

Löwenzahn, so grün ist die Ukraine.  
 Meine blonde Mutter kam nicht heim.

Regenwolke, säumst du an den Brunnen?  
 Meine leise Mutter weint für alle.

## Curriculum Vitae

Ingeborg  
Bachmann

Lang ist die Nacht,  
lang für den Mann,  
der nicht sterben kann, lang  
unter Straßenlaternen schwankt  
sein nacktes Aug und sein Aug  
schnapsatembblind, und Geruch  
von nassem Fleisch unter seinen Nägeln  
betäubt ihn nicht immer, o Gott,  
lang ist die Nacht.

Mein Haar wird nicht weiß,  
denn ich kroch aus dem Schoß von Maschinen.  
Rosenrot strich mir Teer auf die Stirn  
und die Strähnen, man hatt' ihr  
die schneeweiße Schwester erwürgt. Aber ich,  
der Häuptling, schritt durch die Stadt  
von zehnmalhunderttausend Seelen, und mein Fuß  
trat auf die Seelennasseln unterm Lederhimmel,  
aus dem  
zehnmalhunderttausend Friedenspfeifen  
hingen, kalt. Engelsruhe  
wünscht' ich mir oft  
und Jagdgründe, voll  
vom ohnmächtigen Geschrei  
meiner Freunde.

Mit gespreizten Beinen und Flügeln,  
binsenweis stieg die Jugend  
über mich, über Jauche, über Jasmin ging's  
in die riesigen Nächte mit dem Quadrat-  
wurzelgeheimnis, es haucht die Sage  
des Tods stündlich mein Fenster an,

Wolfsmilch gebt mir und schüttet  
in meinen Rachen das Lachen  
der Alten vor mir, wenn ich in Schlaf  
fall über den Folianten,  
in den beschämenden Traum,  
daß ich nicht taug für Gedanken,  
mit Troddeln spiel,  
aus denen Schlangen fransen.

Auch unsere Mütter haben  
von der Zukunft ihrer Männer geträumt,  
sie haben sie mächtig gesehen,  
revolutionär und einsam,  
doch nach der Andacht im Garten  
über das flammende Unkraut gebeugt,  
Hand in Hand mit dem geschwätzigem  
Kind ihrer Liebe. Mein trauriger Vater,  
warum habt ihr damals geschwiegen  
und nicht weitergedacht?

Verloren in den Feuerfontänen,  
in einer Nacht neben einem Geschütz,  
das nicht feuert, verdammt lang  
ist die Nacht, unter dem Auswurf  
des gelbsüchtigen Monds, seinem galligen  
Licht, fegt in der Machttraumspur  
über mich (das halt ich nicht ab)  
der Schlitten mit der verbrämten  
Geschichte hinweg.

Nicht daß ich schlief: wach war ich,  
zwischen Eisskeletonen suchte ich den Weg,  
kam heim, wand mir Efeu  
um Arm und Bein und weiße  
mit Sonnenresten die Ruinen.  
Ich hielt die hohen Feiertage,

und erst wenn es gelobt war,  
brach ich das Brot.

In einer großspurigen Zeit  
muß man rasch von einem Licht  
ins andre gehen, von einem Land  
ins andre, unterm Regenbogen,  
die Zirkelspitze im Herzen,  
zum Radius genommen die Nacht.  
Weit offen. Von den Bergen  
sicht man Seen, in den Seen  
Berge, und im Wolkengestühl  
schaukeln die Glocken  
der einen Welt. Wessen Welt  
zu wissen, ist mir verboten.

An einem Freitag geschah's  
— ich fastete um mein Leben,  
die Luft troff vom Saft der Zitronen  
und die Gräte stak mir im Gaumen —  
da löst' ich aus dem entfaltenen Fisch  
einen Ring, der, ausgeworfen  
bei meiner Gebur, in den Strom  
der Nacht fiel und versank.  
Ich warf ihn zurück in die Nacht.

O hätt ich nicht Todesfurcht!  
Hätt ich das Wort,  
(verfehlt ich's nicht),  
hätt ich nicht Disteln im Herz,  
(schlug ich die Sonne aus),  
hätt ich nicht Gier im Mund,  
(tränk ich das wilde Wasser nicht),  
schlug ich die Wimper nicht auf,  
(hätt ich die Schnur nicht gesehn).

Ziehn sie den Himmel fort?  
Trüg mich die Erde nicht,  
lög ich schon lange still,  
lög ich schon lang,  
wo die Nacht mich will,  
eh sie die Nüstern bläht  
und ihren Huf hebt  
zu neuen Schlägen,  
inuner zum Schlag.  
Immer die Nacht.  
Und kein Tag.

## INGEBORG BACHMANN (1926–1973)

geboren in Klagenfurt, Studium der Philosophie in Innsbruck, Graz und Wien, Promotion 1950 (*Die kritische Aufnahme der Existenzialphilosophie Martin Heideggers*), 1950 Aufenthalt in Paris. 1951–53 Redakteurin beim Wiener Rundfunk, 1954 Preis der »Gruppe 47«, danach freie Schriftstellerin, 1955 Reise in die USA, Lebte in Rom, West-Berlin, München, Zürich; 1959/60 Dozentin für Poetik an der Universität Frankfurt a. M.; 1964 Büchner-Preis, 1968 Großer Österreichischer Staatspreis für Literatur.

Die Schriftstellerin ist zuerst in den fünfziger Jahren durch ihre Lyrik bekannt geworden (*Die gestundete Zeit*, 1953; *Anrufung des Großen Bären*, 1956) und hat auch vielbeachtete Hörspiele geschaffen (*Zikaden*, 1954; *Der gute Gott von Manhattan*, 1958). 1961 veröffentlichte sie erst-



INGEBORG BACHMANN LEST AUS IHREM ROMAN MALINA AM 10. NOV. 1971 IN BIBERACH-AULA WIELAND-GYMNASIUM VERANSTALTUNGSREIHE WEGE UND GESTALTEN

malis Erzählungen: *Das dreißigste Jahr*. 1971 erschien der Roman *Malina* und danach 1972 der Erzählungsband *Simultan*. Der kritische, philosophisch geschulte Intellekt wird spürbar in der meistens freirhythmischen Gedankenlyrik mit einer abstrakt-bizarren Eigenwelt der Bilder. Sowohl in der Lyrik als auch in den Hörspielen arbeitete die Autorin mit experimentellen Formen. Die Gedichte ihres Lyrikbandes *Die gestundete Zeit* sind schwermütig: der Mensch ist der Einsamkeit, Krieg und Gewalt, der Sinnlosigkeit geschichtlicher Entwicklung ausgesetzt, die Zeit ist nur gestundet, der Augenblick befristet:

### *Die gestundete Zeit*

*Es kommen härtere Tage,  
Die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.  
Bald mußt du den Schuh schnüren  
und die Hunde zurückjagen in die Marschhöfe.*

*Denn die Eingeweide der Fische  
sind kalt geworden im Wind.  
Ärmlich brennt das Licht der Lupinen.*

*Dein Blick spurt im Nebel:  
die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.*

*Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand,  
er steigt um ihr wehendes Haar,  
er fällt ihr ins Wort,  
er befiehlt ihr zu schweigen,  
er findet sie sterblich,  
und willig dem Abschied  
nach jeder Umarmung.*

*Sieh dich nicht um,  
Schnür deinen Schuh.  
Jag die Hunde zurück.  
Wurf die Fische ins Meer.  
Lösch die Lupinen!  
Es kommen härtere Tage.*

In der Titelgeschichte ihrer ersten Erzählungen (*Das dreißigste Jahr*) zieht ein Mensch Bilanz – nicht zurück in die Erinnerung, sondern nach vorn in die Zukunft – eine Bilanz dessen, was bevorsteht. Er ist im dreißigsten Jahr und erkennt, daß

er nur leben kann, wenn er die Welt und sich selbst annimmt und für die anderen »verbindlich« wird. »Jetzt weiß er, daß auch er in der Falle ist«, sagt Ingeborg Bachmann.  
Von ihren frühen Zeilen

*Die Liebe währt am längsten  
und sie erkennt uns nie*

führt ein Bogen zu den quälenden Phantasien der Ich-Erzählerin in dem Roman *Malina*, die immer wieder in die Einsamkeit zurückkehrt und zur Klage der Frau in dem Prosastück *Undine geht*. »Deine Einsamkeit werde ich nie teilen«, sagt Undine, »weil da die meine ist, von länger her, noch lange hin.« Das ist in Abwandlungen immer wieder Ingeborg Bachmanns Thema gewesen, die sich nicht schützen konnte gegen die »unheimliche Krankheit, die das Leben ist«.

Die Dichterin, die Italien zu ihrer Wahlheimat gemacht hatte, starb in Rom. Sie hat auf viele Menschen, die sie kannten, einen großen Eindruck ausgeübt. »Diese mädchenhafte Frau«, schrieb Kuno Raeber, »strömte nur Liebe aus. Die Augen, als sie mich ansahen, die Hände als sie mir zu-trank, alles war eine Botschaft der Liebe. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der bei aller Zurückhaltung, ja Verschlossenheit, so ganz in jeder Geste, in jedem Wort überströmte von Sympathie. Es war eine Alliebe, der Eros Platons, die Agape des Evangelisten Johannes, eine jeden, der ihr begegnete, belebende und bezaubernde Kraft. Dieser Mensch war ohne Hüllen und Wände, ihre Seele war immer ganz da, teilte sich rückhaltlos mit in jedem Wort und jeder Geste.« Aus ihrem Nachlaß stammt das Gedicht *Böhmen liegt am Meer* [mit dem Titel spielt die Autorin auf Shakespeares Irrtum im »Wintermärchen« an, wo es in einer Regieanweisung heißt: »Böhmen, eine wilde Gegend am Meer«]:

*Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.  
Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.  
Ist Liebesmüh in alle Zeit verloren, verlier ich sie hier gern.*

*Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.*

*Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen.  
Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder.  
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.*

*Bin ich's so ist ein jeder, der ist soviel wie ich.  
Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde gehn.  
Zugrund – das heißt zum Meer, dort find ich Böhmen wieder.*

*Zugrund gerichtet, wach ich ruhig auf.  
Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.*

*Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe  
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Ilyrer, Venesener,  
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen*

*Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,  
wie ich mich irte und Proben nie bestand,  
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal.*

*Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags  
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.*

*Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,  
ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr,*

*ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,  
begabt nur noch, vom Meer, das strittig ist, Land meiner  
Wahl zu sehen.*



Es kommen härtere Tage.  
Die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.  
Bald mußt du den Schuh schnürten  
und die Hunde zurückjagen in die Marschhöfe.  
Denn die Eingeweide der Fische  
sind kalt geworden im Wind.  
Ärmlich brennt das Licht der Lupinen.  
Dein Blick spurt im Nebel:  
die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.

Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand,  
er steigt um ihr wehendes Haar,  
er fällt ihr ins Wort,  
er befiehlt ihr zu schweigen,  
er findet sie sterblich  
und willig dem Abschied  
nach jeder Umarmung.  
Sieh dich nicht um.  
Schnür deinen Schuh.  
Jag die Hunde zurück,  
Wirf die Fische ins Meer.  
Lösch die Lupinen!  
Es kommen härtere Tage.

Wohin aber gehen wir  
*ohne sorge sei ohne sorge*  
wenn es dunkel und wenn es kalt wird  
*sei ohne sorge*  
aber  
*mit musik*  
was sollen wir tun  
*heiter und mit musik*  
und denken  
*heiter*  
angesichts eines Endes  
*mit musik*  
und wohin tragen wir  
*am besten*  
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre  
*in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge*  
was aber geschieht  
*am besten*  
wenn Totenstille

eintritt

Großer Bär, komm herab, zottige Nacht,  
Wolkenpelztier mit den alten Augen,  
Sternenaugen,  
durch das Dickicht brechen schimmernd  
deine Pfoten mit den Krallen,  
Sternenkrallen,  
wachsam halten wir die Herden,  
doch gebannt von dir, und mißtrauen  
deinen müden Flanken und den scharfen  
halbentblößten Zähnen,  
alter Bär.

Ein Zapfen: eure Welt.  
Ihr: die Schuppen dran.  
Ich treib sie, roll sie  
von den Tannen im Anfang  
zu den Tannen am Ende.  
schnaub sie an, prüf sie im Maul  
und pack zu mit den Tatzen.

Fürchtet euch oder fürchtet euch nicht!  
Zahlt in den Klingelbeutel und gebt  
dem blinden Mann ein gutes Wort,  
daß er den Bären an der Leine hält.  
Und wirzt die Lämmer gut.

's könnt sein, daß dieser Bär  
sich losreißt, nicht mehr droht  
und alle Zapfen jagt, die von den Tannen  
gefallen sind, den großen, geflügelten,  
die aus dem Paradiese stürzten.

## Auf dem Grand Central Bahnhof

JENNIFER Sie suchen den Ausgang?

JAN *zusammenhanglos, abweichend* Bitte?

JENNIFER Ich dachte, weil ich Sie schon in Boston gesehen habe, dass Sie hier fremd sind.

JAN Bemühen Sie sich nicht. Ich werde mich zurechtfinden.

JENNIFER Wie hat Ihnen Boston gefallen?

JAN Nun.

JENNIFER Und New York. Mögen Sie New York?

JAN Danke. Ich kenne es noch nicht.

JENNIFER Ich saß im selben Waggon, die ganze Fahrt lang. Zwei Reihen hinter Ihnen. Sie waren bei unserem letzten Tanzfest in der Universität.

JAN Ja. Zufällig.

JENNIFER Ich heiße Jennifer. Sie sahen einmal zu mir herüber und ich dachte, Sie würden mit mir tanzen.

JAN Ich kann nicht tanzen.

JENNIFER Das habe ich Ihnen angesehen. *wie auf einen Fragebogen antwortend* Mir gefallen Europäer. *zögernd* Und was führt Sie nach New York?

JAN Der Wunsch, abzureisen. Mir bleiben nur noch ein paar Stunden oder ein paar Tage bis zum nächsten Schiff.

JENNIFER Das ist schrecklich. Müssen Sie zurück?

JAN Ich muss nicht, aber ich will. Sagte ich es nicht schon?

JENNIFER *sprachlos* Nein!

JAN *höflich* Ja. Auf Wiedersehen. Es war mir ein Vergnügen.

JENNIFER Dann werde ich in dieses *fliederfarbene* Taxi steigen. Und Sie können das weiß-blaue dahinter nehmen. Die beiden werden sich noch oft begegnen, auf dem Broadway und weiter oben in Bronx. Aber Sie werden nicht mehr darinnen sein und ich auch nicht.

JAN *nach kurzem Nachdenken* Hören Sie –

JENNIFER Jennifer.

JAN *Flieder* steht Ihnen nicht. Wie alt sind Sie?

JENNIFER Dreiundzwanzig.

JAN Und was tun Sie?

JENNIFER Ich studiere politische Wissenschaften, aber erst seit kurzem, und ich möchte mir auch die Welt ansehen. Ich kenne Hotels in Boston und Philadelphia und vielleicht bald in Paris, aber ich kenne keines in New York. Das ist verrückt, nicht wahr?

JAN Ich bitte Sie.

JENNIFER Ich könnte Ihnen also nicht einmal nützlich sein.

JAN Dann können Sie auch mit mir kommen, weil es zu verrückt ist, dass Sie sich hier nicht auskennen. Ich kenne zwar auch kein Hotel, aber es kränkt mich nicht. Übrigens habe ich Hunger und muss zuerst etwas essen, ehe ich weiterdenke.

*Menschen gehen vorüber, ein paar Stimmen schieben sich zwischen die beiden, und Jennifer geht ein paar Schritte weiter.*

JAN Jennifer! – So warten Sie doch! *Atemlos, näher* Was tun Sie?

JENNIFER *atemlos* Nüsse! Ich hole Nüsse aus dem Automaten, weil Sie hungrig sind. So macht man das –

*Wenn sie den Hebel niederdrückt, löst er ein paar Takte Musik aus, eine Musik, die noch öfter zu hören sein wird.*

JENNIFER Die Musiker dazu ist umsonst. Für ein Geldstück bekommt man 50 Nüsse und Musik fürs ganze Leben.

JAN *belustigt* Mein Gott, das sieht aus wie Eichhörnchenfutter.

JENNIFER Sie sind ganz frisch. Das möchte ich beschwören. *listig* Und ich möchte beschwören, dass die Eichhörnchen ihr ganzes Geld hierhertragen, damit immer gutes Futter nachgefüllt wird.

JAN *heiter* Wissen Sie, Jennifer, was ich gesehen habe? Ein Eichhörnchen. *geheimnisvoll* Und es hat mir einen Brief zugesteckt.

JENNIFER Ach!

JAN Darin steht: „Sag es niemand!“

JENNIFER Und weiter?

JAN „Du wirst diesen Abend mit Jennifer auf der himmlischen Erde verbringen...“

JENNIFER Warum „himmlische Erde“?

JAN Weil das ihr Name hier ist. Ma-na Hat-ta. So haben es mir die Indianer erklärt. Aber sie waren kostümiert und so echt wie die Büffel, die man auf den Rennbahnen das Laufen lehrte.

JENNIFER Von wem kommt der Brief?

JAN Ich kann die Unterschrift nicht lesen. *kauend* Die Nüsse sind sehr gut, aber wir müssen trotzdem etwas Vernünftiges essen. Was ist vernünftig?

JENNIFER Italienisches und Chinesisches, Spanisches und Russisches. Die Artischocken schwimmen im Öl; es gibt bleichen Tee zu Schwalbennestern und Lauch zu den zarten Schlangen, und die Früchte aller Meere vor den Früchten aller Länder.

JAN Ich hätte Lust auf Eisluft, weil es so warm ist, und einen Raum mit etwas Dämmerung, auf Schneehühner und ein Getränk, das aus Grönland kommt, 75 mit Eisschollen darin. Und ich möchte Sie ein paar Stunden lang ansehen, kühle Schultern, kühles Gesicht, kühle runde Augen. Glauben Sie, dass das möglich ist?

JENNIFER Ich glaube es fest.

Ingeborg Bachmann

## Walter Jens

\* am 8. 3. 1923 in Hamburg, studierte in Hamburg und Freiburg klassische Philologie, promovierte 1944 und ist seit 1936 Professor für klassische Philologie, seit 1962 auch für Rhetorik, in Tübingen. Außer mit wissenschaftlichen Arbeiten ist Jens auch mit Erzählungen, Romanen, Hörspielen, Übersetzungen und Literaturkritiken hervorgetreten. Seit Jahren schreibt er regelmäßig Fernsehkritiken in der Wochenzeitung »Die Zeit«.

### WERKE

ROMAN: Nein. Die Welt der Angeklagten, 1950 - Vergessene Gesichter, 1952 - Der Mann, der nicht alt werden wollte, 1953.  
ERZÄHLUNG: Das weiße Taschentuch, 1948 - Der Blinde, 1951 - Der Bericht aus den Bergen, 1957 - Das Testament des Odysseus, 1978.  
FACEBOOK: Die Götter sind sterblich, 1959.  
ESSAY: Antigone-Interpretationen, 1932 - Hofmannsthal und die Griechen, 1955 - Statt einer Literaturgeschichte, 1957 - Deutsche Literatur der Gegenwart, 1961 - Herr Meister. Dialog über einen Roman, 1963 - Literatur und Politik, 1963 - Von deutscher Rede, 1969 - Republikanische Reden, 1976 - Zur Antike, 1978.  
Außerdem HÖRSPIELE, FERNSEHSPIELE UND ÜBERSETZUNGEN (Ilias und Odyssee, Nacherzählung aus dem Griechischen).

## Walter Jens Bericht über Hattington

Der Winter kam in diesem Jahr sehr früh; schon Mitte November hatten wir 15 Grad Kälte, und in der ersten Dezemberwoche he schneite es sechs Tage lang hintereinander; am fünften, einem Mittwoch, brach Hattington aus. Er hatte offenbar damit gerechnet, daß der Schnee seine Spuren verschluckte - und diese Rechnung ging auf. Die Hunde verloren die Witterung, und die Gendarmen kehrten noch im Laufe der Nacht nach Colville zurück.

Am Morgen darauf wurde unser Polizeiposten verstärkt, und Sergeant Smith bekam zwei neue Kollegen: man vermutete nämlich, daß Hattington versuchen würde, auf dem schnellsten Wege zu uns nach Knox zu gelangen; denn hier hatte man ihn, einen seit langem gesuchten Verbrecher, im Mai auf offener Straße verhaftet - wahrscheinlich auf eine Anzeige hin, die von der Kellnerin Hope und dem Tankstellenwart Madison kam, bei denen Hattington in Kreide stand. Die Annahme lag also nahe, daß der Zudröhler, um Rache zu nehmen, zuerst nach Knox kommen würde.

Von nun an wohnte die Angst in unserer Stadt. Martha Hope verreise für einige Wochen, Madison hatte den Revolver entschert neben dem Bett. Aber auch wir anderen waren in Sorge: nach 10 Uhr abends verließ niemand sein Haus, die Kinder wurden von den Eltern zur Schule gebracht. Die Polizei durchkämmte jeden Winkel: kein Keller und kein Speicher, kein Schuppen und keine Baracke, die man nicht mehrfach durchsuchte; sogar die Kapitationsschächte wurden geprüft. Doch obwohl sich nirgendwo auch nur die schwächste Fährte fand (kein Anzeichen einer Vermutung, geschweige denn eine handfeste Spur), wollte das Gerücht nicht verstummen, einer unter uns habe den Entkommenen, der nur auf seine Stunde warte, versteckt; einmal sollte es der Schankwirt Ellington, ein andermal der Zeitungshändler Bore, das dritte Mal ein zugewandterer Hausierer sein, der seine Waren zwischen Colville und Baxton verkaufte. Das Mißtrauen beherrschte die Stadt: anonyme Briefe wurden geschrieben; im »Colville-Star« fand man geheimnisvolle Annoncen: ACHTET AUF BORE ODER JUDAS ELLINGTON, WO WARST DU AM 4. DEZEMBER? Erst als Weihnachten und Neujahr vorbeigingen, ohne daß das geringste geschah, begannen wir wieder Hoffnung zu schöpfen, zumal es jetzt hieß, ein reisender Weinhändler habe Hattington in einer kanadischen Kleinstadt, nahe der Grenze, gesehen. Martha Hope kehrte zurück; Madison

verkaufte den Wadhund, in den Wirtshäusern war wieder Hochbetrieb, und es hatte den Anschein, als ob unsere Bürger das wochenlang Versäumte in ein paar Tagen nachholen wollten. Die Fenster wurden entriegelt, Sicherheitsschlösser geöffnet, man hörte Lärm und Musik auf den Straßen, und die Maskerade im *Saloon*, ein Fest wie seit Jahren nicht mehr, dauerte bis gegen sechs Uhr früh.

Aber dann fand man plötzlich, am 11. Januar, unten am Fluß die Leiche von Emily Sawdy, und zwei Tage später wurde Helen Fletcher, ein vierzehnjähriges Mädchen, auf dem Schulweg von einem Maskierten in einen Hausschu gezeitert und in grausamer Weise mißhandelt. Hattington, daran (so glaubte man) gab es nun nichts mehr zu deuteln, war also doch in der Stadt... Wer aber hatte ihn versteckt? Madison vielleicht, um sich freizukaufen? Oder Martha Hope, weil sie erpreßt worden war? Schwarze Listen machten die Runde; Häuserwände und Gehsteige waren mit Verleumdungen bedeckt; und als am 1. Februar das Drei-Männer-Tribunal beauftragt wurde, das Leben jeden Bürgers genau zu durchforschen, begann eine Hexenjagd, die an die schlimmsten Zeiten denken ließ. Bald gab es kein Geheimnis mehr, das von Schnüfflern entdeckt, nicht ans Tageslicht kam: Ehemänner, die einmal gefehlt hatten, sahen sich wie Verbrecher behandelt, harmlose Trinker wurden des Mordes verächtigt; der Frauenverein ließ vor den Kino-Vorstellungen Zettel verteilen, auf denen sich die Bürger ermahnt sahen, den Umgang mit gewissen Leuten, wenn ihnen das Leben lieb sei, zu meiden. Auf der anderen Seite mehrten sich gerade in diesen Tagen unter den jungen Leuten Unordnung und Zuchtlosigkeit. Während die Älteren ihre Häuser nach Möglichkeit nur noch zur Arbeit oder zum Kirchgang verließen, versammelten sich die Jüngeren abends im Wirtshaus, tranken und johlten, pöbelten die Erwachsenen an und errichteten am Ende ein solches Schreckenregiment, daß wir über nur mit Hilfe einer Art von Zivilpolizei, der Bürgerwehr, Herr werden konnten. Schließlich blieb kein anderer Ausweg, als die Rädelsführer kurzweg zu verhaften - und dabei kam dann heraus, daß auch die schlimmsten Radaubröder sich eher aus Furcht, eines Tages Hattingtons Opfer zu werden, denn aus Übermut zusammenrotteten. Das hat mir wieder einmal gezeigt, wie schnell die allgemeine Raserei im Schatten der Angst und des Schreckens gedeiht. Doch im übrigen standen die Eltern, was den Verfall der Sitten betrifft, ihren Kindern nicht nach. Ich selbst habe Nächte erlebt, in denen man mich mehr als ein dutzendmal anrief,

um mich mit verstellter Stimme zum Boykott angeblich verdächtigter Bürger zu zwingen.

Und dann kam jener 17. März, an dem man Madison erwürgt in seinem Zimmer fand; der Mörder hatte ihm ein Käinmal auf die Schäule gebrannt. Von diesem Tag an war es auch den Verurteilten unter uns nicht mehr möglich, Geduld zu bewahren. Wer jetzt noch zur Besonnenheit mahnte und dem hysterischen Taumel zu begegnen versuchte, sah sich kurzerhand auf die Verdächtigenliste gesetzt - und das hieß: eingeworfene Scheiben, zerschlagener Hausrat, Drohungen, Anzeigen, Prügel und Feme. Nur ein paar Wochen noch, und es kam zu Tötlichkeiten unter den Bürgern. Schon Anfang April hatten Fanatiker eine Negerpuppe gelyncht, einige Tage später die Praxis des jüdischen Doktors zerschlagen. Nun ging man einen Schritt weiter: im Zeichen Hattingtons wurden alte, längst verjührte Rechnungen begehrt; Revolver, Messer und Knute registriert, und wer sich widersetzte, dem wurde zum Lohn mit Kreide ein H auf die Haustür gemalt; er ist ein Hattington-Freund; ihr könnt mit ihm tun, was ihr wollt; niemand wird ihm beistehen wollen.

Im April hat dann sogar Reverend Snyder, einer der letzten besonnenen Männer, kapituliert: von der Kanzel aus befahl er uns, den Mörder und seine Helfershelfer zu jagen. Das war am Sonntag vor Ostern, am Tag darauf war die Macht des Winters gebrochen, und die große Schmelze begann. Die Sonne bradte alles an den Tag; am Karfreitag fand man Hattingtons Leiche, hundert Meter vom Zudröhler entfernt. Weiter war er nicht gekommen bei seinem Ausbruchversuch im Dezember. Der Schnee hatte die Spuren verschluckt, der Eissarg seinen Körper geschützt.

Von diesem Tage an begann es still zu werden, hier bei uns in Knox. Wer es irgend ermöglichen konnte, zog weg. Emily Sawdys und Madisons Mörder aber wurde niemals gefunden, das Vergessen an Helen Fletcher nicht gesüht. Nur ich habe einen bestimmten Verdacht, doch ich schweige, und sonst weiß niemand, wer der Täter war. Eines aber ist sicher: es gibt nicht viele Leute in unserer Stadt, die frei sind von Schuld.

## Der Schweißer

Die Männer legten das Werkzeug zusammen und verladen es auf den Wagen. Dann rückten Brunner und Maunz das Baustellenschild an die richtige Stelle und hängten das Warnlicht auf. Reiter stand unschlüssig, mit der abgenommenen Schutzbrille in der Hand und blinzelte in die Dämmerung. In dem Augenblick gingen die Lichter an über der Straße, noch ohne Wirkung, weil es nicht dunkel genug war. Gegen die Floridsdorfer Brücke verloren sich die schimmernden Flecken in der Luft. Der Mann schaute hinauf und dann hinunter – die Straße lag ausgenommen da, mit bloßen, freischwebenden Straßenbahnschienen, zeigte das metallene Gedärm.

»Kommt ihr nachher ins Kaffeehaus?«, fragte Reiter, als die beiden andren den Wagen wegzuschieben angingen. Brunner schüttelte den Kopf, Maunz blickte sich gar nicht um, und Reiter blieb zurück, wischte sich die Augen mit dem Handrücken. Er sah die Straßenbahn kommen, winkte dem Wagenführer, der ein wenig abbremste, und sprang auf. Am Spitz stieg er aus und lüftete dankend seine Kappe.

Das Kaffeehaus war leer.

Er stand jetzt ganz allein auf der Straße, einen Augenblick war es, als gäbe es hier keinen Verkehr, nur den Wind, der von der Donau herüberkam, eine kalte Böe. Er stand, unweit das Überschwemmungsgebiet, und hinter sich, im Rücken, ein Stück abgesprengte Stadt, eingeklammert von der Nordbahn und der Nordwestbahn; lang noch wollte er die Häuser im Rücken haben, sich nicht umdrehen, nicht heimgehen, nicht sich niederlegen zwischen den Fabriken, der Lokomotivfabrik und der Kabelfabrik, der Ölfabrik,

nicht einsperren lassen in den steinernen Kasten, nicht grüßen im Haus.

Das Kaffeehaus war leer. Er hatte gehofft, daß irgend jemand dasitzen würde, mit dem er Karten spielen oder ein Bier trinken konnte; er suchte jemand in dem Nirgendwo, suchte eine träge Vertraulichkeit, ehe er nachhause mußte, fast jeden Abend suchte er ein Schwemmland, das sich zwischen die Arbeit und das Heimkommen legte, wie das Schwemmland, das sich zwischen die Stadt und die Arbeiterbezirke im Osten legte. Er ging bis nach hinten, stieß an ein paar Stühle und ging dann wieder weiter nach vorn in dem verödeten Saal, setzte sich an ein Fenster und starrte hinaus. Er hörte den Ober kommen, drehte den Kopf, als er ihn stehenbleiben fühlte, und sagte: »Einen großen Braunen.« Er wollte etwas hinzufügen, zu reden anfangen mit Franz, ließ es aber, es fiel ihm nichts ein.

Die Nacht fiel ein . . . Um die Zeit spielten in den anderen Kaffeehäusern die Rentner, die Pensionisten Billard, aber hier in seinem Kaffee wurde nicht Billard gespielt, die Arbeiter, die hierherkamen, hatten zu schwere Hände oder sie hatten überhaupt etwas gegen das Spiel. Seit kurzem aber war ein Spielapparat aufgestellt worden; auf den hatten alle Lust, und der Mann stand jetzt brüsk auf und fing an, Geld einzuwerfen in den Kasten, den Hebel zu drücken, die wilden Geräusche und das Geroll zu genießen. Als er keine Münzen mehr fand in seiner Tasche, hörte er auf, ging zu seinem Tisch zurück, wo schon der Kaffee stand, und trank ihn in einem Zug aus und das Glas Wasser nach. Er streckte seine Beine weit aus, um sich [zu] dehnen, und dabei berührte er mit dem Fuß etwas unter dem Tisch. Er beugte sich unter den Tisch, suchte im Dunkeln. Dann hielt er es in der Hand, etwas Ungewohntes, ein kleines Paket, nein, nicht ein Paket. Eine Weile ließ er seine Hand unter dem Tisch, um den Gegenstand bloß zu fühlen und zu erraten – dann erst zog er ihn hervor. Es war ein Buch,

in einem Schutzumschlag aus braunem Packpapier. Der Mann legte es neben das Tablett mit dem Glas Wasser und schaute sich dann um. Er schaute nach Franz aus, der wieder verschwunden war. Auch die Kassiererin war heute nicht da. Niemand war heute da.

Er wollte aufstehen, das Buch nach hinten tragen, den »Fundgegenstand«. Aber er war zu müde, trostlos; Brunner und Maunz kamen also wirklich nicht. Er schlug das Buch auf, schnippte mit dem Zeigefinger, den er vom Daumen abschneiden ließ, ein paar Seiten hoch. Dann beugte er den Kopf darüber, las ein paar Worte ab, die da standen, weder aufmerkend, noch verständnislos; er las einfach die Worte ab, wie er immer Worte abgelesen hatte, von einem Formular, von einer Sportzeitung, so wie er es in der Schule gelernt hatte, ein Wort nach dem andern.

Er las mindestens zehn Zeilen ab, dann schlug er das Buch zu. Gleich darauf öffnete er es wieder, er wollte nachschauen, was für ein Buch das war. Es hieß »Die Fröhliche Wissenschaft«. Darunter stand noch ein Titel . . . Der Mann lachte auf, nachdem er diese Titel gelesen hatte – oder war es bloß einer, so genau war das nicht zu sehen. Er wollte Geld auf den Tisch legen und gehen, er merkte, daß er nicht mehr genug bei sich hatte, stand auf und schrie nach hinten: »Franz, anschreiben!« Er hatte das Buch in der Hand, ging sehr laut und fest hinaus, in der Tür drehte er sich aufmerksam um, er sah den Ober aus der Richtung der Toilette kommen, den Block herausziehen und den Bleistift, nickte ihm zu, während seine Hand mit dem Buch schon durch den Vorhang fuhr, der vor der Tür hing, und ging.

Reiter schaute auf, als der Doktor in die Küche kam und [die] Tür leise hinter sich zuzog.

»Hören Sie«, sagte der Doktor. Der Mann schob ihm einen Küchensessel hin, holte zwei Schnapsgläser aus der Kre-

denz und eine halbvoll Flasche Eierlikör, während der Doktor zur Wasserleitung ging und sich die Hände wusch, an dem karierten Handtuch flüchtig abwischte. »Sie kann morgen wieder aufstehen«, sagte der Doktor und setzte sich. Sie nippten beide widerwillig an dem hausgemachten dicken, schleimigen Likör.

»Aber sie gefällt mir nicht. Gefällt mir nicht«, sagte der Doktor. »Aufs Land sollte sie gehen oder in ein Sanatorium.« Der Mann schaute bedrückt vor sich hin. »Sie kann nach Hollabrunn gehen, zu den Eltern. Aber das ist auch keine Erholung.«

»Ja«, sagte der Doktor, »lieber nicht, wenn es keine Erholung ist.«

»Sie ist so dumm, Sie müssen es ihr nachsehen«, sagte der Mann entschuldigend. »Lieber geht sie zu Pfuschern, zu einem Schwindler, der es mit Magneten macht. Lauter Schwindel, ich weiß. Sie geht zu Schwindlern.«

Der Doktor antwortete nicht, er schrieb ein Rezept, unleserlich, setzte einen Schnörkel darunter und legte es dem Mann hin. Der Mann ließ es liegen, ohne daraufzuschauen, und sagte dann rasch: »Ich war zwei Tage nicht arbeiten. Sie müssen mir einen Schein schreiben.«

»Ausnahmsweise«, sagte der Doktor, »weil die Frau Sie braucht. Ausnahmsweise kann ich das machen. Ich kann das sonst nicht. Es ist strafbar.«

Der Mann nickte, holte einen Krankenschein aus der Küchenschublade, schob ihn hin. Der Doktor schrieb nicht gleich, sondern fragte: »Was ist denn los? Mit Ihnen ist doch etwas los.« »Nichts«, sagte der Mann, »das heißt, ich möchte Sie etwas fragen.«

»Ja?« fragte der Doktor. Er hatte keine Eile, er dachte, daß er noch fünf oder sechs Besuche machen müsse, daß ihn überall der Gestank, ungelüftete Zimmer, unappetitliche Betten, Küchen, Frauen, Kinder erwarteten. Er saß träge da, wohligh, wollte sich nie mehr wegrühren. Diese Küche

fragte: »Was für Bücher gibt es noch? Wo bekommt man diese Bücher?«

Der Doktor sagte irritiert: »Du lieber Himmel, Bücher gibt es wie Sand am Meer. Da kann ich schlecht raten. Gehen Sie in eine Leihbücherei, lassen Sie sich einschreiben. Oder in die Volksbücherei, dann können Sie Bücher borgen.«

»Auch solche?« fragte der Mann.

»Alle möglichen Bücher«, sagte der Doktor. »Meine Frau ist auch eingeschrieben.«

In der Nacht, während die Frau schlief und röchelte im Schlaf, lag Reiter über dem Buch, die Arme aufgestützt. Er las noch einmal in dem Buch, er las besonders die Stellen, die von jemand unterstrichen worden waren mit Bleistift. Diese Stellen taten es ihm [an], er dachte an die Person, die das eigens unterstrichen hatte und hier und da etwas an den Rand geschrieben, zum Beispiel: Irrtum! oder: Siehe Mensch. Allzumenschl. Der Mann las und las, indem er die Lippen bewegte; manchmal geriet er heftig in Bewegung, und dann fuhren die Worte in ihn wie Geister, fingen an, ihr Wesen in ihm zu treiben. Er stöhnte wollüstig, sein Kopf schmerzte, seine Augen brannten, obwohl er gute abgehärtete Augen hatte, an das blaue sternhelle Licht gewöhnte Augen. Das blaue sternhelle Licht, wenn er schweißte, hatte ihm hier und da einen solchen Augenblick verschafft oder der Anblick des roten, glühenden Stahls, wenn sein Körper mitzitterte, weil die Materie zitterte, sich aufbäumte, blühte und wegstarb unter seinen Händen. Er konnte Stahl verschmelzen, das hatte er gelernt, und nun machte er sich daran, Buchstaben, Silben zu verschmelzen in seinem Hirn, und in ihm selber war das blauweiße Licht, in dem man vor Licht nichts sah.

»Er ist entlassen worden, ich weiß es«, sagte die Frau.

»Frau Rosik«, sagte der Doktor, »beruhigen Sie sich, er

hier war sauber, er kannte die Küche schon lange. Rosi Reiter war eine saubere Frau, diese beiden Reiters ordentliche Leute. Anständige Leute, nannte der Doktor sie auch zuzeiten für sich.

»Wo sind die Kinder?« fragte der Doktor.

»Bei der Nachbarin«, sagte der Mann und deutete mit der Hand nach oben, zur Zimmerdecke. »Bis morgen nur. Morgen hole ich sie.«

»Was ist denn los mit Ihnen«, fragte der Doktor nochmals aufs Geratewohl.

»Es handelt sich um ein Buch«, sagte der Mann mit niedergeschlagenen Augen. »Ich möchte Sie nämlich etwas fragen, wegen dem Buch.« Er ging zu der Kiste, auf der das Radio stand. Auf dem Radio lag das Buch. Er reichte es dem Doktor. »Kennen Sie das?« fragte er. Der Doktor blätterte es auf, blickte kurz den Mann an und sagte selbstgefällig: »Und ob ich das kenne.« Der Mann sah ihn erstarrt an, er wartete auf ein weiteres Wort des Doktors. »Ja, die Philosophie«, sagte der Doktor, »früher hat die mich auch einmal interessiert. Jetzt komme ich nicht mehr zum Lesen. Interessiert hat es mich schon, früher einmal, aber wenn man im Leben steht . . . im Leben, wenn man steht, wissen Sie«, fuhr der Doktor fort, »ja, die Philosophie! Etwas ganz anderes ist natürlich das Leben, das müssen Sie mir glauben. Man kommt auch zu nichts mehr, später, hier und da im Urlaub reicht zu einem Roman.« Der Doktor brach ab und sah erstaunt den Mann an, dessen Gesicht weiß geworden war und wie eine Maske ihn anstarrte vor Beherrschung.

»Ich habe das Buch gelesen«, sagte der Mann und hielt den Atem an.

Der Doktor sah nun beinahe bestürzt aus. »Das haben Sie gelesen?« Er schlug mit der Hand auf das Buch. Dann fügte er, neugierig, hinzu: »Wieso?«

Der Mann gab keine Antwort, schenkte Likör ein und

wird eine andere Stelle finden. Ich werde tun, was ich kann. Ich kenne da einen Ingenieur bei der Maschinenfabrik.«

»Herr Doktor«, sagte die Frau, »es ist alles umsonst, ich weiß es. Er kümmert sich um nichts mehr. Er schaut die Kinder nicht mehr an. Ich könnte krepieren. Von ihm aus ja, krepieren könnte ich.«

»Ich werde ihm eine Stelle verschaffen. Heutzutage ist nichts leichter als das. Haufenweis gibt es Stellen für einen gelernten Arbeiter.«

»Nein«, sagte die Frau und weinte, »es ist alles umsonst. Jetzt ist das Unglück da. Keiner gibt einen roten Heller für uns.«

»Sie sind eine dumme Frau, Frau Rosi«, sagte der Doktor, »denn Ihr Mann ist doch ein braver Mensch, ein fleißiger, braver Mensch.«

»Aber er liest. Tut nichts als lesen. Reden Sie mit ihm. Auf mich hört er ja nicht.«

»Natürlich werde ich mit ihm reden«, sagte der Doktor, »beruhigen Sie sich.« Er stampfte im Schlafzimmer der Reiters auf und ab und blieb vor dem Nachtkastel stehen, auf dem die Bücher lagen, hob eins ums andre ab. »Yoga. Einführung in das Heil«, »Die Seele und ihre Abgründe«, »Wir und das Weltall«, »Der Geist des 20. Jahrhunderts«, »Der Wille zur Macht«. Der Doktor schmiß ein Buch nach dem andern wieder hin und rief zornig aus: »Was soll denn das bedeuten!«

»Der Mann schnappt mir noch über«, klagte die Frau. »Das geht schon zwei Monate. Plötzlich hat er angefangen zu lesen. Vorher hat er nie getrunken, nur sein Bier am Abend, nicht geraucht hat er, nicht gelesen. Ich schwör es Ihnen. Ein Abstinenzler. Jetzt geht das letzte Geld auf für die Bücher und für das Bier. Ich könnte nach Hollabrum gehen zu den Eltern.«

»Lieber nicht«, sagte der Doktor beschwichtigend, »es

wäre keine Erholung. Sie müssen in ein Sanatorium mit Ihrer Lunge.«

»Und die Kinder«, schrie sie, »die Kinder!«

Der Mann lag im Bett und las. Er stand auf, um dem Doktor zu öffnen, und legte sich gleich wieder ins Bett.

»Sie müssen mir einen Schein schreiben«, sagte der Mann und sah den Doktor aus entzündeten Augen an. »Meine Augen tun mir verdammt weh.«

»Das werde ich nicht tun«, sagte der Doktor, deutlich jedes Wort betonend. »Warum besuchen Sie Ihre Frau nicht? – Warum besuchen Sie Ihre Frau nicht im Krankenhaus!« schrie der Doktor und schlug mit der Faust auf den Tisch, auf die gehäkelte [Tischdecke], die ein Mal hinterließ. Der Blumentopf fiel um, Rosis Geranien, Rosis Blumen, Rosis Erde fiel auf den Boden.

»Warum schreien Sie mich an?« fragte der Mann sanft und langsam.

»Ihre Frau stirbt!« schrie der Doktor.

»Schreien Sie doch nicht so«, sagte der Mann leiser. Er drückte seine Zigarette aus in einem Teller, der auf dem Kastel stand; einige kleine Teller und ein Aschenbecher voll Asche und Stummeln standen schon da, einige auf dem Boden neben dem Bett, auf dem Fensterbrett.

»Sie schreien ja«, sagte nun der Mann in einem Hochdeutsch, das den Arzt erschauern ließ.

»Wie reden Sie mit mir, was erfrechen Sie sich!« sagte der Doktor zitternd in dem gleichen Hochdeutsch.

»Nehmen Sie Platz«, sagte der Mann; er kletterte jetzt aus dem Bett, kam zum Vorschein in dem Hemd, das ihm wie einem Gespenst herunterhing, einem braunkarierten Hemd, wie es der Doktor nur von seinen Leuten kannte, die zumeist in den Taghemden schliefen.

»Sie sind ein Lump«, sagte der Doktor erschöpft. Er gab ihm nicht die Hand.

Der Mann ging an ihm vorbei, und in die Küche, holte den Eierlikör und zwei Flaschen Bier. Er schenkte dem Doktor von beidem ein, lächelte ihm aufmunternd zu und stieg wieder ins Bett.

»Ich brauche einen Schein«, sagte er und lachte dazu. »Ich bin krank. Ich kann sonst nicht die Arbeitslosen beziehen.«

»Sie sind gesund. Sie werden arbeiten!«

Der Doktor probierte ungehalten den Likör und trank dann das Bier.

»Ich bin schwerkrank, das sehen Sie doch!« Der Mann strampelte wie ein Kind die Decke in die Höhe, die Decke stand nun gegen das Bettende hoch in die Luft und fiel zu beiden Seiten um die Füße herunter.

»Wo sind denn die Kinder?« fragte der Doktor drohend.

»Die Kinder sind bei den Eltern«, sagte der Mann still und ließ die Decke herunterfallen. »Sonntag war ich in Hollabrunn.«

»Sie Lump«, sagte der Doktor. »Reden Sie doch! Sagen Sie die Wahrheit. Warum arbeiten Sie nicht!«

Der Mann sah mit einmal blaß und ernst aus, die dunklen feinen Stoppeln von seinem Bart erschienen wie ein schwarzer grauiser Ausschlag in seinem Gesicht.

»Ich kann nicht mehr, Herr Doktor. Das ist es. Ich kann nicht mehr. Es ist etwas gerissen in mir. Zersprungen. Ich kann nicht mehr arbeiten, zur Stund aufstehen, mich auffaffen! Nie mehr werd ich arbeiten können.«

Beide rührten sich nicht. Dem Mann traten plötzlich Tränen in die Augen. »Wie geht es meiner Rosi?« flüsterte er.

»Natürlich gehe ich arbeiten, Herr Doktor. Morgen gehe ich. Morgen...« Er wimmerte: »Arme Rosi, arme Rosi...«

Der Doktor begann hin und herzugehen über Rosis blauen Läufer, der wie ein Steg durchs Zimmer führte, licht und selten benutzt. »Sie sind wirklich verrückt. Warum lesen Sie bloß all das Zeug. Unsinn ist das, zu lesen. Ein

Mensch, der im Leben steht... Ich stehe auch im Leben, wir stehen alle im Leben, und Sie lesen, sonst können Sie nichts, lesen, machen sich fertig. Das kommt doch von den Büchern, daß Sie sich fertig machen!«

Der Mann trocknete langsam und ohne Scham seine Tränen mit einem Zipfel des Leintuchs. »Sie müssen mich aber verstehen. Ich bin Schweißer, ich kenne das ganz helle Licht. Schweißer – das ist ein sehr guter Beruf. Ich habe die Prüfung gemacht und gleich geheiratet danach. Gleich sind eins nach dem andern die Kinder gekommen. Bei den Stadtwerken habe ich gearbeitet, in fast allen Bezirken, auch im ersten Bezirk, in den Straßen, wo die großen Geschäfte sind, die Juweliere, Geschäfte, die Konditoreien, ach, die Kleider, die Radios, Autos, Eisschränke, alles habe ich aus der Nähe gesehen, man arbeitet so daneben, man sieht hin, und die meisten neiden es. Maunz ist am neidischsten, er möchte goldene Uhren und Teppiche. Aber sehen Sie, das war es nicht für mich, so neidisch war ich nie. Wir wohnen in Floridsdorf, Sie auch, Herr Doktor, darüber muß ich Ihnen wohl nichts sagen. Hier ist alles anders als es sonstwo wäre. Das Grün zum Beispiel von unseren Parks, die Luft, alles ist etwas zu kurz gekommen, den Straßen fehlt das, was eine Straße schön macht, dem Park das, was einen Park romantisch macht. Gute Wohnungen haben wir in den Gemeindebauten, aber froh wird man nicht darin, an den Räumen ist zu wenig, an allem ist etwas zu wenig, an unsren Frauen auch, an der Rosi ist zu wenig, nicht daß sie keine gute Frau wäre, aber es ist bald zu wenig an ihr geworden wie an ihrem Armband zu wenig ist, an den Holzperlen und den dünnen goldenen Ohringen mit den Vergißmeinnicht dran, an unsren Kindern ist zu wenig, aber das merkt man vielleicht am wenigsten, weil sie selber noch nichts davon merken und es besser tragen, auch an mir und auch an Ihnen ist zu wenig, Herr Doktor, das müssen Sie mir entschuldigen, aber an Ihnen

ist auch zu wenig, weil Sie hier Doktor sind. Nein, ich beklage mich nicht, es geht uns sehr gut, ich habe meinen Lohn, meine Arbeit, da ist die Gewerkschaft, da ist die 45-Stundenwoche, vielleicht werden es bald noch weniger Stunden sein. Aber sehen Sie, ich bin Schweißer. Krankenversichert, unfallversichert, lebensversichert, meine Frau bekäme ein schönes Geld nach mir, die Wohnung ist unsicher, der Zins niedrig, Floridsdorf ist auch eine gute Gegend, billig ist alles. Ach, ich vergesse Sie, Herr Doktor. Sie gehören auch hierher, wie die Arbeiter. Sie haben zwei Zimmer mehr, das gönne ich Ihnen, es ist recht, daß Sie mehr Zimmer haben. Abends fallen Ihnen die Augen zu wie mir, Sie trinken ein Bier, ich auch. Im Urlaub gehen Sie ins Waldviertel, ich nach Hollabrunn, da ist nicht viel Unterschied. Aber ich bin Schweißer. Ich habe schon eine gewisse Erfahrung mit dem Stahl, mit der Hitze, mit dem Licht, was für einem Licht. Wir haben Schutzbrillen. Aber was ist, wenn die Schutzbrille eines Tages vergessen ist. Wenn sie zerspringt. Schauen Sie, das könnte vorkommen. Ich habe nie meine Brille vergessen, sowas darf einfach nicht vorkommen.

Fix Laudon, da ist mir die Brille zersprungen und nun springt das Licht herein, wie ein Wolf und frißt meine Augen, reißt meine Augen und mein Hirn auf. Wie mir alles durcheinanderkommt. Wenn wir die Welt antreten sollten, denn vielleicht werden wir ja die Welt antreten, wir, an denen zu wenig ist, dann möchte ich nicht, daß an uns und allem zu wenig ist, daß dies die Welt antritt, diese gehäkelten Tischdecken und der Likör und diese Bäume, die so verschlissen herumstehen, und dieser Geruch in den Häusern und diese Straßen, die zur Not von einer Kreuzung zur anderen führen, und diese Krankenscheine, die nach schlechtem Papier schmecken, und diese öffentlichen Schulen und die Bedürfnisanstalten, die man sich als Vertraulichkeiten gegen uns herausnimmt, und überall der Wink, das Blin-

zeln, mit den Werksküchen, den Blechlöffeln, der Altersversicherung, den Rummelplätzen, Sportplätzen, den Kinos. Aber mir ist das mit dem Buch passiert. Ja, dieses Buch. Was sagen Sie nun. Ich habe ja nie vorher gelesen. Auf die Prüfung habe ich gelernt, wie Sie studiert haben. Das war alles. Dann kommt das Buch daher. Ich kann das Buch nie mehr zurückgeben . . . « Der Mann richtete sich auf und fiel wieder ganz ins Hochdeutsche: »Es ist unwiderruflich, sehen Sie, mein Lieber, unwiderruflich! Ich weiß jetzt, daß ich nicht verworfen bin, daß ich teilnehmen muß. Denn keiner ist ausgeschlossen, ich jedenfalls lasse mich nicht ausschließen. Ich bin vielleicht weniger ausgeschlossen als Sie, obwohl Sie studiert haben und ich nicht!«

»Aber ja«, sagte der Doktor verwirrt, »aber ja, es sagt ja niemand was dagegen.« Er rieb sich die Stirn mit dem Taschentuch, um Zeit zu gewinnen. Dann zog er die Brauen zusammen und schnaubte aufgebracht in das Tuch. »Sie meinen wohl, Sie sind ein Genie und ich bin der Idiot. Danke, danke. Sie faseln da etwas zusammen. Besten Dank. Warum reden Sie nicht mit Ihren Leuten? Sind Ihre Freunde vielleicht ausgeschlossen oder schlechter als Sie? Gehn Sie arbeiten und reden Sie mit Ihren Freunden. Sind Ihre Freunde vielleicht ausgeschlossen, Sie eingebildeter Mensch? Reden Sie dort. Nicht mit mir! Mit mir nicht! Für mich ist das Blödsinn; ich habe schon einiges gelesen in meinem Leben. Ich muß zu Ihrer Frau gehen, um die Sie sich nicht kümmern. Sie haben sie wieder zu dem Pfluscher gehen lassen. Jetzt hat es sich ausgependelt. Jetzt geht sie drauf, verstanden. Jetzt ist es aus.«

Der Mann sah neugierig auf den Arzt. »Glauben Sie denn, daß Brunner und Mauz solche Bücher lesen wollen. Ja, politisieren tun sie hier und da, aber wie die Kinder, ohne Gedanken. Ich hätte auch nicht lesen und denken mögen vor dem Tag. Aber jetzt weiß ich nicht mehr, was aus mir wird. Was wird aus mir, Herr Doktor? Was wird aus ei-

nem wie mir? Daß Sie mich recht verstehn: ich möchte nicht aus meiner Haut, nicht ein Studierter sein, sondern bleiben, was ich war. Ich gehe gern auf den Bau, bin immer gern gegangen. Aber ich kann nicht mehr. Ich gehe dort so fremd herum. Wissen Sie, was der Maunz gesagt hat das letzte Mal?« Der Mann sah listig und erwartungsvoll auf. »Er hat gesagt: Wir blasen dir bald etwas.«

Der Doktor ging zur Tür und sah zurück auf das zerwühlte Bett und in alle Winkel des Zimmers, als wollte er feststellen, was sich so sehr verändert hatte. Es war keine Ordnung mehr in dem Raum und der frische Geruch hatte sich verzogen; ein Paar Hosen lag auf dem Boden vor dem Kasten, verknäulte Socken daneben. Ein Vorhang war aus der Schiene gesprungen und hing schlaff auf der einen Seite des Fensters herunter. Der Doktor legte eine Beschwörung in seinen Blick, mit dem er all das wahrnahm. Aber der Mann schüttelte langsam den Kopf; er hatte verstanden und verneinte. Für sich verneinte er, wie jemand, der einseht, auch einsehen will, aber für sich keinen Gebrauch mehr von dieser Einsicht machen kann.

Reiter saß im Kaffeehaus und trank das dritte Bier. Er ließ anschreiben.

»Ich lese jetzt ein sehr interessantes Buch«, sagte er. Der Doktor unterbrach ihn mit einer verächtlichen Bewegung.

»Gut«, sagte der Mann. »Ich bin schon still.«

»Ihre Frau ist tot, und Sie sind schuld daran. Sie haben mich zu spät gerufen.«

»Arme Rosi«, sagte [der] Mann, »sie wollte wohl sterben. Sie haben keine Schuld. Nicht daß sie mißtrauisch war gegen die Ärzte, aber sie hat immer an die Pfuscher geglaubt. Helfen Sie jemand, der an ein Pendel glaubt ... das bringen Sie nicht fertig. Es war ihr wichtiger als gesund werden, und mir sind die Bücher wichtiger ...« Der Mann verstummte und trank.

»Ich lese ein Buch«, begann er wieder. »Draus geht hervor: im Anfang und am Ende ist alles egal. Leben und Tod. Ich lese ein anderes Buch, daraus geht hervor, daß alles einen Wert hat. Ich lese ein Buch, aus dem geht hervor, daß wir die Welt ändern müssen. Und noch eines, da geht noch allerhand hervor, wovon Sie sich nichts träumen lassen. Himmel, was da alles hervorgeht und hängt da oben wie eine Wolke, und ich schaue hinauf, während ich unten im Dreck liege und euch die Straßenbahnschienen flicke, und frage mich, wie sollen wir zusammenkommen, die Wolke und ich.«

»Das bilden Sie sich bloß ein«, sagte der Doktor schwach und trank nun auch. »Einer richtet die Lichtleitung, einer richtet das Brot, einer die Schuhe und einer die Gewehre. Sie sind ein Arbeiter, verstanden, das ist eine gute Sache. Das andre geht Sie nichts an.«

»So, so!«, rief der Mann, »geht mich nichts an! Aber freilich, Sie verordnen Ihr Aspirin, fahren einem mit dem Löffel in den Mund und stechen die Spritzen in die Venen. Ihnen ist alles egal, und drum merken Sie nicht, daß Sie auch drunten liegen wie ich, im Dreck, und daß die schöne Wolke über Sie hinzieht, als gäb es Sie nicht. Aber es muß uns geben. Es muß.«

»Das ist die Höhe«, sagte der Doktor. »Lassen Sie mich aus dem Spiel.«

Der Mann sprang auf und ging auf den Spielapparat zu.

»Nein, ich lasse dich nicht«, sagte der Mann und riß an dem Hebel. »Ich lasse dich nicht, mein Geist.« Der Hebel ging krachend herunter und die Kugeln begannen zu tanzen. »Verstehen Sie«, brüllte der Mann, über den Lärm hinweg, zu dem Doktor hinüber. »Es muß eine Verbindung sein, sonst spucken mir die Bücher ins Gesicht oder ich spucke die Bücher an! Ist da ein Zusammenhang oder keiner?!«

»Wer soll das wissen?«

»Wer? Ich natürlich. Ich soll es wissen, sonst hat das alles gar keinen Sinn. Wenn ich es nicht weiß, dann ist es ganz umsonst, daß die Bahn fährt und das Brot jeden Tag frisch aus dem Ofen kommt, daß einer die Straßen kehrt und einer die Bücher macht.«

»Es wird schon auch so einen Sinn haben, auch wenn Sie es nicht wissen«, murmelte der Doktor selbstgefällig.

»Ich muß schon sagen.«

»Saufen. Stänkern. Das ist alles, was Sie können.«

»Hören Sie mir bloß auf. Hören Sie auf.«

»Eine Schande ist das, nicht zu sagen.«

»Den Seinen gibts der Herr wohl im Schlaf.«

»Da schau an. Aber es wird Sie noch reuen.«

»Lang geht das nicht mehr, ist alles zu lang gegangen.«

»Kommt eine Zeit, kommt ein Rat.«

»Ich glaube, mich beißt was.«

»Ich geb keinen roten Heller für Sie.«

»Zu nachtschlafner Zeit und am hellichten Tag.«

»Rutschen Sie mir den Buckel herunter.«

»Sie haben die Weisheit wohl mit dem Löffel gefressen.«

Der Doktor schleifte den Mann, der sich wehrte, zu dem Tisch zurück. Der Ober, der hinzugekommen war, gab sich den Anschein mitzuhelfen und flüsterte: »Tun Sie ihn mir weg, Herr Doktor.«

»Franz, zahlen«, sagte Reiter scharf, der es gehört hatte.

»Nein, anschreiben.«

»Ich zahle alles«, sagte der Doktor und drückte Reiter auf einen Sessel am Tisch.

»Sehen Sie den Tisch dort drüben, am Fenster?« fragte der Mann aufgeregt. »Sehen Sie, Herr Doktor, dort unter dem Tisch ist es gelegen im Dunkeln, das Buch, mit dem es angefangen hat. Dort war meine Hand im Dunkeln und hat danach gegriffen, hat sich verbrannt. Da – meine Hand tut mir noch weh davon. Da – meine Augen, mein Kopf. Diese

Schmerzen. Dort ist es geschehen. Ist das ein besonderer Ort? Nein, ein so beliebiger Ort. Aber an jedem beliebigen Ort, in einer beliebigen Stunde geschieht so etwas, fängt es an. Ich weiß nicht, was es für Sie sein wird, Herr Doktor. Für Sie wird an einem anderen Ort, in einer anderen Stunde etwas geschehen. Dann werden Sie leiden, schreien in der Nacht, nicht mehr aus und ein wissen und nie mehr leben können wie vorher. Und fragen werden Sie, fragen, daß tausend milde flockige feuchte Antworten nicht genug fallen werden in diese einzige brennende Frage . . . Ich lade Sie ein. Seien Sie nicht fad, lade Sie ein, weil Sie so gut beisammen sind und so gut aus der Wäsche schauen. Trinken Sie noch eins mit mir, Genosse Doktor, lieber Genosse, Sie sind ein feiner Kerl. Sie würden mit uns auf die Barrikaden kommen, wenn es um die Wurst geht, aber da ist noch eine andre Barrikade. Wer steht da schon? Schaut! Bin ich das vielleicht? Wie kommen wir denn zusammen, Herrschaften, wir, denen es um den Wurstzipfel geht, und wir, denen es um den Gedanken über die ganze Wurst geht und die allergrößten Gedanken über uns und die Wurst. Schöne Wolke, die vorüberzieht . . . Was für ein Geschrei ist das in der Nacht!«

Die Leiche des Andreas Reiter, 35 Jahre alt, Schweißer bei den Stadtwerken, der sich über die Floridsdorfer Brücke in die Donau gestürzt und das Genick gebrochen hatte, wurde am anderen Tag am Ufer in der Höhe von Jedleseesee angeschwemmt. Der Unglückliche hatte in einem Anfall von Schwermut gehandelt, da seine Frau kurz zuvor an Tuberkulose gestorben war und ihn mit zwei minderjährigen Kindern zurückgelassen hatte.

Die Kapelle der Arbeiter seines Bezirks spielte am Grab »Ruhe sanft« und »Ich hatt' einen Kameraden«.

Der Doktor entfernte sich, in Begleitung des Obers Franz, als erster vom Friedhof. »Ich hatt' einen Kameraden«, sag-

te er laut und entrüstet. »Das ist der reine Hohn!« Der Ober sah ihn von der Seite an und schwieg. »Wenn man weiß, was ich weiß«, murmelte der Doktor ohne Erklärung. Dann sagte er wieder laut: »Aber doch, wenn man weiß, was ich weiß, dann stimmt es. Wenn man es genau nimmt, stimmt es wieder.«

»Meine Verehrung«, sagte der Ober und verabschiedete sich.



Ingeborg Bachmanns Erzählungen zeigen Lebensfragen in den Schicksalspunkten ihrer Helden, von Entscheidungen bis dazu, ob man die Liebe gibt, und warum man das. Diese Prosa gehört zum klassischen Bestand der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Ingeborg Bachmann, geboren 1926 in Klagenfurt, Lyrikerin, Erzählerin, Essayistin. 1952 erste Lesung bei der Gruppe 47. Preise: Preis der Gruppe 47, Bremer Literaturpreis, Hörspielpreis der Kriegsblinden, Berliner Kritikerpreis, Georg-Büchner-Preis, Großer Österreichischer Staatspreis, Anton-Wiligin-Preis. Lebte nach Aufhalten in München und Zürich viele Jahre in Bern, wo sie 1973 starb.

Die Erzählung  
"Der Schweisser"  
entstand 1959.